BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buc'hoz, Pierre-Joseph,

Des Herrn Buchoz ökonomisch-physikalische Abhandlung vom Federvieh,
welches zum Vergnügen in Vorhöfen und Vorwerken pflegt gehalten zu werden
Als ein Unterricht dieses Geflügel zu erziehen, zu erhalten, zu vermehren,
zu füttern und in der Hauswirthschaft zu benutzen

Wien 1785

Oecon. 346
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10294455-6
VD18 14248433

<36601998120011

<36601998120011

Bayer. Staatsbibliothek

Oec. 346.

Buchoz

Oeconomia. Volatiles bestiae 418.

~~Oec. pec. N. 92.~~

R

Des Herrn Buchoz
ökonomisch-physikalische
Abhandlung
vom
Federvieh,
welches zum Vergnügen
in Vorhöfen und Vorwerken
pflegt gehalten zu werden.

Als ein Unterricht
dieses Geflügel zu erziehen, zu erhalten, zu vermehren, zu füttern und in der Hauswirthschaft zu benutzen.

Aus dem Französischen übersetzt
von
J. W. Consbruch.

Als ein Supplement
zu Büffons Naturgeschichte.

W I E N,
gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Trattnern,
k. k. Hofbuchdruckern und Buchhändlern.
1785.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede des Verfassers.

Das Werk, welches wir jetzt ins Publikum bringen, ist das erste welches von der Art in Frankreich erschienen ist. Vor uns hat noch Niemand eine Abhandlung vom Federvieh bey Vorwerken bekannt werden lassen, ausser dem gelehrten **Reamür**, der uns mit zweyen dergleichen beschenkt hat. Eines unter dem Titel: **Kunst junge Hühner ausbrüten zu lassen:** (l'art de faire eclorre les Poulets,) in zwey Bänden, und das andere von der Anwendung dieser Kunst, in einem kleinen Band. Keines von diesen beyden Werken handelt aber von allen Gattungen von Geflügel, die man auf den Vorwerkshöfen zu halten pflegt, sondern sie schränken sich nur auf eine einzige Art desselben, nämlich den

Hahn und die Henne ein. Zwar giebt es dennoch auch einige Schriftsteller, die von dem Federvieh bey Vorwerken geschrieben haben, alles aber was sie davon sagen, ist entweder zu kurz oder in gar zu zahlreiche Sammlungen versenkt. Wir haben durch diese Abhandlung beyden Unbequemlichkeiten abzuhelfen gesucht, und aus dem nemlichen Gesichtspunkte zeigen wir alles, was nur das gefiederte Geschlecht, so man bey Vorwerken zu halten pflegt, betreffen kann. Dem zu Folge handeln wir in diesem Werke von zehn Arten des Geflügels, und fangen von dem Pfauen, als der Zierde des Hühnerhofes, an. Wir liefern die Beschreibung dieses Geflügels, seine Neiguung, seine Handlungsart, sein ursprüngliches Vaterland; die Gelegenheit, wodurch er in unserem Welttheile naturalisiret ist, seine Legezeit, die Nahrung die ihm zuträglich ist, die Art, sein Geschlecht zu vermehren und seine Jungen zu erziehen, den üblichen Gebrauch der Einwohner des Königreichs Bengalen, dasselbe auf der Jagd zu verfolgen; sein Geschrey; die Gewächse, die ihm dienlich oder schädlich sind; das Ungeziefer, wodurch es geplagt wird; die gegenseitige Neigung, zwischen ihm und dem Schruten; und endlich seine besondern Eigenschaften, in Absicht der menschlichen Nahrung, Arzney

und

und Hauswirthschaft, worunter wir auch das berühmte Mittel der Frau Gräfin von Waldruh wider die fallende Sucht rechnen.

Von da kommen wir auf den Schruten, als den Vogel, der dem Pfauen am ähnlichsten ist, und fast das Mittel zwischen diesem und dem Haushahne ausmacht. Nach unserer Gewohnheit fangen wir so fort mit seiner Beschreibung an, und erzählen alsdann seine Zergliederung; sein Vaterland; seine Veränderungen; seine verschiedenen Vorzüge; seine Neigungen, und unter andern seinen Zorn; sein Geschrey; seine Unterscheidung von dem Weibchen; die Zärtlichkeit der welschen Henne für ihre Jungen; den langsamen Gang dieses Vogels; die bey den Einwohnern von Louisiane übliche Art, auf denselben zu jagen; die Wahl eines guten Schruthahnes, die man treffen muß, um dessen Geschlecht zu vermehren; die Gefechte zwischen dergleichen Hähnen; ihre Verpaarung; die Eigenschaft, die eine gute welsche Henne haben muß; die Farbe ihrer Eyer; ihre Legezeit; die Art junge Puten aufzuziehen; die Mühe, die man dabey anwenden muß; die aber durch die Vortheile, die man davon ziehet, reichlich ersetzet wird; das Vorzügliche, wenn man

sie Heerdenweise aufziehet; die Sorgfalt, die man für Eyer und Henne, sowohl während des Brütens als beym Auskommen der Jungen anwenden muß; die zuträglichste Nahrung für die ganz kleinen Putchen; wie man diesen Thierchen helfen kann, wenn sie anfangen matt zu werden; die Nothwendigkeit sie ins Feld zu führen, wenn sie zu einem gewissen Alter gekommen sind; wie der Hüter derselben beschaffen seyn müsse; die Art sie zu kapaunen, um sie fetter zu machen; die Gewächse, die ihnen schädlich oder nützlich sind; die Krankheiten, denen die Schruten ausgesetzt sind, nebst den Mitteln, die man dagegen brauchen kann; die Liebe dieser Thiere für die Gehölze; die Art, Schruteneyer durch gemeine Haushühner, und umgekehrt, Hühnereyer durch Schruten ausbrüten zu lassen; die Eigenschaften dieser Vögel, für die Nahrung und Haushaltung, und zuletzt Beobachtungen für die Arzney.

Das dritte Thier, welches wir betrachten, und welches das dritte Kapitel dieses Werks ausmacht, ist der Hahn mit der Henne; weil wir uns aber in Ansehung dieses Vogels sehr weit ausgebreitet haben, und solches in aller Absicht betrachten,

ten, so haben wir uns genöthiget gesehen, dieß Kapitel in sechs verschiedene Artikel zu vertheilen. In dem ersten Artikel handeln wir vom Hahne, und bringen seine Beschreibung, seine Verschiedenheiten, sein Krähen, seine Geilheit, die Zahl der Hühner denen er genug ist; seine Freundschaft für dieselben; wie man gute Hähne für die Hühnerhöfe aussuchen, und wie man sich verhalten soll, um solche den Hühnern vorzustellen; die Gefechte der Hähne unter sich; die Dauer ihres Lebens, ihr durchdringendes Gesicht; die vorgeblichen Eyer, von denen man fälschlich vorgiebt, daß sie von Hähnen gelegt würden; ihre unnatürlichen Gestalten; die Hörner die einige tragen, und die Zergliederung dieser Hörner; die Eigenschaften dieser Vögel in Absicht unserer Nahrung und Arzney.

Der zweyte Artikel dieses Kapitels ist den Kapaunen gewidmet. Anfänglich beschreiben wir dieß sonderbare Wesen, und auch dasjenige, was man unter einem misglückten Kapaunen (chapon locatre) verstehet. Wir zeigen alsdenn die Art des Kapaunes an; die Zufälle, die nach dieser Handlung folgen; das Alterthum dieses Verfahrens; die Veränderungen und Verwandlungen, die bey den Häh-

nen vorgehen, so bald sie kapaunet sind; der Verlust ihrer Stimme; die Verachtung, die das mehreste Federvieh gegen sie heget; den feinen Geschmack, den ihr Fleisch erlangt; und denn werden wir damit schliessen, daß wir die Art sie zu mästen, und ihre Eigenschaften für unsere Nahrung und in der Arzney, wo man von ihnen nichts als das Fett gebrauchen kann, anzeigen.

Der dritte Artikel ist weitläuftiger, und handelt von der Henne. Zuvor legen wir die Kennzeichen aus, die sie vom Hahne unterscheiden, und zeigen sodann ihre Mannigfaltigkeit. Wir betrachten unter ihnen besonders die Koppelhühner, und denn überhaupt das Land, woher man den Ursprung dieses Viehes rechnet; wie man sie aussuchen muß, um ihr Geschlecht durch sie zu vermehren; die Art junge Hühner zu kennen, und die Nothwendigkeit die Alten abzuschaffen; das Körperliche bey der Bepaarung des Hahns und der Henne; die unfruchtbaren Eyer, die diese legt, wenn sie sich nicht mit dem Hahne vermischt; ihre Legezeit; der Bau ihres Magens, und wie die Verdauung darinn durch Werkzeuge geschieht, die ihnen zugleich zum Athmen dienen; die Beschreibung der inwendigen Haupt-

röh=

röhre in diesem Geflügel; die Wohnung die sich für sie schickt, und die unter dem Namen des Hühnerstalls bekannt ist; die Nothwendigkeit kleine Hühnerhäusgen an das grosse zu setzen, und in jene Körbe zu bringen, die zu Nestern dienen können; der vortheilhafte Gebrauch, einen Baum nahe an den Hühnerstall zu pflanzen, und einen Misthaufen dabey anzulegen; die Einrichtung eines Wurmhaufens, und das Vortheilhafte und Schädliche was daraus entstehen kann; die Zahl der Hühner, die man halten muß; die Zeit ihres Erwachens, ihres Auffliegens und um sie zu füttern; die Nahrung, die ihnen gut, oder die ihnen nicht gut ist; den Vortheil, wenn man den Hühnern des Morgens früh, und allezeit an demselben Orte zu fressen giebt; die Art ihre Eyer zu sammlen; die Nothwendigkeit, ihre Wohnungen rein zu machen und auszuräuchern; das Verfahren, um sie im Winter zum Legen und Brüten zu bringen; die Zubereitung der Nester; diejenigen Hühner, die man vor andern zum Brüten wählen muß; die beste Jahrszeit zum Brüten, und die Sorge, die man während der Zeit für die Henne tragen muß; die Krankheiten, denen sie unterworfen sind, nebst der Behandlung die ihnen zuträglich ist; die verschiedenen Arten sie fett zu ma-

machen, auch wie man ihnen hilft, wenn sie fett werden, und deshalb keine Eyer mehr legen; die Eigenschaften der Henne zu unserer Nahrung, nebst medicinischen Betrachtungen über diese Eigenschaften; die verschiedenen Gebräuche, die die Arzneykunst davon macht, nebst einigen Vorschriften, und endlich den Nutzen, den die ganze Wirthschaft von diesem Geflügel hat.

Der vierte Artikel ist nicht weitläuftig, das gemästete junge Huhn (Poularde) ist der Gegenstand desselben. Man erkläret in diesem Artikel, was unter dem Worte Poularde verstanden werde, und wie das Weibchen des Hahnes diese Benennung annimmt; man verfährt mit dem Eyerstock der Hühner fast auf eben die Art, wie mit den Zeugungstheilen der Hähne; uud das Fleisch dieser Thiere wird durch solche Operation viel zarter und saftiger.

Der fünfte Artikel betrift das Ey. Wir legen seine Beschreibung vor, seine verschiedenen Arten; die Zergliederung des Hühnereyes; das weisse länglichte Bläsgen (cicatricule) so sich

da-

darin findet; seine chymischen Gründe; die besondern Zufälle, die man bey dieser Art von Hervorbringung oft bemerkt hat; wir erklären nach den Auseinandersetzungen des berühmten Herrn de la Peyronnie dasjenige, was man unter Hahneneyern verstehet; wir zeigen, wie man dieselben auf verschiedene Art gut bewahret; die Entscheidungszeichen, um zu wissen, ob sie frisch sind, und die Erfahrungen, die man gemacht hat, um sie wieder gut zu machen, wenn sie verdorben sind; die Art sie zu salzen, so wie sie bey den Mallagern gebräuchlich ist; denn erlauben wir uns wie gewöhnlich auch hier, einige medicinische Betrachtungen anzustellen; von da gehen wir auf die nahrhaften Eigenschaften fürs Vieh, und wie man sich derselben bedienet, um Kälber damit fett zu machen; denn kommen die gesunden Eigenschaften der Eyer in der Arzney, die unzählig sind. Jedermann weis, daß die Eyerschaalen ein Theil des berühmten Mittels der Mamsell Stephens sind; wir bringen unter andern neun medicinische Vorschriften bey, bey denen Eyer gebraucht werden, und zwölf Vorschriften aus der alten Arzneykunst; und wir beschließen diesen Artikel endlich damit, daß wir den Gebrauch der Eyer in der Haushaltung anzeigen, wie man sich ihrer bedient,

dient, um Flecken aus den Kleidern zu machen, eine Reisedinte zu verfertigen, zerbrochene Gefäße wieder zu leimen u. d. gl.

Der sechste Artikel ist der wichtigste. Wir handeln darinn von jungen Hühnern, und von der Art sie aufzuziehen. Wir vetrachten sie bey ihrer ersten Bildung; wir erzählen ihre ganze allmählige Entwickelung während der Brutzeit; wir zeigen die Lage des Hahnentritts (cicatricule) worinn der Urstof von dem Daseyn des Huhns ganz befindlich ist; wir geben die Ursache an, warum das Küchlein im Eye niemals umgedrehet wird; wir zeigen, wie es sich darinn ernähret, und was es anfängt, um heraus zu kommen; welche Lage es in den verschiedenen Zeiten des Brütens darinn annimmt; wie groß sein Kopf, im Verhältniß mit dem übrigen Körper sey; wir erklären, was man unter gebickten Eyern versteht, und wie solches durch den ersten Bick des Küchleins mit dem Schnabel verursachet werden kann; welche Gefahren daraus entstehen, wenn sie zu früh auskommen, und was für Hindernisse sie dabey zu überwinden haben; von da gehen wir auf den

schäd-

schädlichen Gebrauch, der alsdenn aus Irrthum begangen wird, wenn man die Eyer, so wie man merket, daß sie gebickt werden sollen, in laues Wasser taucht und das führet uns von selbst, auf die Beschreibung des Küchleins, wenn es aus dem Eye kommt. Nach allen diesen physikalischen Vorbetrachtungen, gehen wir denn wegen des Wirthschaftlichen ins Kleine. Wir zeigen zuerst, wie man die Eyer wählen muß, die ausgebrütet werden sollen; wie ausgemacht es sey, daß die frischgelegten die besten dazu seyn; daß es Arten des Versuchs gebe, ob sie zum Brüten tauglich seyn, und wir zeigen solche hier an. Wir raumen nebst andern Thorheiten auch die Vorurtheile aus dem Wege, die in Absicht der Brutzeit bey den Landleuten eingeschlichen sind; wir zeigen die Anzahl der Eyer an, die man jeder Henne unterlegen muß; die Art, wie man sich im Winter junge Hühner verschaffen kann; die Wohnung, so wie solche so wohl für die Henne als ihre Jungen gut ist; die Einrichtung ihres Nestes, und die Nothwendigkeit, dasselbe zu reinigen und auszuräuchern; wir wiederholen hier dasjenige etwas umständlicher, was wir bey dem Artikel von der Henne, nur kurz darüber gesagt haben; wir gehen hier

auch auf die geringsten Vorsichtigkeiten, die man während der Zeit, daß die Henne auf den Eyern sitzt, nehmen muß; wir sprechen von der brütenden Henne Ungeduld, Gefräßigkeit u. s. f. wir erklären die Mittel, die man dagegen gebrauchen kann; wir beschreiben alsdenn die Sorgfalt, die man anwenden muß, wenn die Eyer im Begrif sind auszukommen, und wie man sie kurz vorher genau betrachten muß. Darauf beschreiben wir denn die Mühe, die man sich geben muß, so bald die Küchlein ausgekommen sind; die Nothwendigkeit, sie den ganzen ersten Tag unter der Mutter zu lassen, ohne ihnen etwas zu essen zu geben; die Nahrung, die ihnen am besten ist; ein neues Verfahren, um sie in kurzer Zeit zu ihrem völligen Wachsthume zu bringen; die Bekümmernisse der Henne um sie; die wirthschaftliche Art, drey ganze Bruten, nur einer einzigen Henne zur Führung beyzusetzen; die Art, sich der Kapaunen hierzu zu bedienen; der Nutzen, den man in Absicht der Vermehrung junger Hühner von den welschen Hühnern haben kann; die in Egypten gebräuchliche künstliche Art, um sie auszubrüten, und auch die von dem Herrn de Reaumur und andern Neuern erfundene; wie jede Wärme, und selbst die, welche der Mensch an sich hat, zu die-

sem

sem Endzweck gut sey, wenn sie nur mit der Wärme der Henne in gleichem Grade ist, so wie man solches durch das Mittel eines Wetterglases erforschen kann; wie man jedoch dabey bemerken müsse, daß etwas zu wenig Wärme dem Brüten bey weitem nicht so schädlich sey, als zu viel davon, und daß auch die Feuchtigkeit demselben sehr zuwider sey. Wir erinnern deshalb, daß man dieser Unbequemlichkeit, durch gute Anlegung, der zu solchem Zweck bestimmten Oefen, zuvorkommen müsse, und liefern zugleich die Beschreibung derselben. Wir zeigen, wie man sich hierzu mit eben dem Nutzen auch der Oefen der Brodt- und Pastetenbäcker bedienen kann. Es ist aber nicht genug, das Verfahren angezeigt zu haben, wie man die jungen Hühner, auf eine künstliche Art zum Ausbrüten bringen kann, sondern sie müssen auch eine Mutter zur Führerin haben, sobald sie gebohren sind. Auch dafür hat der Herr de Reaumur gesorgt, und eine gekünstelte Mutter erfunden. Nach diesem gelehrten Akademiker, und nach den Auszügen, die uns der naturkundige Franzose der Herr de Buffon davon gegeben hat, gehen auch wir zur Auseinandersetzung dieser Materie. Wir geben hier deshalb die Beschreibung von einer Stube, von einer Gluckhenne und von einer gekün-

künstelten Mutter. Diesen Entwickelungen müssen alsdenn nach unserem ersten Entwurf die Eigenschaften in Absicht unserer Nahrung folgen, und denn schliessen wir endlich mit den medicinischen Anwendungen. Man weis, daß das Wasser vom jungen Huhne, das in der Arzneykunst so viel gebraucht wird, sich nothwendig dabey auszeichnen müsse, und dahin rechnen wir auch ein durch den Doktor Seguer bewährt gefundenes Mittel wider die Unverdaulichkeit.

So sind alle die Artikel, die das dritte Kapitel dieses Werks ausmachen, und welches folglich auch das weitläuftigste hat werden müssen, ausgeführt. Das folgende ist nicht allerdings so nützlich, weil darinn blos von einem Vogel gehandelt wird, der sehr viel Mühe hat, sich bey uns beliebt zu machen, und zwar vom Perlhuhne. So wie es uns gewöhnlich ist, geben wir zuerst die Beschreibung davon; alsdenn melden wir seine Neigungen, die Jagd, die man in dem Lande, wo es entspringt, darauf macht; seine Wohnart; die Ehrerbietung, die die Raubvögel dafür haben; die Menge und Farbe ihrer Eyer, und ihre Eigenschaften in Absicht unserer Nahrung.

Der

Der Fasan macht den Inhalt unsers fünften Kapitels aus. Die Ziehung dieses Vogels ist nur den Grossen vorbehalten. Wir bringen in dies Kapitel seine Beschreibung, den Ort seiner Geburt; das nothwendige Aussuchen der Weibchen zum Legen, die Anzahl der Weibchen die einem Männchen zugegeben werden müssen; die Art sie einzuschliessen; die Nahrung, die ihnen gut ist; die geprüfte Art, wie man Fasaneneyer durch gemeine Hühner ausbrüten läßt; die Einrichtungen der Erdhaufen für junge Fasanen, wenn sie eingeschlossen sind; ihr Mechanismus; die Nahrung, die sie in den ersten Tagen nach der Geburt haben müssen, und die Sorgfalt, die man für sie haben muß, so lange sie klein sind; ihre Nahrung bis zur Zeit der Erndte; die gewöhnliche Art die Wälder mit ihnen zu besetzen, wenn sie stark genug sind; die Art, ihnen die Flügel zu beschneiden, um ihnen die Entfernung von dem Orte, wo man sie hingesezt hat, zu verbieten; die Mühe, die man im Monat Julius damit hat; die Krankheiten denen sie unterworfen sind, und wie man in diesen Krankheiten mit ihnen umgehen muß; die Jagd, die

man auf sie macht, und die Lockungen, durch die man sie ins Netz zieht; endlich die Natur dieser Vögel, und dann hat man auch ihre Eigenschaften zur menschlichen Nahrung und Arzney nicht übergangen.

Das sechste Kapitel handelt von der Trappe. Man liest darinn ihre Beschreibung; ihre Geschicklichkeit, ihre Natur, die Nahrung, die ihnen zuträglich ist, ihr Vaterland, die Art, sie in den Vorwerkshöfen aufzuziehen; die kurze Dauer ihres Fluges, die List des Fuchses, um sie zu fangen; die Beschaffenheit der Jagd dieser Thiere, ihre nahrhaften Eigenschaften, und einige medicinalische Betrachtungen darüber.

Die Gans macht das siebente Kapitel aus; wir liefern in demselben ihre Beschreibung, ihre verschiedene Gattungen und Veränderungen; ihr Zischen; die Dauer ihres Lebens; die Wanderschaft; die Wahl, die man dabey treffen muß, ihre Legezeit, ihr Brüten, ihre Fürsorge, die man anwenden muß, um ihre Jungen zu erziehen;

die

die Nahrung, die diesem Thiergeschlechte am zuträglichsten ist; die Pflanzen, die ihnen ungesund sind; die Wachsamkeit der Gänse; die Art, sie fett zu machen; ihre Wohnung; die Zahl der Gänse, die man einem Ganser anvertrauen muß; die beßte Zeit, um sie zu rupfen; der grosse Vortheil, den man bey Vorwerken davon hat, und die Unbequemlichkeiten, die ihre Unterhaltung dagegen mit sich bringt; die Oerter, die zum Gänsestall am bequemsten sind; ihre nahrhaften Eigenschaften; die Art, ihr Fleisch lange gut zu erhalten, und endlich ihren Nutzen in der Arzney und Wirthschaft.

Die Ente ist das zweyte Geschlecht von Wasservögeln, derer wir in dieser Abhandlung gedenken, und wird der Gegenstand des achten Kapitels. Wir legen die Eintheilung dieses Geflügels darinn vor; die Beschreibung der wilden Gattung; den Unterschied des Weibchens; die einfache Veränderung bey der zahmen Ente; das Gewicht dieses Vogels, seine Stimme, sein Geschrey, seine Gewohnheiten, den Bau seines Nestes, seine Legezeit, sein Brüten; die Art wil-

de Enten aufzuziehen, die Zeit ihres Federns, die Wohnung, die zum Aufziehen zahmer Enten gut ist, und die gewöhnliche Art bey den Chinesern, die Fortpflanzung dieser Gattung zu befördern; die Einrichtung der wilden Entenjagd, und wie solche auf drey verschiedene Arten geschieht; die Vortheile, wenn man die Enteneyer durch Hühner ausbrüten läßt; den vorzüglichen Nutzen, den man bey dieser Art Vögel bey Vorwerken hat; die Art, sie fett zu machen, und ihre nahrhaften, wirthschaftlichen, und medicinalischen Eigenschaften.

Darauf folgt denn in der Ordnung der Kapitel der Schwan, weil solches auch ein Wasservogel ist. Wir zeigen hierbey von demselben seine Beschreibung; den Nutzen, von der doppelten Beugung seines Halses; seine Verpaarung; seine Legezeit; sein Brüten; seinen Aufenthalt; die Möglichkeit, wie er den Schiffen habe zum Muster dienen können; seine Gewohnheiten, seine Nahrung, seine Feinde, seinen Nutzen für unsere Nahrung; seine Eigenschaften in der Hauswirthschaft und Arzney, und die Vorbedeutungen, die man

we=

wegen des guten und bösen Wetters von diesen Vögeln zieht.

Das Kapitel von der Taube, ist nächst dem vom Hahne und der Henne, das weitläuftigste und wichtigste. In der ganzen Welt unterhält man diese Art vom Geflügel; Jedermann ist deshalb neugierig, alles, was zu ihrer Zucht gehöret, zu wissen, und das ist also der Gegenstand des vorzüglichsten und letzten Kapitels in diesem Werke. Wir handeln solchen kürzlich auf folgende Art ab: wir fangen mit den Betrachtungen des Herrn von Büffon über die Geselligkeit der Tauben an; wir entdecken die natürlichen Neigungen dieses Vogels, seine Geschlechter, seine Veränderungen, seine Schattirungen, seine Gattungen, die sichersten Mittel die Taubenschläge damit zu versehen; die Art, wie man sie füttert, wenn sie noch jung sind, und wie ihnen das Fressen gelehrt wird; das Futter, welches ihnen besonders gut ist; die Zeit ihnen die Freyheit zu geben; den Bau des Taubenschlages; die Reinlichkeit, die darauf herrschen muß; die Nester, die darauf gehören; die in Absicht dieser

Nester zu beobachtende Vorsichtigkeit; die Unfruchtbarkeit der Tauben, wenn sie ins vierte Jahr alt werden; die leichten Mittel, ihr Alter zu kennen; die Nothwendigkeit, sie zu gewissen Zeiten im Jahre zu füttern; die Stunden des Tages, die dazu am bequemsten sind; die Geheimnisse um es zu machen, daß die Tauben nicht wegfliegen; die entgegengesetzten Geheimnisse, wie man sie einsperren kann; die Nothwendigkeit auf dem Taubenschlage zu räuchern; die Behandlung der rauchfüßigen Tauben, die von den vorigen, die man Feldflüchter nennet, unterschieden sind; die Wohnung, die solchen Rauchfüssern am zuträglichsten ist; die Mittel, um solche frühzeitig und groß zu haben; die Wahl, die man zur Beförderung ihrer Vermehrung treffen muß; das Verpaaren des Taubers mit der Taube; die Mühe, die man damit haben muß, ehe sie auf das Taubenhaus gebracht werden können; die Zeit ihres Brütens; die Art, wie die jungen Tauben von beyden Alten gefüttert werden; ihre Legezeit, die Anzahl ihrer Bruten; die Dauer ihres Lebens; den entscheidenden Karakter des Geschlechts durch die Stimme; die diesen Thieren eigne Art zu saufen, und was an denselben sonst

be-

besonders ist; die Jagd der wilden oder Holztauben; und um von diesen Thieren nichts zu vergessen, haben wir auch noch den Nutzen hinzugefüget, den Arzney, Haushaltung und Ackerbau davon ziehen können.

Durch die kurze und gründliche Ausführung, die man in allen diesen verschiedenen Kapiteln vorgetragen hat, kann man von dem Nutzen derselben urtheilen. Man findet überhaupt alles darinn, was zur Erlangung der nöthigen Kenntnisse gehöret, um von einem Vorwerkshofe den ganzen Vortheil zu ziehen, und das ist vielleicht auf dem Lande für die Landwirthinnen die größte Hülfe. Eine gute Haushälterinn, weis in ihrem Hühnerhofe alles zu finden, wodurch sie den Abtrag der Steuern, das Gesindelohn und die innere Haushaltung bestreiten kann, ohne zu den Früchten des Landes ihre Zuflucht zu nehmen, die alsdenn ganz Vortheil für den Wirth selbst bleiben. Seit langer Zeit hat man den Stein der Weisen gesucht, und man kann sagen, daß man ihn in der Federviehzucht gefunden hat. Ein Hühnerhof, dem gut vorgestanden wird,

kann seinem Herrn jährlich fünf bis sechshundert von hunderten einbringen, es gehört aber viele Mühe, Vorsichtigkeit und Aufmerksamkeit, von Seiten der Aufseherin dazu. Nur durch die Stärke des Fleisses, der Kenntniß und der Arbeit, kann man reich dabey werden: und sehr glücklich würden wir uns schätzen, wenn wir durch die Bekanntmachung dieses Werks, den Geschmack der Landleute, für diese neue Art von Reichthümern reizen, und folglich das zufriedene Vergnügen erwecken könnten, welches einer unserer größten Könige den Bauern zu verschaffen trachtete; die Erfüllung eines der Wünsche dieses guten Königs, der für seine Unterthanen die Liebe eines zärtlichen Vaters für seine Kinder hatte; den Wunsch Heinrichs des Vierten, daß jeder Bauer des Sonntags seine Henne auf dem Tische haben, und sich darzu im Stande sehen möchte. Und das würde er seyn, wenn er sich mit voller Sorgfalt bemühete die Federviehzucht weitläuftiger und allgemeiner zu machen. Wir haben jetzt den glücklichen Vorzug, einen König zu besitzen, der, so wie Heinrich der Vierte, eben so viel Liebe für sein Volk hegt. Was haben wir also unter einer solchen Regierung nicht

zu hoffen! Der Fleiß des Landmanns wird von selbst aufleben; Zufriedenheit und Vergnügen werden sich allenthalben verbreiten; und in den künftigen Jahrhunderten wird man es sich sagen können: Unter Ludwig dem Sechszehenten wurden die Wünsche Heinrichs des Vierten erfüllt.

Ehe wir diese Vorrede endigen, wird es nöthig seyn, von den Quellen Rechenschaft zu geben, zu denen wir unsere Zuflucht genommen haben, um dies Werk zusammen zu bringen. Zu den Beschreibungen haben wir der besten Kenner des Geflügels (Ornithologistes) als der Herren de Buffon, Brisson, Salerne, uns bedient; in Ansehung des wirthschaftlichen Nutzens, haben wir aus dem Journal Dictionaire, und Encyclopedie Oeconomique, dem Dictionaire Veterinaire & des animaux domestiques, dem Dictionaire Portatif, dem Gentilhomme cultivateur de Monf. Dupuy-d'Emportes, dem Guide de Fermiere, dem Parfait Fermier und der Parfaite Fermiere, kurz allen den besten Werken geschöpft, die entweder mittelbar oder unmittelbar, auf die hierinn abgehandelten Gegenstände

einigen Bezug haben. Auch von unsern eigenen Bemerkungen, und den Versuchen und Erfahrungen, die wir in unserm älterlichen Hause gesehen haben, haben wir Gebrauch gemacht. Endlich haben wir auch Leute um Rath gefragt, die mit dieser Art von Beschäftigungen viel Umgang gehabt haben, und die gelten ohne Widerspruch mehr, als alle Bücher, die man darüber nachschlagen kann.

Vorrede
des
Uebersetzers.

Das Vergnügen, welches man bey der Erziehung und Unterhaltung des zahmen Federviehes, in Grossen und Kleinen, auf dem Lande und in den Städten, und im hohen und niedern Stande geniessen kann, ist ohne Zweifel, eines der reinsten und unschuldigsten, und wenn man nicht darinn ausschweift, auch der wohlfeilsten, die uns die Natur darbietet. Der, der von schweren Geschäften ausruhen will, findet seine Erheiterung darinn; und der vornehme und geringe Müßiggänger, kann zwischen seiner gefiederten Gesellschaft, wenigstens auf einige Zeit, der Langen Weile Hohn sprechen, wenn vielleicht andere, um eben die Absicht zu erreichen, solches

auf Kosten ihres Vermögens, ihrer Ehre, ihrer Gesundheit oder ihres Gewissens suchen. Ich wenigstens, denke noch allezeit mit Freude daran zurück, wenn ich mich täglich einige Minuten, bald auf dem Taubenschlage, und bald zwischen dem andern Federvieh, von der Last des tiefen Nachdenkens befreyen, und mich an den zuversichtlichen Erwartungen dieser dankbaren Geschöpfe, an ihren verschiedenen Eigenschaften, bald an ihrer Eintracht, und denn an ihren Gefechten verschiedener Art; an ihrer Ueberzeugung von der Stärke, der ihnen verliehenen Waffen, an ihrer Zärtlichkeit, und nicht zu vertilgenden Herzhaftigkeit, um ihre Jungen ans Licht zu bringen, zu ernähren und zu vertheidigen, und tausend andern Kleinigkeiten, ergötzen konnte. Zwar fiel es mir bisweilen ein, daß man dies vielleicht eine unmännliche Beschäftigung nennen würde; denn tröstete mich aber auch wieder der Gedanke, daß so viele, in allen Ständen und Altern, in dem Stück mit mir einerley Meynung hätten, und daß oft, der Lieblingsvogel des Monarchen, des Helden und des Weisen, durch seine Tändeleyen und Schmeichelepen, seinen Herrn auf eine Zeitlang, seine Würde, seine Siege und seine Weisheit

ver=

vergessen lasse. Nur kränkte mich es bisweilen, wenn mir einige meiner Pflegekinder untreu wurden, und ihren Wohlthäter verliessen; wenn ich für die verlassenen Eyer und Jungen keine Rettung wußte; wenn ich diesen Thieren bey Krankheiten und Gebrechen nicht helfen konnte; wenn ich es nicht verstand, mir die Jungen eben so früh, so zahlreich und so gesund zu ziehen als andere; und noch stärker würde mein Verdruß gewesen seyn, wenn ich es gewußt hätte, wie vielerley Nutzen man sonst noch vom zahmen Federvieh haben könne, ohne die Anwendung zu kennen. Befrug ich mich deswegen bey andern Liebhabern, so wußten sie entweder selbst nicht mehr davon als ich, oder sie wußten etwas mehr, und geizten mit ihren Kenntnissen. In allen den Verlegenheiten wäre ich nicht gewesen, wenn mich der Herr Buchoz, damals eben so gut als jetzt, hierinnen unterrichtet hätte: und da der, in dem gegenwärtigen Werke, den Landwirth, den Arzt, den Künstler, den Handwerker, den Hausvater, und jeden Freund des Federviehes belehret, wie er sich auch den kleinsten Theil und fast jede Zeugung seines zahmen Federviehes, auf eine oder die andere Art, nützlich machen könne, so glaube ich, durch meine

Uebersetzung, manchem ein angenehmes Geschenk zu machen. Treu wird dieselbe seyn, das Steife aber, habe ich, wegen des darinn vorkommenden, gar zu öftern Einerleys, nicht ganz vermeiden können: und die Kunstwörter habe ich beybehalten müssen, weil solche durch Uebersetzungen gemeiniglich lächerlich, oder doch hart und unverständlich werden. Hin und wieder hat es mir Mühe gekostet, den Vogel selbst, oder dessen einzelne Theile, die in verschiedenen Orten Deutschlandes, auch verschiedene Namen haben, so zu nennen, daß es jeder Leser verstehen könne; und ich habe damit zu frieden seyn müssen, alsdenn dasjenige Wort zu wählen, welches an den mehresten Orten bekannt ist.

Verzeichniß der Hauptstücke.

Erstes Hauptstück.

Vom Pfauen.......................S. 1.

Zweytes Hauptstück.

Vom Schruten oder welschen Hahn und Henne.............................18

Drittes Hauptstück.

Vom Hahne und von der Henne...........37
Erster Abschnitt. Vom Hahne.......37
Zweyter —— Vom Kapaunen.....49
Dritter —— Von der Henne........54
Vierter —— Vom jungen fetten Hahne oder von der Poularde............ 95
Fünfter —— Von den Eyern...... 96
Sechster —— Von jungen Hühnern und der Art sie aufzuziehen...............120

Vier-

Viertes Hauptstück.

Vom Perlhuhn.................... 165

Fünftes Hauptstück.

Von Fasanen.................... 167

Sechstes Hauptstück.

Von der Trappe.................... 179

Siebentes Hauptstück.

Von der Gans.................... 183

Achtes Hauptstück.

Von der Ente.................... 195

Neuntes Hauptstück.

Vom Schwane.................... 210

Zehntes Hauptstück.

Von den Tauben.................... 216

Deko=

Oekonomisch-physikalische

Abhandlung

vom Federvieh bey Vorwerken.

Erstes Hauptstück.

Vom Pfauen.

Wir fangen dies Werk mit dem Pfauen an, der unter allen Vögeln, der schönste und ansehnlichste ist, und der durch seinen majestätischen Anstand, und seinen stolzen Gang, vor allen den unstreitigen Vorzug verdienet. Er ist der Schmuck des Vorwerkshofes, und es giebt kein einziges nur einigermassen beträchtliches Landgut, wo man nicht wenigstens zween davon hält. Er gehört zum Geschlechte der Hühner, und ist so groß als ein welscher Hahn. Der Kopf, der Hals, und der Obertheil der Brust des Männchens, sind dunkelblau; der Kopf, im Verhältniß gegen den übrigen Körper, ist klein, und mit zween großen länglichen Flecken gezieret, wovon der eine über den Augen her geht, und der andere, zwar kürzer, doch stärker, unter den Augen liegt, welchem noch ein klei-

kleines, drittes, schwarzes Zeichen folgt; der Hahn, trägt oben auf dem Kopfe, eine Holle, die nicht völlig so beschaffen ist, wie bey andern Federvieh, sondern aus einzelnen, schwachen, grünlichten Federkielen zusammengesetzt ist, die an ihren Spitzen, eine Art Blumen, in der Gestalt bläulichter Lilien tragen. Der Schnabel dieses Vogels ist graulicht, weit geöfnet, auf eben die Art gekrümmet, wie bey andern Vögeln, die vom Korn leben, und die Löcher darinn, sind sehr breit; das Gewölbe seiner Augen ist gelblicht; sein Hals, ist gegen den übrigen Körper zu rechnen, ziemlich dünne; sein Rücken ist weiß, falb gesprenkelt, und hat queerüber gehende schwarze Flecken; seine Flügel sind gebogen, oberwärts, an der Seite des Rückens, schwarz, und unten, an der Seite des Bauchs, so wie auch innwendig, roth; sein Schwanz ist so gestaltet, als wenn er in zwey durchgeschnitten wäre, und wenn sich derselbe, als ein Rad ausbreitet, so bemerket man hinten kleine bräunlichte Federn, die den ganzen Schwanz auszumachen scheinen; diese sind nicht so steif wie die längsten, doch aber breit, wie bey den mehresten Vögeln, so, daß nothwendig die längsten sich mit einer Muskel vereinigen müssen, durch deren Hülfe, sie sich zusammenziehen und ausbreiten. Soll man **Bellot** in diesem Stücke glauben, so wachsen die erstern aus dem Steiße, und die erstern sind nur dazu gemacht, um solche zu unterstützen. Der Pürzel selbst, ist dunkelgrün, und der Vogel erhebt ihn, mit seinem langen Schwanze, die Federn desselben sind kurz, und liegen gleichsam wie Dachziegel übereinander, und sie entziehen dem Gesichte einen Theil der langen Schwanzfedern. Wenn diese sich erheben, so sind sie alle kastanienbraun, mit vergoldeten Strichen geschmückt, und auserlesen schön; sie gehen von unten in die Höhe, und endigen sich, mit andern gespaltenen, ganz dunkelgrünen Federn, die den Schwalbenschwänzen gleichen; die Rundungen, oder besser zu sagen, die Augen der Federn

haben

haben den Glanz des Chrysoliten, und die Farbe von Gold und Saphyr. Diese Augen sind aus vier Zirkeln zusammengesetzt, wovon der erste goldfärbigt ist, der zweyte kastanienbraun, der dritte grün, und der vierte, der blau ist, und dem Saphyr gleicht, ist bald von der Gestalt und Größe einer kleinen Bohne. Die Schenkel, das Oberbein und die Füße, sind aschgrau, mit schwarzen Flecken besäet, und mit einen solchen Spornen bewaffnet, wie die Haushähne haben. Der Bauch gegen den Magen hin, ist grünlichtblau und hinterwärts schwärzlicht oder wenigstens bräunlicht. Das Weibchen nennet sich die Pfauinn, (Paone, Paonesse, Panache). Die Farben ihres Federkleides sind nicht so glänzend als bey dem Pfauen. Sie bestehen in einer Art von aschgrau das ins bräunlichte fällt. Die Spitze ihres Kopfes, und ihre Holle, sind von derselben Farbe, jedoch mit grünlichten Pünktgen gefleckt; der Bogen über ihren Augen, ist ganz bleysarbigt; unter dem Schnabel ist sie ganz weiß; ihr Schwanz hat nicht das schöne Federwerk des Pfauen. Der Herr von Büffon, wenn er von diesem Vogel spricht, thut es allzeit mit derjenigen Beredtsamkeit, die ihm eigen ist, und die ihm mit Rechte, so viel vorzügliche Achtung, unter den Schriftstellern seiner Zeit erworben hat. Wenn die Oberherrschaft, sagt dieser grosse Naturkündiger, der Schönheit gebührete, und nicht der Stärke, so würde der Pfau ohne Widerspruch, der König der Vögel seyn. Es giebt keinen, auf welchen die Natur ihre Schätze so verschwenderisch ausgegossen hätte. Sein grosser Bau, sein einnehmender Anstand, sein stolzer Gang, seine edle Gestalt, die ausgesuchten Ebenmaaße seines Körpers, und was nur Ansehen und Würde verkündigen kann; das alles ist ihm gegeben. Ein beweglicher und leichter Federbusch, der mit den reichsten Farben bemahlet ist, dienet seinem Kopfe zur Zierde, und erhebt ihn, ohne ihn zu drücken. Sein unvergleichliches Federwerk, scheint alles das zu vereinigen,

was die Augen, durch die feinste und lebhafteste Farbenmischung der schönsten Blumen, schmeicheln, was sie, durch die zitternden Stralen der Diamanten blenden, und was sie durch den majestätischen Glanz des Regenbogens, zum Erstaunen bringen kann. Die Natur hat nicht allein auf den Federn des Pfauen, alle Farben des Himmels und der Erde vereiniget, um das Meisterstück ihrer Pracht daraus zu machen, sondern sie hat diese Farben auch so gemischet, geordnet, schattiret, durch ihren unnachahmlichen Pinsel in einander gegossen, und ein solches einziges Gemählde daraus verfertiget, in welchem sie durch ihre Vermischung mit dunklern Schattirungen, und durch ihre Gegeneinandersetzung unter sich, so viel neuen Glanz erlangen, und in ein so erhabenes Licht gestellet werden, daß alle Kunst sie weder nachahmen noch beschreiben kann. So erscheinen unsern Augen die Federn des Pfauen, wenn er an einem schönen Frühlingstage, ruhig und einsam umherwandelt: erscheint aber plötzlich seine Gattinn; vermischt sich das Feuer der Liebe, mit den geheimen Einflüssen der Jahrszeit, zieht ihn aus seiner Ruhe, und gießet neues brennendes Verlangen in ihn; alsdenn vermehren sich alle seine Schönheiten; seine Augen fangen an zu funkeln, und werden voll Ausdruck; sein Federbusch rühret sich auf dem Kopfe, und verkündigt seine innere Bewegung; die Federn seines Schwanzes erheben sich, und zeigen alle ihre blendenden Reichthümer; sein Hals und Kopf wenden sich mit einem edeln Anstande hintenüber, und beugen sich mit Annehmlichkeit, nach dem strahlenden Grunde hin, in dem das Licht der Sonne, auf tausenderley Art spielet, und sich unaufhörlich verlieret, und wieder hervordringt, und einen neuern, sanftern und kräftigern Schein, und neue, mehr veränderte, und mehr übereinstimmende Farben anzukündigen scheint; jede Bewegung dieses Vogels, bringt alsdenn tausende von neuen Schattirungen, neue, verbundene, wallende und fliehende Rückstrahlen hervor, die unaufhörlich, durch

neue

neue Strahlen, und andere, allezeit verschiedene und allezeit wunderbare Schattirungen, ersetzt werden:

Der Pfau scheint alsdenn, seine Vorzüge nur deshalb zu erkennen, um seiner Gesellschafterinn, die dergleichen nicht hat, und deswegen doch nicht weniger heftig von ihm geliebt wird, Ehre damit zu erzeigen; und die Lebhaftigkeit, welche das Feuer der Liebe alsdenn in seine Thätigkeit mischet, giebt seinen Bewegungen, die ohnehin von Natur schon so edel, erhaben und majestätisch, und in diesem Augenblicke von einem nachdrücklichen, dunkeln Gemurmel begleitet sind, welches sein Verlangen redend macht, einen neuen Reiz.

Aber, fährt der französische Naturkündiger fort, diese schimmernden Farben, die im Glanze die schönsten Blumen übertreffen, müssen auch eben wie diese, alle Jahre verwelken und abfallen. Der Pfau, als wenn er die Schaam über seinen Verlust empfände, scheuet sich alsdenn, sich in diesem erniedrigenden Zustande, sehen zu lassen, und sucht die dunkelsten Oerter, um sich da vor jedermanns Augen so lange zu verbergen, bis ein neuer Frühling ihm seinen neuen Schmuck wieder giebt, und ihn wieder auf den Schauplatz zurückführet, um die Ehrenbezeugungen zu empfangen, die seiner Schönheit gebühren. Dann man sagt, daß er sie wirklich empfinde; daß er es fühle, wenn er bewundert wird; daß man ihn am sichersten, zur Ausbreitung seines Schwanzes bewegen könne, wenn man ihn mit aufmerksamen, lobenden Blicken betrachtet, und daß er hingegen, wenn man ihn kaltsinnig und ohne viel Bemerkung ansieht, alle seine Schätze einpacke, und sie vor demjenigen verberge, der nicht im Stande ist, sie zu bewundern.

Obgleich der Pfau schon seit langer Zeit in Europa naturalisiret ist, so ist er doch nicht ursprünglich darinn ent-

entsprossen. Ostindien, jener Himmelsstrich, der Saphyren, Rubinen und Topasen zeuget, ist es, den man als sein erstes Vaterland betrachten muß. Von da ist er in den westlichen Theil von Asien gekommen. Aus Asien ist er nach Griechenland hinüber gebracht, und da war eine solche Seltenheit, daß man ihn zu Athen, wohl dreyßig Jahre lang, bey jeder Feyerlichkeit, als einen Gegenstand der Neugierde, zur Schau aussetzte. Man lief sogar aus den benachbarten Städten Haufenweise dahin, um ihn zu sehen, und es ist wahrscheinlich, daß er aus dieser Stadt und aus Griechenland, in die südlichen Gegenden von Europa, und von einer Nachbarschaft zur andern, nach Frankreich, Deutschland, in die Schweiß, und bis nach Schweden gekommen sey. Endlich fügt der Herr von Büffon hinzu, haben die Europäer, die mit ihrem Handel, und mit ihrer Schiffahrt, den ganzen Erdkreis umziehen, sie anfänglich auf die afrikanischen Küsten, und in einige anliegende Inseln gebracht, nachher aber auch nach Mexiko, und von da nach Peru und in einige der antillischen Inseln, als St. Domingo und Jamaika, wo man ihrer heutiges Tags sehr viele sieht, und wo vor dem kein einziger war. Der Hahn der Pfauen, ist nicht weniger hitzig auf seine Hühner, und hat nicht weniger Wuth, um mit seines gleichen zu fechten, als der gemeine Hahn. Bey jenem muß solches noch stärker seyn, wenn es wahr ist, was man von ihm sagt, daß, wenn er nur eine oder zwey Hühner hat, er dieselben alsdenn quälet, ermüdet, durch seinen übertriebenen Eifer, um sie fruchtbar zu machen, ihnen die Fruchtbarkeit nimmt, und die Ordnung der Zeugung durch seine zu oft wiederholte Liebkosungen stöhret. Um deshalb, von dieser Heftigkeit seines natürlichen Triebes, Vortheil zu ziehen, giebt man den Hähnen vier bis sechs Hühner bey. Die Pfauinnen sind auch von sehr wollüstiger Art, und wenn sie sich ihrer Männer beraubt sehen, so reizen sie sich untereinander, sie

reiben sich im Staube, verschaffen sich eine unvollkommene Fruchtbarkeit dadurch, und alsdenn legen sie dünne Eyer, ohne Saamen, aus denen nichts Lebendiges kommen kann.

Man wird in den Vorwerkshöfen, nicht leicht mehr Pfauen halten, als man nach seinen Glücksumständen, zu seinem Vergnügen haben kann, Denn diese Vögel sind gefräßig und schwer zu unterhalten. Sie verderben die Hausdächer und Gärten, besonders wenn man ihnen nicht einige Weide geben kann. So lange, bis sie die Mutter verlassen, sind sie schwer aufzuziehen, die Hähne leben bis 24. Jahre, und die Hühner etwas weniger. Man giebt ihnen nur deswegen ein Dach, damit sie sich nicht verlieren, und die Decken der Häuser nicht verwüsten. Denn sie sitzen gern in der Höhe, und können so gut Kälte als Hitze ausstehen. Sie suchen sogar die hohen Oerter, und dennoch sind sie so umgänglich, daß sie oft, mitten unter dem übrigen Federvieh ihre Nahrung suchen, und auch einerley mit ihnen fressen.

Die Pfauinnen legen niemals ehe, bis sie drey Jahr alt sind, doch hat man auch einige gefunden, die schon mit einem Jahre Eyer gehabt haben: diese Eyer waren aber nicht fruchtbar. Wenn sie legen, so sind sie sehr darüber aus, solches an unterschiedlichen Orten zu thun, und ihre Eyer zu verstecken, wenn man recht sorgfältig darauf achtet, um sie zusammen zu halten. Sie legen gemeiniglich zehn Eyer, bisweilen aber auch zwölfe. Sie fangen gewöhnlich nicht eher damit an, als am Ende des Aprils, oder im Anfange des Mayes. Wenn sie einmal ihr erstes Ey gelegt haben, so fahren sie mit den übrigen, von zwey zu zwey Tagen fort, bis sie dieselben alle haben. Folglich muß man während dieser Zeit, die Oerter ausspähen, an denen sie auffliegen wollen, und viel Stroh unter dieselben legen, damit die Eyer, wenn sie sie fallen lassen, nicht zerbrechen.

Wird die Pfauhenne, wenn sie gelegt hat, sich selbst überlassen, so verbirgt sie sich einige Tage, und kömmt aus ihrem Winkel nicht eher hervor, bis der Hunger sie heraustreibt. Sie wird nicht fehlen, des Tages ein oder zweymal, zu gewissen Stunden, an denjenigen Orten ihre Nahrung zu suchen, wo man ihr dieselbe gewöhnlich zu geben pflegt. Alsdenn muß man genau Acht auf sie geben, ihr die Zeit zum Fressen lassen, bis man siehet, daß sie Lust hat, wieder weg zu gehen. Das wird sie ganz verstohlner Weise thun; diejenigen, die auf sie achten, müssen ihr alsdenn von weitem, und so weit sie dieselbe nur im Gesicht behalten können, folgen. Aber, wenn sie wieder an ihr Bette kommt, so gehet sie darauf ohne zu fliegen, und zwar durch Umwege, die sie täglich verändert, damit man ihr Nest nicht finden soll. Wenn man den Ort entdecket hat, wo sie brütet, so nimmt man ganz fertig gemachte Pfäle oder geflochtene Hürden, und umzäunet ihr Nest damit, um demselben eine zulängliche Bedeckung zu geben, damit sie durch kein Raubthier in ihrem Werke gestöret werde. Die ganze Brut der Pfauhenne, bestehet gemeiniglich in zehen weißen gesprenkelten Eyern, von eben der Farbe und Größe, wie die Schruteneyer. So lange die Pfauhenne brütet, darf man nicht anders zu ihr kommen, als blos mit dem Auge, und nur von weitem. Sie wird sonst verdrießlich werden, und so lieb ihr ihr Werk auch seyn mag, so wird sie dasselbe dennoch verlassen, und nicht wieder hinkommen. Man muß sich deshalb bis ans Ende gedulden. Ein Monat ist ihr genug, um ihre Jungen auszubringen. An dem Orte, wo sie gewohnt ist, zum Fressen zu kommen, muß man beständig zur gewöhnlichen Zeit, Futter gestreuet haben, weil man sonst besorgen muß, daß sie ihre Eyer halbgebrütet verläßt. Sollte solches jedoch geschehen, so muß man sich nicht daran stoßen; denn die Pfauhenne wird von neuem anfangen zu legen, und sie wird zum zweytenmale sehr glücklich brüten; diese zweyte

Brut ist aber nicht so gut als die erste. Denn der Winter kommt gar zu bald dazu, und verursachet, daß die spätern Pfauen nicht so schön, und auch nicht so groß werden können, als die, welche zuerst ausgekommen sind.

Um alle diese Verlegenheiten zu verhüten, giebt man die Pfaueneyer, den ordentlichen Haushühnern zum Brüten unter. Diese müssen aber groß seyn, um die Eyer gehörig bedecken zu können. Fünf Eyer sind darzu hinreichend, und man legt sie den Hühnern nicht eher unter, bis die Pfauhenne schon zehn Tage selbst darauf gesessen hat. Je frischer die Eyer sind, desto sicherer kommen sie aus. Diejenigen, die auf die solchergestalt brütenden Haushennen achten, müssen es nicht versäumen, die fremden Eyer, auf denen dieselben sitzen, von Zeit zu Zeit umzuwenden, damit selbige durch und durch die gehörige Wärme erhalten. Denn die Hennen selbst können diese Eyer nicht so bewegen, als ihre eigene, indem die Pfaueneyer ungleich größer sind. Die Pfauhenne bringt ihre Jungen niemals zu gleicher Zeit aus, und ihre Ungeduld dabey ist so groß, daß sie die noch nicht ausgekommenen Eyer leicht verläßt, um die schon ausgekommenen Kleinen, nur desto geschwinder fortführen zu können. Deshalb muß man auf den Fall, wenn sie mit ihren Jungen heraus ist, ihr die Eyer, die noch nicht ausgebrütet sind, wegnehmen, und um sodann die Geburt der darinn verborgenen Kleinen zu vollenden, kann man dieselben mit Behendigkeit einer gemeinen, oder auch einer welschen Henne, die eben auf Eyern sitzt, mit unterlegen.

Die Henne, so bald sie gebrütet hat, kömmt niemals wieder zu ihrem Neste, um darin zu ruhen, sondern in einer Hecke oder im Gebüsche nicht weit vom Hause nimmt sie des Nachts ihr Lager. Man muß aber die ersten vier oder fünf Tage, so wohl auf die alte Pfauhen-

ne als ihre Jungen sehr genau Achtung geben, und sie so lange unter einen Hühnerbauer einsperren, bis sie ihre Kleinen gewöhnt hat, auf die Bäume zu fliegen. Es ist an der Alten zu bewundern, daß sie in den ersten Tagen, so lange sie es weiß, daß die Jungen noch zu schwach sind, um auf die Bäume zu kommen, eines nach dem andern auf den Rücken nimmt, und selbst herauf trägt, und daß, wenn sie bey Anbruch des Tages, von diesem Nachtlager wieder herunter geht, sie alsdenn ihre Jungen gewöhnt, es eben so zu machen, wie sie, um ihr zu folgen. Auf die Art, und so wie die Jungen allmählig stärker werden, wagen sie es nach und nach, von Ast zu Ast zu hüpfen, und wenn sie endlich Stärke genug haben, so scheuen sie sich nicht mehr, mit der alten einerley Flug zu nehmen. In der Maaße, wie die Jungen anwachsen, pflegen sie sich auch zu beissen, und alsdenn muß man Acht auf sie geben, weil sonst die Schwächern, durch die Stärkern verletzt werden würden.

Wenn die Pfauen anfangen größer zu werden, so giebt man ihnen Gerste; und um sie wohl zu ernähren, muß jeder monatlich einen Scheffel, oder zwanzig Pfund haben. Im Winter giebt man ihnen Bohnen, auf Kohlen gebraten, und durch nichts werden sie fruchtbarer. Weizen ist ihnen vorzüglich gut, denn den lieben sie mehr, als alles andere Korn. In der Normandie, füttert man sie mit Aepfel- und Birnenkernen. So wie sie aus den Eyern kommen, muß ihre erste Nahrung seyn, daß man ihnen Gerstenmehl mit Wein angefeuchtet, giebt; Weizen im Wasser geweicht, oder auch gekochten und wieder kalt gewordenen Brey. Nachher kann man ihnen stark ausgepreste und von allen Molten oder Watge gesäuberte Käsemilch geben, die mit gehacktem Lauch oder auch gar mit Heuschrecken, auf die sie, wie man sagt, besonders erpicht seyn sollen, vermischt ist. Diesem Ungeziefer muß man aber zuvor die Füße abnehmen.

Wäh-

Während der Brütezeit wird der Pfau von der Pfauhenne sorgfältig vermieden. Denn in dieser Zwischenzeit ist der Hahn viel hitziger, und den Anordnungen der Natur weniger getreu, mehr von seinem eigenen Vergnügen eingenommen, als auf die Vermehrung seines Geschlechts bedacht; und wenn er die Pfauhenne auf dem Neste überfallen kann, so zerbricht er die Eyer, wenn er sich ihr nähert. Und vielleicht thut er das mit Vorsatz, und suchet, sagt der Herr von **Büffon**, sich von einem Hindernisse zu befreyen, welches ihm den Genuß des Vergnügens raubet, Andere sagen, daß er sie blos aus gar zu großem Eifer, um selbst zu brüten, zerbräche, und das würde ein ganz verschiedener Bewegungsgrund seyn.

So lange bis die jungen Pfauen etwas stärker werden, tragen sie ihre Flügel sehr schlecht; sie schleppen sie, und wissen keinen Gebrauch davon zu machen. Eine alte Pfauhenne, oder selbst ein gemeines Huhn, kann nach **Columellens** Meynung, fünf und zwanzig junge Pfauen regieren, nach der Versicherung des **Palodius** aber, nur funfzehn. Diese letzte Zahl ist in diesen kalten Ländern überflüßig genug. Wenn die Kleinen ohngefähr einen Monat, oder etwas mehr alt sind, so fängt ihnen der Federbusch an hervorzubrechen, und alsdenn stechen sie, eben wie die jungen Schruten, wenn ihnen das Rothe ausbricht. Von dieser Zeit an, erkennet sie der Pfau erst für die Seinigen; denn, so lange sie diesen Federbusch nicht haben, verfolgt er sie wie fremdes Vieh. Man muß sie aber dennoch, nach **Columellens** Vorschrift, nicht eher zu den Alten bringen, bis sie sieben Monate alt sind; und wenn sie von selbst nicht auf die Stange fliegen wollen, so muß man sie dazu gewöhnen; man darf es aber nicht zugeben, daß sie an der Erde sitzen bleiben, weil es ihnen da zu kalt und feucht ist.

Die

Die Pfauen scheinen sich mit dem Schnabel zu liebkosen, bey näherer Betrachtung aber, hat der Herr von **Büffon** bemerkt, daß sie sich einer dem andern, den Kopf rund umher kratzen, auf dem sie sehr lebhafte und geschwinde Läuse haben, man siehet ihnen dieselben auf der weißen Haut um die Augen her laufen; und da ihnen solches nothwendig eine sehr unangenehme Empfindung verursachen muß, so halten sie auch so gern, und mit so viel Gefälligkeit still, wenn man sie kratzet.

Diese Vögel machen sich zu Herren des Hofes, und setzen sich bey dem übrigen Federvieh in solche Achtung, daß dasselbe es nicht wagt, seinen Unterhalt eher zu sich zu nehmen, bis die Pfauen ihre Mahlzeit geendiget haben; sie nehmen das Korn mit der Spitze des Schnabels auf, und verschlucken es, ohne es zu zermalmen; wenn sie trinken, so stecken sie den Schnabel ins Wasser, machen fünf oder sechs geschwinde Bewegungen mit dem Schlunde, und wenn sie sich denn wieder erheben, und den Kopf gerade in die Höhe richten, so verschlucken sie, das im Munde gesammlete Wasser, ohne einige Bewegung mit dem Schnabel dabey zu machen.

Die Nahrungen werden in dem Magenschlund aufgenommen, wo man bemerkt hat, daß sich etwas über der ersten Oefnung des Magens, ein drüßigtes Gewächs befindet, welches voll kleiner Röhren ist, die überflüßige dünne Säfte geben; der Magen ist mit einer Menge von Saamenfäserchen (fibres matrices) umgeben. Bey einem von diesen Vögeln, der durch **Caspar Bartholin** zergliedert ist, fand man zwo Gallenleitungen (conduits biliaires) man bemerkte aber dagegen nur einen pankreatischen Kanal bey demselben; ob gleich die Vögel sonst gewöhnlich zween dergleichen haben; das coecum war doppelt, und von hinten nach vorn gerichtet; es glich in der

Län-

Länge, allen übrigen Gedärmen zusammen genommen, und übertraf sie an Tüchtigkeit. Der Bürzel ist sehr groß, weil er mit Muskeln versehen ist, die zur Erhebung und Ausbreitung seines Schwanzes erfordert werden; die zwey Mittelfedern dieses Schwanzes, haben ohngefähr vier und einen halben Fuß, und sind die längsten von allen; die an der Seite aber, nehmen nach und nach und bis zu der äußersten, allezeit etwas ab.

Wenn der Pfau schläft, so hat er bald den Kopf unter den Flügel gesteckt, bald aber den Hals in sich selbst gezogen, und den Schnabel nach dem Winde gerichtet. Er liebt die Reinlichkeit, und aus der Ursach giebt er sich Mühe, seinen Unflath zu bedecken, und so wie die Gans einzuscharren. Er dienet denen Häusern, bey denen er ist zum Wächter, denn er schreyet gemeiniglich, wenn er Jemand siehet, und auch ohne das, läßt er des Nachts bisweilen seine Stimme hören, die man alsdenn nur deshalb für unangenehm hält, weil man im Schlafe dadurch gestöret wird. Man will, daß die Pfauhenne nur einerley Stimme habe, die sie niemals anders als im Frühlinge hören lässet, daß aber der Pfauenhahn ein dreyfaches Geschrey mache. Der Herr von Büffon hat indeß bemerkt, daß er nur zween Töne habe; einen etwas stärker, der der Hautbois nahe kömmt, und den andern, genau eine Oktave höher als den ersten, und der den durchdringenden Tönen der Trompete mehr gleich kommt. Und der Naturkundige fügt hinzu, daß beyde Töne nichts Beleidigendes fürs Ohr haben, und daß er auch nichts Unförmliches in den Füßen dieser Vögel habe finden können. Nur blos, fährt der Herr von Büffon fort, weil wir unsere schlechten Beurtheilungen, und selbst unsere Laster, auch gern den Pfauen zueignen möchten, haben wir uns einbilden können, daß ihr Geschrey nichts anders als ein Seufzer sey, den ihre Eitelkeit nicht verbergen könne,

so

so oft sie die Häßlichkeit ihrer Füße betrachten. **Theophrast** versichert, daß das oft wiederholte Geschrey des Pfauen, eine Vorbedeutung des Regens sey. Außer den verschiedenen Arten des Geschreyes, von denen wir jetzt geredet haben, bringen die Pfauen beyderley Geschlechts noch ein gewisses dunkels Geräusch, ein gedämpftes Knirschen, eine innerliche, in sich verschloßene Stimme hervor, die sie oft, sowohl wenn sie unruhig sind, als wenn sie ruhig, und gar vergnügt zu seyn scheinen, wiederholen.

Zwischen den Pfauen und welschen Hühnern, hat man eine gewisse gegenseitige Neigung bemerkt; diese beyden Arten von Federvieh, vertragen sich besser miteinander als mit allen übrigen Geflügeln; und man will sogar gesehen haben, daß ein welsches Huhn von Pfauen-Hahnen getreten sey, und das würde eine große Aehnlichkeit zwischen diesen beyden Geschlechtern anzeigen.

Linneus hat beobachtet, daß die Flieder- oder Hollunderblüte den Pfauen schädlich sey, und **Franzius** sagt, daß ihnen die Nesselblume tödtlich sey, wenn sie jung sind. Die Schönheit der Pfauen hat gemacht, daß sie der Göttinn Juno geheiliget sind. In den nordischen Gegenden siehet man, daß die weißen Pfauen gemeiner sind, als die bunten; jedoch siehet man auch wohl weiße in Frankreich. Gemeiniglich zeugen ein Pfau und eine Pfauhenne, deren Federwerk beydes vergoldet, blos solche Jungen, die ihnen gleichen; eben so werden von weißen Pfauen, auch wieder Kleine mit weissen Federn hervorgebracht: zween vergoldete Pfauen aber, die von einem Männchen und Weibchen von unterschiedenen Farben gekommen sind, geben weiße Junge; ein Hahn und ein Huhn hingegen, die beyde weiß sind, wovon die Alten aber, das eine weiß, und das andere vergoldet waren, erwecken Kleine, deren einige weiß und die andern vergoldet sind.

In

In dem Königreiche Bengalen, giebt es eine Menge Pfauen, die sich in den Feldern Heerdenweise zerstreuet haben: diese Vögel sind sehr wild, und wenn der Jäger sich ihnen nähert, so entfliehen sie in das Gebüsche. Des Nachts setzen sie sich auf die Bäume; man nähert sich ihnen alsdenn mit einer Art von Fahne, auf der an allen Seiten Pfauen gemalet sind, und befestiget Lichter oben an der Stange. Das Licht, wodurch dies Wild alsdenn verblendet wird, macht, daß es den Hals bis über die Stange ausbreitet, und sich alsdenn in einen Strick mit offnen Schlingen fängt, die der Träger der Fahne sodann zuzieht. Diese Art von Jagd, ist in Europa unbekannt.

In China, in dem Gebiet des großen Moguls, und in Persien, wird mit den Pfauenfedern ein starker Handel getrieben; man macht eine Art von Fächern davon, und das Frauenzimmer in diesen Ländern zieret seinen Kopfputz damit. Der Pater **Menestrier** sagt in seinem Traité des Tournois, daß man in alten Zeiten, für diejenigen Dichter, die man Troubadours nannte, Kronen, nach Art der Lorbeerkränze davon geflochten habe. **Geßner** hat ein gewebtes Stück Zeug oder Stoff gesehen, in dem die Schierung aus Seide und Goldfaden, und der Einschlag aus dergleichen Federn bestund: so war ohne Zweifel der von Pfauenfedern gewirkte Mantel, den der Pabst Paul der Dritte, an den König Pipin sandte.

Für unsere Nahrung hat der Pfau wenig Nutzen. Die Härte, Trockenheit und Unverdaulichkeit des Fleisches, entfernen es von allen vornehmen Tafeln, und wenn man bisweilen Gebrauch davon macht, so geschiehet es mehr um groß zu thun, und seine Pracht zu zeigen, als wegen seiner Güte. **Gabizier**, der vor mehr

als 120 Jahren schrieb, erzählet, daß es zu seiner Zeit gebräuchlich gewesen sey, auf den Hochzeitfesten der Reichen, einen Pfau aufzutragen, der noch ganz lebendig zu seyn schien und dessen Schnabel und Füsse vergoldet waren. Man zog ihm zu solchem Ende die Haut ab, und nachdem man den Körper mit Kaneel, Muskaten, Nelken und andern Gewürzen hatte kochen lassen, so wurde er wieder damit bedeckt, und so aufgetragen, daß man keine Verletzung an ihm sehen konnte. Dies Gericht war blos zum Vergnügen des Gesichts gemacht, und es wurde nicht angerühret. In diesem Zustande konnte sich der Vogel viele Jahre erhalten, ohne anzugehen, und das ist eine Eigenschaft, die man an dem Pfauenfleische als was besonders angemerkt hat. Ob indeß das Fleisch des Pfauen nicht gut ist, so ist doch das von den jungen Pfauen wohlschmeckend genug, sie müssen aber noch ganz jung und zart seyn. Was die Eyer der Pfauen betrifft, so werden selbige von den Aerzten für eine böse Nahrung gehalten, ob ihnen gleich die Alten den ersten Rang gaben, und sie sogar den Enten- und gemeinen Hühnereyern vorzogen.

In der Arzneykunst wird viel von dem Pfauenfleische gehalten, um es wider den Schwindel zu gebrauchen und man empfiehlet die davon gemachten Brühen beym Seitenstechen, um den Urin zu erwecken, und den an der Niere und der Blase angesetzten Sand wegzuspülen. Sein Fett, mit Honig und Rautensaft vermischt, heilet die Kolik, und seine Galle ist ein Augenmittel, gut, um die Geschwüre an den Augen abzutrocknen, und das Gesicht zu stärken. Der Mist ist derjenige Theil von den Pfauen, der zu den Arzneymitteln am mehresten gebraucht wird; er ist bewährt wider die fallende Sucht und den Schwindel. Man macht es zu Pulver, von einem Scrupel bis zum Drachma, und giebt es dem Kranken, entweder al-

lein,

lein, oder mit etwas Zucker vermischt, oder als einen Trank, in ein Glas rothen Wein geschüttet, und durch ein Tuch gerungen. Einige lassen auch frischen Pfauenmist in zwey bis drey Unzen Weineßig auf Gartennelken gesetzt, schütten, und lassen den Kranken davon, neun Tage nach einander, und zwar vom neuen bis zum vollen Monde, des Morgens nüchtern trinken; man thut auch eine halbe oder ganze Unze davon in die Klistiere wider die fallende Sucht. Außer, daß dieser Mist alsdenn viel Anstrengendes hat, so hat er auch seine fast sichere Kraft, wenn das Uebel seinen Sitz in einigen Theilen des Eingeweides im Unterleibe hat, als in der Milz, dem Gekröse, oder dem Pancreas. Mit eben diesem Mist, wird das berühmte Mittel der Frau Gräfin von Voldreck zubereitet. Um das zu verfertigen nimmt man eine Handvoll Pfauenmist und zwar, wenn es für eine Mannsperson seyn soll, von dem Hahn, und ist es für ein Franenzimmer, von der Henne; man läßt solchen einige Stunden in einer hinreichenden Menge rothen Wein einweichen, und zwar so, daß das Nasse zwey bis drey Finger breit darüber stehe, man drücket selbiges alsdenn durch ein leinenes Tuch gelinde aus; theilet es sodann in in drey Theile, und das wird drey Tage nach einander, vor dem neuen Mond, des Morgens nüchtern getrunken, und muß sich der Kranke sodann wohl zugedeckt halten, und den Schweiß abwarten.

Zweytes Hauptstück.

Vom Schruten, oder dem welschen Hahn und Huhne.

Der Schrute, oder der welsche Hahn, ist ein großer Vogel, der in Ansehung seines Baues, dem Pfaue gleich kommt. Sein Kopf und der Theil seines Halses, der zunächst am Kopfe ist, ist aber dennoch von Federn entblößet, und blos mit einer Haut bedeckt, aus der ganz kurze Federkiele hervorkommen, die ganz mit fleischigten Warzen bedeckt werden, deren einige hellroth, die übrigen aber verschieden, weiß, blau oder roth sind. Der Schnabel dieser Vögel ist ganz gekrümmet; zu Anfange der obersten Hälfte dieses Schnabels, sitzt ein rother fleischigter Anhang, oder Zipfel (caroncule) der, wenn er sich einzieht, höchstens einen Daumen breit ist, der sich aber, bis zu drey oder vier Daumen lang auslassen kann. Dieses Gewächs bedecket alsdenn einen Theil des Schnabels und lässet sich noch weit über denselben aus. Der Schruthahn hat mitten vor der Brust einen Busch von schwarzen Haaren, der gemeiniglich einen Daumen lang ist. Seine Federn oben auf dem Rücken und über den Flügeln, sind gleichsam viereckigt geschnitten. Sein Schwanz ist aus achtzehn Federn zusammengesetzt, die sich nach dem Willen des Vogels in einer geraden Richtung erheben, und sich denn zu der Gestalt von drey Viertheilen des Cirkels auseinander thun können. Ausser diesem Schwanze, der der oberste ist, hat der Schruthahn auch noch einen andern unter demselben, der aus andern, nicht so großen Federn besteht, die beständig ihre horizontale Stellung behalten.

Die Schruthähne haben vier Klauen, und zwar dreye vorwärts, die oben an blos durch eine Haut aneinandergefüget sind, die sich höchstens bis an das erste Gelenk erstrecket; der Hahn hat gemeiniglich an dem Hintertheile eines jeden Fußes, einen dicken, kurzen und stumpfen Sporn; die Henne hat dergleichen nicht, so wie sie auch ihren Schwanz nicht so erhebt und ausbreitet als der Hahn, und das fleischigte Gewächs über ihrem Schnabel, (caroncule) ist auch, weder an Stärke noch Größe so ansehnlich als bey dem Hahne. Auch hat die Henne, wie wir schon gesagt haben, keinen solchen Busch von straubigten Haaren auf der Brust, obgleich der Herr **Brisson** sagt, daß er dergleichen Busch, doch aber kürzer, wohl bey einigen Hennen gesehen habe. Die Weibchens werden indianische Hühner (Poules d'Indes) genannt.

Die Schruten haben so wie die gemeinen Hähne, zwey Verdauungsgefäße, nämlich den Kropf und den Magen; weil sie aber viel stärker sind, so haben die Muskeln ihres Magens auch mehr Kraft. Die Länge der Darmröhre, ist ohngefähr viermal so viel, als das Thier selbst, vorn von der Spitze des Schnabels an, bis an das äusserste Ende des Bürzels zu rechnen. Sie haben zwey Coecums, die beyde von hinten nach vorn gerichtet sind, und die zusammengenommen, mehr als den vierten Theil der inwendigen Röhre ausmachen. Sie entspringen ziemlich nahe an dem äußersten Ende dieser Röhre, und die Unreinigkeiten (excremens) die in ihrer Hölung enthalten, sind von denen nicht unterschieden, die sich in der Hölung des Grimmdarms (colon) und des rectum befinden. Diese Unreinigkeiten halten sich in dem gemeinen Kloak nicht auf, wie der Urin, und der weiße Ansatz (sediment blanc) der sich da, wo der Urin durchgehet, in mehrerer oder geringerer Menge findet, und ha-

ben Festigkeit genug, um sich zusammenzudrücken, wenn sie durch den darzu bestimmten Ort von ihnen gehen.

Die zur Zeugung gehörigen Theile, zeigen sich bey den Schruthähnen fast eben so, wie bey allen andern Arten von Hähnen; in dem Gebrauch aber, den sie davon machen, scheinen sie weniger wesentliche Kraft zu haben; die Hähne sind nicht so feurig für ihre Hühner, nicht so hurtig in der Handlung um sie fruchtbar zu machen, und nähern sich ihnen in der Absicht, viel seltener; und von der andern Seite legen auch die Hühner viel später, und viel sparsamer.

In Ansehung der Augen dieser Vögel, ist die Zusammensetzung derselben, sehr von andern Thieren unterschieden, und sie haben auch ein viel durchdringender Gesicht. Außer den zwey Augenliedern über und unter dem Auge, haben sie auch noch ein drittes, das innere Augenlied (membrana nictitans) genannt, welches sich fast in der Gestalt wie die mondförmige Rundung in dem großen Augenwinkel zurückzieht und faltet, und dessen häufiges und schnelles Blinken, durch eine seltsame Zusammensetzung von Muskeln hervorgebracht wird. Das oberste Augenlied ist fast ganz unbeweglich; das unterste aber ist allein im Stande das Auge zuzumachen, indem es sich gegen das oberste in die Höhe zieht, und das geschieht nicht anders, als wenn das Thier schläft oder todt ist. Die beyden Augenlieder haben jedes eine Thränenöfnung (point lacrymal) aber keinen knorpelichten Rand. Die durchsichtige Hornhaut (tunica cornea) ist mit einem knöcherichten Cirkel umgeben, der aus funfzehn oder mehr oder weniger Stücken zusammengesetzt ist, die als eine Bedeckung eines über das andere kommen. Ihr Crystallin ist härter als bey dem Menschen, aber nicht so stark als bey den vierfüßigen Thieren und Fischen, und hat seine

größte

größte Krümmung hinterwärts. Dabey schließet es eine optische Nerve ein. Zwischen der Retine und Choroide findet sich ein schwarzes Häutchen von einer schiefeckigten Figur, und aus gleichlaufenden Fibern zusammengesetzt. Es gehet queer durch die durchsichtige Feuchtigkeit, und heftet sich bald unmittelbar mit dem vordersten Winkel, bald durch einen kleinen Fasen, der von diesem Winkel ausgeht, an die Haut, die den crystallenen Saft einschließet. Dieser zarten und durchsichtigen Haut, hat man den Namen des Beutels gegeben, ob sie gleich bey dem Scheuten gar keine solche Gestalt hat. Der Herr **Petit** behauptet, daß sie dazu diene, die Lichtstrahlen aufzufangen, die von den Gegenständen an der Seite des Kopfes unmittelbar ins Auge fallen.

Ursprünglich ist der welsche Hahn oder Schrute, aus Westindien zu uns gekommen. Vor der Entdeckung dieser neuen Welt, kannte man ihn in der alten nicht. Man findet ihrer bey den Insulanern eine erstaunende Menge, und man siehet sie daselbst bey Haufen von Hunderten auch wohl Zweyhunderten. Sie sind so groß, daß man nach **Joßelins** Erzählung welche unter ihnen antrifft, die bis sechzig Pfund wiegen. Der Pater **dü Terre** hat viele auf den Antillischen Inseln gesehen; der Doktor **Elonne** in Jamaika; und auch in Kanada, Mexico, Neuengland und Brasilien halten sie sich auf. In Frankreich ist dieser Vogel nicht allein jetzt naturalisiret, sondern auch eines von dem gemeinsten Federvieh geworden. In der späten Jahrszeit, siehet man sie in unsern Feldern in so großer Menge weiden, daß sie ganze Herden auszumachen scheinen.

Die mehresten welschen Hähne sind schwarz, es giebt ihrer aber auch graue, rothe, weiße und andere bunte von allerley Farben. Die schwarzen haben auf ihren Federn

einen gewissen grünlichten Glanz, der sich gegen den Bürzel zu am stärsten ausnimmt. Wenn man sie in gewissen Stellungen betrachtet, so bemerket man bisweilen an ihnen die schönen Farbenspielungen der Taubenbrust. Viele glauben, daß die weißen die stärksten seyn, und deswegen zieht man sie in einigen Provinzen auch vor andern auf: in Pertois in Champagne siehet man zahlreiche Heerden davon.

Wenn der Schruthahn um sich her keine andere als gewöhnliche Gegenstände siehet, wenn er keine innerliche Bewegung spüret, und wenn er ruhig umhergeht und Weide suchet, so bleibt der fleischerne Zipfel über seinem Schnabel (la caroncule) von dem wir vorher gesagt haben, in seiner natürlichen Beschaffenheit: wenn sich aber in den Zeiten seines Verliebtseyns ein fremder Gegenstand, besonders unvermuthet, vor ihm zeigt, so fängt dieser Vogel, der sonst nichts als Niedriges und Einfältiges in seinem Getrage hat, an, sich stolz zu brüsten; sein Hals und Kopf blasen sich alsdenn auf; sein Fleischzipfel dehnet sich aus, und fällt bis über den Schnabel herab, den er sodann ganz bedecket. Alle seine fleischichten Theilchen färben sich alsdenn mit einem lebhaftern Roth; seine Federn am Halse und auf dem Rücken sträuben sich; sein Schwanz erhebt sich in der Gestalt eines Fächers, und seine Flügel senken sich nieder, und breiten sich so weit aus, daß er sie auf der Erde herschleppet. In dieser Stellung geht er bald stolzierend um die Henne herum, wenn seine Geschäfftigkeit von einem dunkeln Getöne begleitet wird, welches die Luft aus der Brust durch den Schnabel hervorbringt, und auf welches ein langes Gemurmel folgt; und bald verlässet er seine Henne, um diejenigen gleichsam zu bedrohen, die ihn stören wollen. In diesen beyden Fällen ist sein Gang schwer, und wird blos in dem Augenblicke lebhafter, wenn er das

vor-

vorgedachte Gemurmel von sich hören lässet. Diese Verrichtungen unterbricht er von Zeit zu Zeit, um ein anders durchdringendes Geschrey oder Gekuller von sich zu geben, welches Jedermann kennet, und zu dem er so oft gebracht werden kann als man will, wenn man ihm etwas vorpfeifet, oder ihn sonst einen andern hellen Ton hören lässet. Alsdenn fängt er wieder an sein Rad zu machen, und so, wie sich solches entweder gegen seine Henne, oder andere Gegenstände, die ihn beunruhigen, wendet, drücket es bald seine Liebe, und bald seinen Zorn aus; und diese Arten von Anwandelung werden alsdenn viel heftiger, wenn man im blauen Anzuge vor ihm erscheinet. Denn er wird alsdenn aufgebracht, zornig und wütend, gehet auf uns los, greift mit dem Schnabel an, und bemühet sich aus allen Kräften einen Gegenstand zu entfernen, dessen Gegenwart ihm unerträglich scheint.

Die Schrute ist nicht im Stande ein solches Rad zu machen; dennoch aber hat sie eben den doppelten Schwanz, wie der Hahn; sie ist auch ohne Zweifel mit eben den erhebenden Muskeln versehen, die geschickt seyn würden, die größten Federn, aus denen der oberste Schwanz zusammen gesetzt ist, in die Höhe zu bringen; sie hat, wie wir schon gesagt haben, weder Sporn an den Füßen, noch einen Haarbusch an dem Untertheile ihres Halses; das Fleischgewächs über dem Schnabel, das drüßichte Fleisch, mit dem ihr Kopf bedeckt, und der Zipfel auf dem Schnabel, der ohnehin viel kürzer ist, und sich nicht verlängern kann; das alles ist von einem viel blassern Roth als bey dem Hahn. Sie ist überdies viel kleiner, sie hat weniger Ausdruck in ihrem Gesicht, weniger inneres Feuer, weniger Thätigkeit von außem; ihr Geschrey ist blos ein klagender Accent, und sie hat keine andere Bewegung, als blos ihre Nahrung zu suchen,

oder die Gefahr zu fliehen. Dennoch aber hat sie für ihre Jungen eben so viel Zärtlichkeit als das gemeine Huhn; sie führet sie mit eben der Sorgfalt; sie wärmet sie mit eben der Mutterliebe unter ihren Flügeln; sie vertheidiget sie mit eben dem Muthe; und es scheint, als wenn die Freundschaft für ihre Kleinen, ihr Gesicht durchdringender mache. Sie entdeckt den Raubvogel in einer zu bewundernden Entfernung, und wenn er mit Augen noch nicht gesehen werden kann. So bald sie ihn gewahr geworden ist, so stößet sie ein schreckenvolles Geschrey aus, welches Verwirrung und Furcht über ihren ganzen Trupp verbreitet. Jedes von ihnen fliehet alsdenn ins Gebüsch, oder versteckt sich ins Gras, und die Mutter hält sie, durch die öftere Wiederholung dieses schreckhaften Geschreyes, so lange darinn zurück, als der Feind noch in der Nähe ist; siehet sie aber, daß er seinen Flug nach einer andern Seite hinnimmt, so giebt sie den Ihrigen so fort durch ein anders Geschrey Nachricht davon, welches von dem vorigen ganz verschieden ist, und wodurch sie ihnen gleichsam ein Zeichen giebt, daß sie aus den Verbergungsörtern hervorkommen und sich wider um sie versammeln sollen.

Ueberhaupt sind die Schruten sehr furchtsam, und nehmen oft vor Thieren die Flucht, die viel kleiner und schwächer sind, als sie selbst. Sie bezeigen sich aber dennoch bey vielen Gelegenheiten herzhaft, besonders wenn es darauf ankommt, sich gegen die Steinmartern und andere Feinde des Federviehes zu vertheidigen. Salerne in seiner Abhandlung vom Geflügel (Ornithologie) erzählet, daß es sich bisweilen zugetragen habe, daß sie sich um einen Hasen im Lager versammlet, und versucht haben, ihn mit dem Schnabel todt zu beissen. Sonst ist ihr Gang langsam und ihr Flug schwer.

Die

Die wilden Schruten in Louisiane, sind den unsrigen ziemlich gleich, sie unterscheiden sich blos durch ihre Federn, die schwarz-grau, mit einem goldenen Strich eingefaßet sind, welches sie denn auch viel schöner macht. Wenn die Einwohner des Landes auf die Jagd dieser Vögel gehen wollen, so untersuchen sie die Oerter, wo die mehresten Brennesseln sind, und alsdenn lassen sie ihre Hunde jagen. Die Schruten entfliehen alsdenn im Augenblicke, und laufen sehr geschwind, wenn sie aber merken, daß die Hunde sie bald erreichen werden, so springen sie auf die Aeste der Bäume, und drücken sich darauf nieder. Die Jäger drehen sich alsdenn um diese Bäume herum, und schießen sie einen nach dem andern herunter, ohne zu besorgen, daß ein einziger davon fliege.

Zur Vermehrung ist derjenige welsche Hahn der beste, der die mehreste Stärke, die mehreste Lebhaftigkeit und den größten Nachdruck in seiner Thätigkeit hat. Man kann ihm fünf bis sechs Hühner anvertrauen. Man muß bemerken, daß wenn sich mehr Schruthähne zusammen befinden, dieselben alsdenn miteinander fechten, doch aber nicht mit so viel Wuth, als die gemeinen Hähne. Dennoch überläßet der Ueberwundene dem Sieger nicht allezeit das Schlachtfeld, und er wird sogar durch seine Niederlage bey den Hühnern bisweilen noch geachteter. Die Verpaarung der Schruten geschiehet fast auf dieselbe Art, wie bey den gemeinen Hähnen (man sehe den folgenden Artikel) sie ist aber viel langsamer. Daher kömmt es ohne Zweifel, daß der Schruthahn nicht so viel Hühner bey sich haben darf, und daß er sich viel geschwinder abnutzet.

Die welschen Hühner haben jährlich zwey Legzeiten, die eine im Februar, und die andere im Monat August. Die Zahl ihrer Eyer, bestehet gemeiniglich jedesmal aus

funfzehen. Demohnerachtet aber, können sie doch bis fünf- und zwanzig Eyer ausbrüten. Die Eyer sind weiß, mit kleinen röthlichen und gelben Flecken besäet.

So mager der Boden des Landes auch seyn mag, auf dem man die Schruten ziehen will, und ob man sie gleich nicht besser ernähret, als das übrige Geflügel, so sind sie doch allezeit viel grösser als unsere gemeinen Hühner, und selbst auch alsdenn, wenn sie nichts als Weide haben, da wir die gemeinen Hühner hingegen blos mit Korn füttern können. Im Anfange machen diese Thiere mehr Mühe, als die gemeinen Hühnerküchlein, und der Frost ist ihnen schädlich: durch Zeit und Fürsorge aber, kömmt man doch endlich zu dem Zwecke, Vortheil von ihnen zu ziehen. Wenn ihre Jugend vorbey ist, so werden sie sogar sehr fest und sehr stark, und der Reif des Winters thut ihnen nichts. In dieser Frostzeit nehmen sie am stärksten zu, wenn man sie der vollen Luft aussetzet. Eine verständige Haushälterinn, hat dem Herrn **Valmont de Bomare**, dem Verfasser des Dictionaire d'Histoire naturelle, versichert, daß die Art graulichter Schruten, die festeste sey. Sie hat, wie man in diesem Dictionaire liest, mit gutem Erfolg die Methode gebraucht, sie gleich nach der Geburt ins Wasser zu tauchen. Ihre Natur ist stärker dadurch geworden, und sie hat sie allezeit mit viel leichterer Mühe aufgezogen. Der Sammler der ökonomischen Encyclopedie sagt fast eben dasselbe. Dieses ist, fügt er hinzu, durch die lange Erfahrung, die man davon hat, sicher geworden. Nach seiner Lehre ist es genug, wenn man sich blos die Mühe nimmt, das junge Putgen denselben Augenblick, oder wenigstens denselben Tag, da es aus dem Neste gekrochen ist, zu nehmen, solches in frisches Wasser zu tauchen, ihm alsdenn ein Pfefferkorn verschlucken zu lassen, und es darauf gleich wieder unter die Mutter zu setzen. Wenn man es so behandelt, so wird

es

es weder Thau noch Regen, so wie das gemeine Hühnerküchlein, zu befürchten haben.

Wenn man Schruten halten will, so ist besser mehr als weniger zu ziehen; der Vortheil ist alsdenn ansehnlicher, und die Kosten sind alsdenn im Verhältniße geringer. Hat man sie in geringer Anzahl, so bekümmert man sich nicht darum, und sie thun alsdenn entweder in den Weinbergen, oder in den Gärten, oder an den Kornfrüchten Schaden. Hat man ihrer aber viele, so sammlet man sie in Truppe, vertrauet sie einem Putenhüter, der führet sie bey Tage heraus, und lässet sie weiden, und alsdenn verzehren sie nichts zu Hause; dahingegen, wenn man sie nicht in die Felder führete, um da ihren Unterhalt zu suchen, man gezwungen seyn würde, sie beständig auf dem Hofe zu füttern. Diese Vögel sind von Natur gefräßig, und ein weniges an Korn, was man ihnen geben wollte, würde nicht genug für sie seyn. Man nennet deshalb die Schruten in den Vorwerkshöfen, Haferbäuche (des Coffres à avoine). Man wird deshalb von diesen Thieren im Sommer so wenig verkaufen, als man kann, weil ihnen alsdenn die Felder hinreichende Nahrung liefern. Es ist indeß bisweilen der ökonomischen Klugheit gemäß, am Ende des Sommers, oder im Anfange des Herbstes, so viel davon zu verkaufen, als man im May mit leichter Mühe wieder ausbrüten lassen kann, weil sie alsdenn sehr theuer sind, und man sich dadurch wegen aller der Mühe entschädiget sieht, die man hat anwenden müssen, um sie groß zu bringen.

Und hier wollen wir itzt sehen, worinn alle diese Mühe bestehe. Man fängt zuerst damit an, daß man die Eyer aussuchet, die man ausbrüten lassen will, und bereitet die Nester. Man muß dabey dieselbige Vorsichtigkeit gebrauchen, als bey den gemeinen Hühnern (man sehe

he das folgende Hauptstück). Wenn die welschen Hühner ganz zu Ende geleget haben, so bewahren sie das Nest, und das ist das wahre Kennzeichen, daß sie im Ernste brüten wollen. Wenn sie zum erstenmale brüten, so muß man ihnen funfzehen Eyer unterlegen, weil das gerade die Zahl ist, die sie auf eine Zeit zu legen pflegen; und will man sie zum zweytenmale, im Monat Julius sitzen lassen, so giebt man ihnen achtzehen Eyer unter. Es dauret einen ganzen Monat ehe sie auskommen. In dieser ganzen Zeit darf man sie nicht anrühren. Man muß alsdenn wohl Acht darauf geben, daß wenn man die brütenden Hühner von den Eyern nimmt, um sie fressen und saufen zu lassen, man solches so behende thue als möglich. Die Schruten sind so hitzig auf das Brüten, daß sie vor Hunger sterben würden, wenn man sie nicht zum Essen zwänge, und sollten sie das Futter auch nahe vor sich haben. Außerdem machen sie ihren Mist, wenn sie von den Eyern kommen, um zu fressen, und sie befinden sich darauf viel besser. Wenn die Kleinen im Begriff sind, aus den Eyern zu kommen, so muß man ihnen eben so helfen, wie den jungen Küchlein. Man sehe deshalb dasjenige nach, was wir in dem Hauptstücke vom Hahne, darüber sagen werden.

Die welschen Hühner, die man zum Brüten gebrauchen will, müssen zwey Jahr alt seyn. Sie fangen frühzeitiger an zu legen, als die von einem Jahre; sie brüten eher, und führen ihre Jungen besser. Wenn es geschehen kann, so lässet man viele zugleich brüten, damit die Jungen zu gleicher Zeit auskommen können. Man setzet alsdenn die Bruten von noch zwey andern Hennen, bey die eine mit, und brauchet alsdenn jene dazu, um gemeine Hühner- oder Enteneyer ausbringen zu lassen. Durch dies Mittel, kann man einen Vorwerkshof in kurzer Zeit bevölkern. Man schiebet zu dem Ende neue Eyer

unter

unter das brütende Huhn, welches noch Wärme genug hat, um auch diese Eyer, zum guten Ausgange zu bringen. Um diesen Zweck zu erreichen, und um sie zu stärken, muß man ihnen was Gebratenes mit Wein, nebst Gerste und Hafer, zur Nahrung geben. Die Anzahl der Eyer, die man alsdenn noch durch sie ausbringen lassen will, kann in ein- oder zwey und zwanzig bestehen. Wenn man eine Schrute, Enten- und gemeine Hühnereyer ausbrüten lassen will, so muß man ihnen die leztern acht Tage später unterlegen, als die ersten, damit die Kleinen zu gleicher Zeit auskommen mögen.

In dem Landhause, welches mein Vater zu Marly bey Metz hatte, ließ man im Winter gemeine Hühnereyer durch welsche Hühner ausbrüten, um frühzeitig junge Küchlein zu haben. Um Aller Heiligen, oder in der Adventzeit, setzte man die Schruten unter Körbe, die wie Nester gemacht waren; nachdem man sie ganz betrunken gemacht hatte, bedeckte man den Korb und die Schruten mit einem Tuch, und ließ nichts heraus als den Kopf; man setzte den Korb an einen dunkeln Ort, und man schob alsdenn nachgemachte Eyer unter die Schruten; darauf machte man diese Thiere des Tages zwey- oder dreymal betrunken, und solchergestalt gewöhnte man sie zum Brüten, ob sie gleich ihr Legen noch nicht gethan hatten. Waren sie einmal dazu gewöhnt, so legte man ihnen statt der nachgemachten, wirkliche Hühnereyer unter, und durch dieses Mittel gelangte man dazu, recht im Winter junge Küchlein zu haben.

Sobald die jungen Putgens aus den Eyern gekommen, so muß man sie wohl vor der Kälte bewahren, denn die ist ihr verwüstender Feind; man setzet sie zu dem Ende so lange an einen warmen Ort, bis sie etwas stärker geworden sind. Zwischen durch kann man sie aber doch

etwas in der Sonne herum gehen lassen, wenn sie nur nicht zu brennend ist, denn durch die heiße Sonne werden sie getödtet, aber die sanfte Wärme dieses wohlthätigen Gestirns, stärket sie. Um indeß die gefährlichen Wirkungen zu vermeiden, die eine gar zu große Hitze hervorbringen könnte, so hält man sie die ersten anderthalb oder zwey Monate in dem wärmsten Schatten, den man finden kann. Wenn die Zeit vorbey ist, so muß man sie allmählig zur Sonne gewöhnen, dabey aber große Sorge dafür tragen, daß sie nicht in den Regen kommen, denn dadurch erkälten sie sich, und denn werden sie in kurzer Zeit todt seyn. Wenn diese kleinen Thierchen aus den Eyern sind, und man alsdenn gezwungen ist, sie unter der Mutter wegzunehmen, oder sie wieder darunter zu setzen, so muß man sehr behende damit umgehen, damit sich die Alte nicht bewege, weil die sie sonst mit ihrer Patte auf einmal zerquetschen kann.

Die Nahrung dieser Kleinen, sobald sie aus den Eyern gekrochen sind, besteht in klein gehackten Eyern mit Brodkrumen vermischt; fünf oder sechs Tage nachher, verändert man dies Futter allmählig; man nimmt alsdenn Nesselblätter, und hacket sie zwischen die Eyer; diese neue Nahrung giebt man ihnen acht Tage lang, darauf entzieht man ihnen die Eyer, und giebt ihnen blos gut gehackte Nesseln, mit geronnener Milch und Kleyen vermischt, darauf mit Gerstenmehl und grobgemahlenen Buchweizen; dabey giebt man ihnen von Zeit zu Zeit etwas Hirse, oder auch gekochte Gerste, um ihren Appetit zu erwecken. Wenn diese Thiere stärker werden, das heißt wenn sie sechs Wochen alt sind, so giebt man ihnen blos grobgehackte Nesseln mit Kleyen gemengt, oder man kann ihnen auch große Stücken von faulen, oder abgeweheten Baumfrüchten geben. Man will auch, daß gekochte und kleingeschittene Rüben, eine vortreffliche

Nah-

Nahrung für sie seyn. Man wird sie auch desto besser ernähren, und sie werden desto stärker werden, je öfterer man ihnen des Tages ihr Fressen giebt; und man wird solches deshalb des Tages sieben oder achtmal thun, und wenn es nöthig ist, auch wohl noch öfterer. Die jungen Schruten haben einen natürlichen Trieb, ihr Futter lieber aus der Hand, als auf irgend eine andere Art zu empfangen; wenn sie schreyen, und das kommt ihnen oft an, so kann man daraus schließen, daß sie Futter nöthig haben.

Wenn man merkt, daß diese Thierchen matt werden, so muß man ihnen den Schnabel in Wein stecken, damit sie davon trinken; es ist solches ein vortreffliches Mittel, um ihnen mehr Stärke zu geben. Es giebt auch einige, die ihnen ein Pfefferkorn zu verschlucken geben, und sie befinden sich gut darauf. Durch die Spinnen, die man ihnen giebt, werden sie, wie man sagt, noch eher wieder hergestellet, als durch ein anderes Genesmittel; und deshalb brauchen auch die mehresten Haushälterinnen kein anders, wenn sie merken, daß ihre Putgens matt werden.

Wenn die jungen Schruten stark genug sind, um ohne die Mutter fertig werden zu können, so führet man sie in die Felder; und man nimmt alsdenn zur Sicherheit, einen kleinen Jungen dabey, dem man den Namen Putjungen (Dindonnier) giebt. Dieser Junge muß stark, hurtig, früh auf und wachsam seyn, um darauf zu achten, daß die Puten sich nicht verirren, und Wölfe und Füchse von ihnen abzuhalten; alle Morgen und Abend muß er die Anzahl seiner Puten wieder beysammen haben, und wohl untersuchen, ob auch Kranke dabey sind, um die dienlichen Mittel unverzüglich dafür brauchen zu können. Des Morgens früh treibt der Putjunge mit seiner Heerde aus, gegen zehn Uhr kömmt er wieder damit zu Hause, um ein

oder zwey Uhr geht es wieder ins Feld, und nach Untergang der Sonne kommt er wieder in den Hof zurück; alsdenn sorgt er dafür, daß diese Puten auffliegen, nachdem er ihnen vorher etwas Korn vorgeworfen hat, um ihnen Kräfte zu geben.

Die Haushälterinn muß ihre Puten in der Zeit nachsehen, um zu sehen, ob sie noch alle da sind. Man lässet dieselben gemeiniglich auf einem Baume im Hofe die Nacht sitzen, wenn sie stark genug. Frost und Schnee verursachen ihnen keine Unbequemlichkeit, und ihr Fleisch wird alsdenn schmackhafter, als von denen Schruten, denen man ihre Wohnung in den Hühnerställen anweiset.

Die jungen Puten, werden nicht leicht, so wie die gemeinen jungen Hühner ausgeschnitten; denn auch diese Hülse macht fett genug, und ihr Fleisch ist demohngeachtet gut, zum Beweise, daß sie nicht so viel natürliche Hitze haben, als die Haushähne. Indeß giebt es doch einige Provinzen, wo man sie kapaunert, und denn hat man sie auch größer, und feiner von Geschmack.

Die Art sie zu mästen, ist sehr einfach, besonders in den Weinländern. Man giebt ihnen zu ihrer ganzen Nahrung nichts anders, als einen Haufen Weinheesen, aus denen das Geistige und Flüchtige kurz zuvor durch die Distillation gezogen ist. So machte man sie in meinem väterlichen Hause fett, und es kostete nichts.

In Provence werden sie durch Nüße vortreflich, und sehr feist. Man setzet sie zu dem Ende in einen Hühnerbauer. Man läßt sie vierzig Tage lang ganze Nüsse mit der Schaale verschlucken. Den ersten Tag giebt man ihnen nur eine, den andern zwey, und so nimmt man jeden Tag eine mehr, und fähret bis zu dem letzten damit fort, und alsdenn können sie vierzig verdauen. In den mehresten andern Provinzen, giebt man ihnen viel Korn um sie fett zu machen; man setzet sie auf diesem Fall in die Hühnerbauer, bereitet ihnen einen

Teig von gehackten Nesselblättern, Kleyen und harten Eyern, macht Küchelchen davon in der Größe einer Nuß, und giebt ihnen solche des Tages drey oder viermal zu verschlucken.

Der Schierling ist den Schruten außerordentlich schädlich, und es ist kein besser Mittel, um sie wieder zu genesen, als daß man ihnen, sobald sie von diesem giftigen Kraute gefressen, Baumöl zu saufen giebt. Das große Fünffinger-Kraut, mit rothen Blumen (la grande digitale à fleurs rouges) ist, so wie der Herr Salerne es angemerkt hat, den Schruten ebenfalls Gift. Diejenigen, die davon gefressen haben, empfinden eine Art von Taumel, sie werden schwindelicht, kriegen heftige Zuckungen, und wenn sie zu viel davon genossen haben, so fangen sie an zu vergehen, und an der Auszehrung zu sterben. Man kann sich deshalb nicht Mühe genug geben, um diese schädliche Pflanze, an denen Oertern zu vertilgen, wo man Schruten aufzieht. Man weis noch kein Mittel darwider, vielleicht aber möchte eben dasselbe, was man wider den Schierling brauchet, auch hier wohl gut seyn. Wenn die jungen Putgen erst ausgekommen sind, so ist ihnen der Kopf mit einer Art von Pflaumenfedern oder Dunen besetzt, und sie haben noch weder drüsichtes Fleisch, noch kleine Fleischgewächse. Das erhalten sie erst sechs Wochen, oder zwey Monate nachher, wenn ihre Theile sich entwickeln, und wenn, wie man gemeiniglich sagt, bey den Puten das Rothe hervor dringt. Die Zeit dieser Entwickelung, ist kritisch für sie, so wie bey den Kindern, wenn sie Zähne kriegen, und alsdenn muß man besonders ihr Futter mit Wein anfeuchten, um sie zu stärken.

Wenn die Puten das Fieber haben, so erkennet man solches daran, wenn die Federn in ihren Flügeln dick und aufgeblasen sind; man ziehet ihnen alsdenn diese Federn aus, und giebt ihnen von Zeit zu Zeit,

Krumen von Weizenbrod in Wein geweichet. Man giebt ihnen alsdenn auch Gerstenwasser auf Hammerschlag oder Eisenschlacken aus der Pferdeschmiede gesetzt, zu trinken. Man muß alsdenn auch in das Futter für vier Puten, eine halbe Handvoll von einer Art Raute, Frauenhaar (Sauve-vie) genannt, und eben so viel Beyfuß (armoise) mengen.

Die Schruten sind auch der Gefahr unterworfen, unter die Zunge, oder unter den Bürzel, eine Blase zu kriegen; die muß man ihnen behutsam mit einer Nadel aufstechen. Sie haben auch noch eine Krankheit les Ongles genannt. Sie haben alsdenn einen aufgeblasenen Kopf, und das ist das wahre Kennzeichen davon. Wenn man solches merket, so wäschet man ihnen denselben mit Gerstenwasser, und man muß sie täglich genau untersuchen, weil sie an dieser Krankheit in zwey Tagen sterben können. Das Gegengift zeiget sich in diesem Falle sehr deutlich. Man kann ihnen auch bey dieser Krankheit eben die Kräuter zu fressen geben, die wir vorher angerühmet haben, wenn sie das Fieber haben.

Wenn diese Thiere krank sind, so muß man sehr sorgfältig darauf achten, sie von den Gesunden abzusondern. Man muß sie sogar drey oder vier Tage allein halten, denn sie stecken sich einander in ihren Krankheiten gar zu leicht an. Eine andere Achtsamkeit, die man für sie haben muß, bestehet darinn, daß man die Puten nicht eher aus den Ställen lassen muß, bis die Sonne den Thau und die Nebel weggenommen hat, besonders, wenn diese Thiere noch jung, schwach und zart sind. Der Regen ist ihnen besonders nachtheilig, und sie sterben oft davon.

Der

Der Verfasser des Guide du fermier bemerket, daß man darauf achten müsse, daß die jungen Schruten, keine Schnecken, weder große noch kleine zu fressen kriegen, den sie würden, sagt dieser Schriftsteller, einen Durchlauf davon kriegen, der ihnen tödtlich seyn könnte. Eben dieser Autor, empfielet es auch ausdrücklich, den jungen Putgen, sobald sie ausgekommen sind, ein Pfefferkorn mit etwas Milch zu geben; er will auch, daß man ihnen täglich, von dem Augenblick ihrer Geburt an, einen grünen Rasen ganz frisch bringen soll, damit sie darauf herumgehen und bicken können, und das so lange, bis man sie der vollen Luft unbesorgt aussetzen kann.

Uebelriechende Kamillen, Klettenkraut, Nesseln, Fenchel, Wermuth, Beyfuß, Frauenhaar, sind alles Pflanzen, die den Schruten zuträglich sind. Sie fressen auch gemeine Kräuter, als Sallat, Bete oder Mangold, Kohlblätter, und alle Arten von Früchten.

Man kann die Puteneyer auch gemeinen Hühnern zum Brüten unterlegen, alsdenn muß man ihnen aber ein besonders Strohbette zurecht machen, solches mit Heu ausfüttern, und etwas Wolle, um ihnen die gehörige Wärme zu geben darzwischen mengen, nachdem man sie vorher etwas im Ofen gehabt hat.

Die Schruten wollen gern in die Wälder geführet seyn. Sie ergötzen sich ungemein darinn; sie finden daselbst eine Menge Würmchen und Ungezieser, die sie mit Vergnügen fressen, und ihr Fleisch erlangt dadurch einen Geschmack, der diejenigen weit übertrifft, die nicht dahin geführet werden; alsdenn aber muß man darauf achten, daß sie den wilden Thieren nicht zum Raube werden. Es ist alsdenn gut, wenn man einige Hunde hat, die um sie her die Wache halten. Diejenigen, die große, mit-

Mauern umzogene, Höfe haben, können die Schruten mit leichterer Mühe aufziehen, wenigstens, so viel den Vorrath für die Herrschaft und das Haus betrifft. Die Freyheit, die sie alsdenn haben, nach ihrem eigenen Gefallen hin und her zu gehen, aufzuhüpfen, wo sie wollen, und in freyer Luft zu schlafen, das alles scheinet sie fast in ihr ursprüngliches Klima zurück zu bringen. Doch darf man sie in solchen Höfen nicht brüten lassen, auch nicht von ihrer zartesten Jugend an darinn auferziehen, sondern man muß so lange damit warten, bis sie etwas stark geworden sind.

Die Einwohner von Louisiane, flechten die kleinen Schrutenfedern, um sich Decken für den Winter davon zu machen, und sie bedienen sich des Schwanzes, um Fächer und Sonnenschirme davon zu machen.

Die Schruten, und besonders die jungen, werden in der Küche auf verschiedene Art zubereitet. Das Fleisch des Hahnes, ist viel wohlschmeckender, als das vom Huhne. Ein junger Schrute, zart, fett und wohl gefüttert, ist ein gutes Essen; wenn er aber etwas alt ist, so wird sein Fleisch hart, zäh, und schwer zu verdauen. Sonst ist er für jedes Alter, und alle Temperamente zuträglich.

Man siehet es daran, ob ein Schrute jung ist, wenn seine Klauen schwarz und weich, und seine Spornen kurz sind. Ein alter welscher Hahn, hat allezeit tiefeinliegende Augen, und harte trockene Sporn. In Ansehung der Schruteneyer, ist es sehr vortheilhaft für unsere Gesundheit, daß sie nicht so gemein sind, um unsere gewöhnliche Nahrung zu werden, wenn es sonst wahr ist, was einige behaupten, daß sie sehr ungesund sind, und Lendengries verursachen.

Uebri-

Uebrigens bemerkt man an ihnen nicht den geringsten Geschmack, der eine merklich schädliche Eigenschaft anzeiget. Sie werden zu Milch, wie die gemeinen Hühnereyer. Wenn sie hart sind, so scheinen beyde Arten sich ganz gleich zu seyn, außer, daß das Gelbe in den gemeinen Hühnereyern, einen fettigen Geschmack an sich hat, der den Schruteneyern zum Theil fehlet. Die übrigen Eigenschaften der Schruten, sind fast dieselben, als bey andern gemeinen Federvieh.

Drittes Hauptstück.

Vom Hahne und von der Henne.

Weil dies Hauptstück sehr weitläufig ist, und alles das allein enthält, was sich wichtiges in diesem Werke befindet, so werden wir solches in verschiedene Abschnitte theilen. In dem ersten werden wir vom Hahne handeln; in dem zweyten, vom Kapaune; in dem dritten, von der Henne; in dem vierten, von der Poularde; in dem fünften, von den Eyern; und in dem sechsten endlich, von den jungen Hühnern, und von der Art sie aufzuziehen.

Erster Abschnitt.

Vom Hahne.

Der Hahn ist ein zahmer Hausvogel, der sich mitten in seinem Hühnerserail, durch die Schönheit seines Wuchses, durch seinen stolzen und majestätischen Gang, durch seine langen Sporn an den Füßen, durch seinen fleischigten, eingezackten und glänzendrothen Kamm, durch den Reich-

Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner Federn, durch die Abhänge unter seinem Kopfe, und durch die angenehmen Krümmungen seines Schwanzes, die gerade in die Höhe gerichtet sind, ansehnlich machet. Die Hauptfedern seiner Flügel, bestehen in sieben und zwanzig, die kleinsten mit einbegriffen. Sein Schwanz, ist aus vier und zwanzigen zusammengesetzt; die zween mittelsten sind sehr lang, und ganz gleich in der Gestalt eines halben Zirkels zurück gebogen.

Die Hähne, die zahme Hausthiere sind, haben besonders verschiedene Farben, und man findet unter ihnen alle Arten von Schattirungen. Der Hahn aus der Provinz Caux oder von Padua, ist viel größer und stärker als der gemeine Hahn. Der Zwerghahn oder Kriecher, ist fast von derselben Größe als der unsrige, seine Beine aber sind sehr kurz. Der rauchfüßigte Hahn, ist auch ein Zwerghahn, und seine Füße sind bis an die Klauen mit Federn bedeckt. Der Hahn von Bantome, gehört zu dem Geschlechte der Zwerghähne. Er hat ebenfalls Federn an den Füßen, die aber sehr lang sind, doch nur von der äußern Seite. Dieser Hahn ist voll Muth und Kühnheit, und schlägt sich mit andern, die auch viel größer sind, als er. Der gekräuselte Hahn (le coc frisé) hat alle seine Federn in die Höhe gesträubt stehen, so daß es aussieht, als wenn sie gekräuselt wären. Bey den Hähnen von Mosambique sind die Federn, und sogar auch der Kamm, der Bart, die äußere Haut, und das Beinhäutlein, fast allezeit schwarz. Diese Theile sind alle so gefärbt, daß man, besonders wenn sie kurz sind, sagen sollte, daß sie alle in Himmelblau gekocht wären. In Persien giebt es eine Art Hähne, die an Größe den unsrigen gleich kommen, und die auch eben so stark und eben so verschieden an Federn sind; sie haben aber keinen Bürzel, und folglich auch keinen Schwanz. Der Herr von

Reaumür, ist der erste, der dergleichen in Frankreich gesehen hat. Man ziehet jetzt in unsern Vorwerkshöfen wirklich numidische Hähne mit Hollen auf. Diese sind sehr schön, und größer als unsere gemeinen Hähne; sie haben fast gar keinen Kamm, zur Vergeltung dieses Mangels aber, haben sie einen ansehnlichen Federbusch auf dem Kopfe. Das Federwerk dieser Hähne, kommt gemeiniglich den Federn des Fasanenmännchens nahe.

Der Hahn kündigt durch sein Geschrey, die Stunden der Nacht, und den Anbruch des Tages an. Die Einwohner des platten Landes, haben oft keine andere Uhren, und die Mythologisten betrachten sie aus der Ursache, als das Sinnbild der Wachsamkeit. Die Naturkündiger haben beobachtet, daß von allen Singvögeln, die Nachtigall und der Hahn die einzigen sind, die sich des Nachts hören lassen. Die Stimme des Hahnes, entsteht nicht bey dem Knoten der Kehle, wie bey andern Thieren, sondern blos unten in der Luftröhre, gegen die bifurcation. Diese Anmerkung haben wir dem verstorbenen Herrn Duverney, einem der größten Anatomiker in Frankreich zu danken.

Der Vogel, von dem wir jetzt reden, ist einer der wollüstigsten. Er sucht sein Vergnügen in freyer Luft; kaum ist der Hühnerstall geöfnet, so läuft er gleich auf die Hühner zu, und verfolgt, und unterwirft sie. Er tritt seine Hühner, wie man sagt, bis funfzigmal des Tages. Dadurch wird er aber auch geschwind erschöpft und untüchtig gemacht, um sein Geschlecht fortzupflanzen. Man hat ein herrschendes Sprichwort: daß ein guter Hahn selten fett sey, und daß zwölf Hühner ihm nicht zu viel seyn müssen. Indeß würde er auch noch wohl eine größere Anzahl fruchtbar machen können. Der Verfasser des Dictionaire Oeconomique, versichert einen gesehen zu haben, der zwey Jahr alt gewesen, und die Eyer von

zwey und dreyßig Hennen dergestalt wirklich fruchtbringend gemacht habe, daß beständig Junge daraus gekommen seyn, und daß derselbe demohngeachtet allezeit munter und bey vollen Kräften geblieben sey. Wenn man dem Sammler des Dictionaire Encyclopedique glauben soll, so ist dieser Vogel schon mit drey Monathen zur Zeugung geschickt. Er ist der unumschränkte Beherrscher seiner Hühner; er liebet seine Unterthaninnen außerordentlich; und er wachet mit unermüdetem Eifer für ihre Erhaltung. Hat er einige Körner gefunden, so rufet er sie, und um ihrentwillen entziehet er sich derselben selbst. Wenn ein Hahn zur Zeugung gut seyn soll, so muß sein Wuchs mittelmäßig seyn, doch mehr dem Größern als Kleinern nahe kommen; seine Federn müssen schwarz oder dunkelroth, sein Hals erhaben und mit Federn von verschiedenen Farben durchwebt, seine Keulen stark und wohl befiedert, und seine Füße dick und mit starken Spornen bewaffnet seyn. Man erkennet auch einen guten Hahn an seinem kurzen und dicken Schnabel; an seinen schwarzen oder rothen und funkelnden Augen; an seinen weißen und breiten Ohren; an seinem langen und herabhängenden Barte; an seinem geraden und stark eingezakten Kamme; an seinen starken Flügeln, und an seinem erhabenen und bis an den Kopf übergebogenen Schwanze. Ueberhaupt muß er munter, hitzig und von schöner Stimme seyn; er muß außerdem seine Hühner lieben, sie vertheidigen und sie zum Freßen einladen. Diejenigen Hennen, die sich mit dem Hahne nicht vermischt haben, legen Eyer, die zum Brüten nichts taugen; und diese Art Eyer sind sogar zu unserer Nahrung nicht so gesund, als diejenigen die fruchtbar gemacht sind.

Die Hähne sind empfindlich und muthig, und schlagen sich mit Hartnäckigkeit. Diese Gefechte sind sehr nach dem Geschmacke der Engländer, und auch verschie-

dener

dener anderer Völker. Man verkündigt dieselben durch öffentlichen Ausruf, und sie gehen alsdenn in der Mitte eines öffentlichen Platzes vor sich, um den sich das Volk haufenweise versammlet. Bey dieser Art von Gefechten geschehen bisweilen Wetten von großer Wichtigkeit, und das niedergelegte Geld, gehöret gemeiniglich denen, deren Hähne den Sieg davon tragen. Man findet so kriegerische Hähne, daß sie allezeit lieber sterben, als sich überwinden lassen, oder ihr Leben durch eine schimpfliche Flucht retten sollten. Vor einiger Zeit hatte man zu Chester in Engelland, zwey schöne Hähne, die sich oft auf dem Schlachtfelde hervorgethan hatten, die aber beyde noch gar nicht gegen einander gestellet waren. Man wollte endlich wissen, welcher von beyden der stärkste sey. Jeder Zuschauer trat auf die Seite des einen dieser beyden Fechter: die zwey Hähne aber betrachteten sich, und der Erwartung des Publikums ungeachtet, schlugen sie sich nicht. Man warf ihnen etwas Korn vor, um sie zu reizen, sie blieben aber nicht weniger ruhig, fraßen zusammen, und giengen nachher friedfertig mit einander herum. Man setzte eine Henne zwischen sie, um ihre Eifersucht gegeneinander rege zu machen, und die Eintracht, die zwischen ihnen herrschte, zu zerstören; aber auch damit kam man nicht zum Zweck; sie liebkoseten die Henne einer nach dem andern, und allezeit ohne Eifersucht: Der Direktor der Spiele, der auf die Art kein Geld gewinnen konnte, nahm sie von einander, und färbte ihnen die Federn, damit sie sich in dieser Verkleidung nicht mehr kennen sollten, diese beyden Hähne aber, obgleich dergestalt verlarvt, verletzten deshalb den Frieden nicht, der sie vereinigte. Zuletzt setzte man einem jeden andere Hähne entgegen. Sie wurden alsdenn im Augenblick wütend, fochten mit der größten Heftigkeit, und schlugen ihre Widersacher. Wenn sie nun solchergestalt ganz zornig geworden waren, so nahm man die frem-

 den

den Hähne weg, und ließ sie allein auf dem Platze. Aber auch alsdenn blieben sie Freunde, und eben so friedfertig gegen einander, wie sie vorher gewesen waren.

Wenn man den Hühnern einen neuen Hahn geben will, so bindet man ihn einige Tage am Fuße fest; man versammlet alsdenn alle Einwohner des Hofes um ihn her, und vertheidiget ihn gegen die andern Hähne. Solchergestalt gewöhnet man die andern Hähne ihn zu dulden, und die Hühner ihn zu sehen. Es giebt Hähne, die wegen allzugroßer Hitze oder aus andern Ursachen nichts anders bey den Hühnern vornehmen, als daß sie um dieselben herbuhlen, die Erde kratzen und beständig bereit sind sich zu schlagen, und die andern abzuwehren. Diese Art Hähne sind ohnmächtig so lange solche Lebhaftigkeit dauret. Um die zu mäßigen, macht man ihnen ein Stück rundgeschnittnes Leder, wo inwendig ein Loch ist, an den Fuß, und diese Fessel macht den Vogel beschämt und ruhig.

Aldrovande behauptet, daß dieser Vogel zehn Jahr leben kann. Man kann aber doch nichts gewisses über diesen Umstand sagen, weil man seinen natürlichen Tod nicht leicht abwartet.

Der Hahn hat ein durchdringendes Gesicht; und er macht ein Geschrey vor Schrecken, wenn er einen Raubvogel in der Luft entdeckt.

In den Hühnernestern findet man bisweilen kleine Eyer in der Größe wie Taubeneyer, die man sehr uneigentlich Hahneneyer nennet, weil man glaubt, daß der Hahn sie gelegt habe; nichts ist aber so unrichtig als das. Man sehe dasjenige deshalb nach, was wir in dem Abschnitte von Eyern gesagt haben.

Der

Der Herr von Reaumür hat einen jungen lebendigen Hahn zum Geschenk erhalten, der vier Füße hatte. Dieser Hahn war von Natur fröhlich, er krähete gut und oft, und er hatte mit einem Worte das volle Wesen von Gesundheit und Kraft. Allein seine zwey überzähligen Füße, die beyde hinten unter dem Leibe befestiget waren und nicht ganz zur Erde kamen, waren ihm mehr schädlich als nützlich. Er gieng etwas von der Seite, er konnte die Hennen nicht belegen, deren Gesellschaft er suchte, und alle Augenblick verwickelten sich seine Bastarde von Füßen, die viel bleicher, kürzer und dünner waren als die beyden andern.

Man siehet bisweilen in den Höfen Hähne mit Hörnern. Einige haben solche von der Natur, andere durch die Kunst. Der Herr **Dühamel** erklärt es in einer seiner Schriften sehr gut, worin diese Kunst bestehe. Die Hahnenkämme, sagt er, sind auf dem Kopfe an eine breite Grundlage befestiget, die sich von dem Hintertheile des Hauptes bis zur Wurzel des Schnabels erstreckte. Wenn man von diesem Kamme einen Finger breit aus der Mitte des Hirnschädels wegschneidet, so bildet sich alsdenn das hinterste Ueberbleibsel in einen ziemlich dicken Wulst, und wenn man da eine Oefnung gemacht hat, die in der Mitte ein gewisses Leeres verursacht, so beugen sich die beyden Seiten nach vorne hin, indem sie nur noch durch das filet cellulaire verbunden sind. In dieses Leere, zwischen den verdoppelten Kamm pflanzet man alsdenn einen kleinen von dem Fuße eines jungen Huhns weggenommenen Sporn, der noch nicht größer als ein Hanfkorn seyn darf. Wenn man die Haut unter dem Wirbel etwas ablöset, und sie alsdenn, so wie sich die Spitze des Kopfs drehet, einschneidet, so scheinet es als wenn der Kamm nur eine Verlängerung der Haut sey, die an dieser Stelle verdicket ist, und daß die Haut von

bey-

beyden Seiten des Kopfes, nachdem sie diese scheinbare Verdoppelung verursachet hat, sich etwas unter dem Theile des Kammes, der angewachsen ist, und wo man keine Verdoppelung mehr siehet, vereinige. Indeß hängt doch dieser Kamm mit der Hirnschaale sehr zusammen, und sein Wesen ist von der Haut sehr verschieden, weil er mehr knorpelicht als häutig (membraneus) ist. Der Herr Dühamel hat es sorgfältig untersuchet, ob die Hahnenkämme, die bisweilen von besonderer Größe sind, auch durch besondere Bänder (ligaments) angehalten würden, er hat aber keines entdeckt; er hat blos bemerkt, daß dieser Kamm so starck an die Hirnschaale geheftet sey, daß man ihn, ohne einen Theil davon zu verletzen, nicht davon trennen könne. Nachdem dieser Akademicus die kurze Zergliederung des Hahnenkammes entworfen hat, so geht er zu der angegebenen Einpfropfung des Sporns über. Er ließ zu dem Ende verschiedenen jungen Hähnen die Kämme abschneiden, und statt derer kleine Stücke ihrer Sporn in die Höhlung bringen, die sich an dem Hinter- und Vordertheile des Kammes befindet. Viele von diesen Sporren fielen durch die Bewegung ab, die die Hähne mit dem Kopfe machten, diejenigen aber, die sich vierzehn Tage oder drey Wochen auf den Köpfen der Hähne erhalten hatten, waren so genau mit dem Grunde vereiniget, daß diejenigen Sporn, die im Monat Junius eingesetzt, und zu der Zeit nicht grösser als ein Hanfkorn waren, sich am Ende des Decembers desselben Jahres, schon über einen halben Zoll lang befanden. der Herr Dühamel fügt hinzu, daß es Hähne gegeben hat, die nach drey oder vier Jahren Sporn auf den Köpfen gehabt haben, die über vier Zoll lang gewesen seyn würden, wenn man ihnen ihre ordentliche Richtung gegeben hätte. Ein anderer Schriftsteller versichert, auf dem Kopfe eines Kapaunen ein solches Horn gesehen zu haben, welches über neun Zoll lang

gewe-

gewesen wäre. Der Herr **Valmont** erzählt in seinem Dictionaire d'Histoire naturelle, daß er im Jahre 1764 zu Paris einen Hahn gesehen habe, von dem man gesagt habe, daß er ein Afrikaner sey. In der Mitte des Kammes von diesem Hahne kamen zween dunkelgelbe, hohle, röhrenförmige Hörner von drey und einen halben Zoll lang hervor, die bald in der Gestalt als Gemshörner breit und ausgebogen waren; die Spornen waren stark und sehr lang; dem Herrn **Valmont de Bomure** hat es geschienen, als wenn die Hörner auf dem Kopfe dieses Hahnes natürlich gewachsen wären. Der Herr **Dühamel** hat von solchen Hörnern eines zergliedert, und solche Zergliederung hat ihm zu folgenden Beobachtungen Gelegenheit gegeben.
1) Von aussen bemerket man einen harten geschwollenen Wulst, der die Wurzel des Horns umzieht, und wenn man die Haut auflöset, so siehet man, das sie mit solchem Wulste zusammenhängt.

2) Wenn man die Haut aufgehoben hat, und ein Theil von diesem Wulste zerstöret ist, so entdecket man eine Art vom zusammenhaltenden Bande (ligamento capsulari) der es verhindert, die Einpflanzung, oder vielmehr die Einfügung (articulation) dieses Horns mit der Hirnschaale zu bemerken.

3) Wenn man diese Art vom zusammenhaltenden Bande sorgfältig ablöset, so entdeckt man noch verschiedene von dergleichen ligamenteusen Verbindungen, die aus dem Horne entspringen, und zum Theil sich an die Nasengruben (fosses nasales), zum Theil an die obern Augenhöhlen und zum Theil an die hintersten Hauptknochen an verschiedenen Orten anschließen; diese Bände gränzen nicht allezeit an einerley Orte, und sind auch bey allen Hähnen nicht allezeit von gleicher Anzahl; indeß hat Herr **Dühamel** doch beständig bemerkt, daß sich bey den-

jeni-

jenigen, die große Hörner hatten, eine Art von zusammenfügenden Bändern fand; die sich an dem einen Ende in den gehörnten Theil des Schnabels eingefügt hatten, und mit dem andern mit dem Mittelpunkte der Wurzel des Horns in Verbindung stunden.

4) Wenn man alle diese Bande bis auf das, was aus dem Schnabel entspringt, vernichtet, so löset sich das Horn ganz leicht von der Hirnschaale ab, und wenn man solches denn gegen den Schnabel hindrehet, so entdecket man unter der Wurzel dieses Horns in einander gefügte Höhlungen, und auf der Hirnschaale aneinander hängende Erhebungen; alsdenn löset sich das ganze hörnigte Wesen von einem knöchernen pyramidenförmigen Kern ab, der bisweilen verschiedene Spitzen hat, die am Ende mit dem zusammenhaltenden Bande aneinander hängen, der an den Schnabel gränzet.

5) Dieser knöcherne Kern, der nicht sehr hart ist, ist wieder mit einer Haut bedeckt, die dem Knochenhäutgen (Perioste) sehr ähnlich, an verschiedenen Orten aber blutig ist.

6) Nachdem der hörnigte Theil von seinem Kern, in der Gestalt eines Elephantenrüßels abgelöset, und unten hohl und untergraben, von dem obersten Ende an aber bis über die Hälfte seiner Länge vollständig war, so ließ der Herr **Dühamel** einen solchen einige Zeit in Weingeist weichen, und er trennte dadurch die hörnigte Grundlagen dergestalt, daß er eine ziemliche Anzahl davon ablösen konnte.

Der Hahn ist für die Nahrung bey weitem nicht so geschätzt wie der Kapaun, und man macht sogar nur selten Gebrauch davon; und in der That, ist dieser Vogel auch ein sehr wollüstiges Thier, welches allezeit an Zeu-

gungs-

gungsgeistern und Saamensäften Ueberfluß hat, und wegen der Hitze, in der er sich beständig befindet, viel davon verschwendet. Daher kömmt es, daß sein Fleisch trocken, unschmackhaft und schwer zu verdauen ist. Der einzige Theil, den man von diesem Thiere in den Küchen gebraucht, ist der Kamm: man macht vortrefliche Ragouts davon, die aber denen Personen gar nicht gut sind, die einen schwachen Magen und schlechte unthätige Verdauungssäfte haben.

Man bedient sich des Hahns bisweilen, um Kraftsuppen und Gallerts (gelées) davon zu machen; der älteste Hahn ist zu dieser Absicht der beste; man schreibt dieser Art von Kraftsuppen eine öfnende und abführende Eigenschaft zu; sie erweitern den Leib etwas, sie nähren und sie stärken; man giebt die Hahnenbrühen als eine mächtige Herzstärkung und bereitet sie folgender Gestalt: man wählet einen ganz alten Hahn, man macht ihn müde, indem man ihn in einer Kammer so lange herumjagt, bis er vor Mattigkeit niederfällt; alsdann schlachtet man ihn, rupft ihn, und nimmt ihn aus; alsdann lässet man ihn, in einem Geschirr, welches mit Teig wohl zugeschmieret ist, sieben bis acht Stunden auf einem Windofen kochen, und zwar so lange bis das Fleisch von Knochen fällt; man macht solches alles alsdenn durch eine heftige Pressung dünne, und man giebt alsdenn von dieser Brühe einen Löffelvoll in jede Kraftsuppe, die man dem Kranken zur Stärkung reichen will. Will man dieser Brühe noch mehr Kraft geben, so nimmt man bey ihrer Verfertigung Otternfleisch dazu; oder hat man noch mehr Absichten dabey zu erfüllen, als blos den Kranken zu stärken, so kann man den Hahn auch noch mit allerlei diensamen Arzneyen, heilsamen antiscorbutischen oder schweiswirkenden Pflanzen füllen; diese Arten von Nahrungsmitteln sind sehr wirksam bey denen, die von einer langen Krankheit genesen.

Der

Der Gallert vom Hahne ist eine andere Art von Zubereitung, die man mit diesem Thiere macht; er ist sehr nahrhaft und zugleich Kraftbringend; man schneidet einen Hahn in Stücken und nimmt Kälber-Schaaf- oder Ochsenfüsse darzu; man lässet alsdann alles sieben oder acht Stunden auf einen Windofen sieden, und verleimet das Geschirr vorsichtig mit Teig; man presset alsdenn alles aus und thut es in porcellainene Tassen, in denen es zur Gallert zerrinnet. Man würzet diesen Gallert alsdenn gemeiniglich mit einem Löffelvoll Zucker, mit Zitronensaft und ein paar Tropfen von Kaneel- oder Orangeblütenwasser, um ihm den üblen Geschmack zu benehmen; von diesem Gallert verordnet man einen Löffelvoll zwischen der Zeit da die Kraftsuppen genommen werden.

Die Schriftsteller behaupten, daß das Gehirn des Hahnes die Wirkung habe, den Durchlauf aufzuhalten; man nimmt solches zu dem Ende mit Wein. Man gebraucht dieses Gehirn auch, um das Zahnfleisch der Kinder damit zu reiben, und man will, daß die Zähne alsdenn leichter hervorkommen. Einige Autores sagen auch noch, daß die Zeugungstheile des Hahnes die auram seminalem vermehren und reizen; nach ihrer Meinung befördern sie die Zeugung; man lässet sie zu dem Ende trocknen und zu Pulver machen, und man giebt innerlich davon eine Dosin von einem Gran in ein Glas guten Wein. Das Blut des Hahnes und der Spiritus, den man daraus zieht, sollen auch dieselbe Kraft haben; auch die äußere Haut des Kropfes von diesem Vogel, getrocknet und zu Pulver gemacht, wird als ein vortreffliches Mittel zur Wiederherstellung und Stärkung des Magens angerathen; dieselbe ist auch sehr gut, um das Erbrechen und den Durchlauf aufzuhalten; man macht auch Gebrauch davon gegen die von Nierenschmerzen entstehende Kolik, und gegen die Zurückhaltung der monatlichen Reinigung;

die

die Dosis bestehet alsdenn in einem Skrupel bis zum halben Gran, die man in einem dienlichen Safte nimmt. Das Pulver vom Hahnkropfe in Wein wird auch alsdenn als ein bewährtes Mittel angepriesen, wenn Jemand das Wasser nicht halten kann, es sey bey Tage oder bey Nacht; und selbst auch alsdenn, wenn dieses Ungemach die Folge eines allzueifrigen Beyschlafs ist, ob es gleich sonst in dem Falle schwer zu heilen ist; auch die innere Haut des Kropfes hat vordem den Namen gehabt, daß sie diese Eigenschaft hätte. Man bedient sich der Galle des Hahns als ein Pflaster, um die Flecken der Augen dadurch wegzunehmen. Was sein Fett betrift, so ist solches erweichend, lindernd, nervenstärkend und auflösend; als ein weiches Pflaster zubereitet, ist es gut für spröde Lefzen und Blattern an den Augen. Der Hahn war ehemals das Schlachtopfer, welches man dem Aeskulap brachte, wenn man von einer Krankheit genesen war.

Zweyter Abschnitt.

Vom Kapaunen.

Den Namen der Kapaunen giebt man einem jungen Hahn, dem man seine beyden Testikuln genommen hat, damit er sich nicht durch seine wollüstigen Vergnügungen erschöpfe, daß er sich einen festern Leib setze, und sein Fleisch dadurch wohlschmeckender werde. Der Hahn verlieret durch diese Operation seine Stimme, und man kann daraus den Schluß machen, daß eine zwar verborgene aber doch genaue Verbindung zwischen den Werkzeugen der Stimme und den Geburtsgliedern dieses Thieres seyn müsse. Dies Verhältniß beweiset sich dadurch noch stärker, daß ein Hahn, dem seine Mannheit nur zur Hälfte genommen ist, eine heisere Stimme übrig behält, die

nicht mehr die völlige Stärke des Hahnengeschreyes hat. Einen solchen halbverschnittenen nennet man deshalb Cocatre, und im Grunde ist er auch weder Hahn noch Kapaun, und es ist deshalb lächerlich, wenn gewisse Frauen sich einbilden, daß wenn man einen jungen Hahn, der so eben kapaunet ist, seine Testikuln wieder zu verschlucken gebe, dasjenige wieder würde, was er vorher und ehe diese Operation geschah, gewesen ist, oder daß es wenigstens ein Cocatre würde, gleichsam als wenn die entweder ganz oder zum Theil verschluckten Testikuln in dem Körper dieses Thiers ihren alten Platz wieder einnehmen könnten.

Um die jungen Hähne zu kapaunen, wartet man bis sie drey Monat alt sind. Man macht ihnen alsdenn einen Einschnitt nahe an den Geburtsgliedern, man sticht die Finger durch diese Oefnung und nimmt die Testikuln behende heraus; man nähet alsdann die Wunde zu, reibt sie mit Oel und bestreuet sie mit Asche; man hält sie alsdenn drey bis vier Tage eingesperrt, und lässet sie darauf los. Gemeiniglich schneidet man den Kapaunen den Kamm ab. Es ist dabey zu beobachten, daß die jungen Hühner von der spätern Jahrszeit nichts dazu taugen, um kapaunet zu werden; sollen sie recht gut werden, so ist es nöthig, daß die jungen Hähne im Stande seyn, schon vor dem Johannistag kapaunet zu werden. Nach der Operation ist dieser Vogel einige Tage traurig und schwermüthig; er scheinet die Wichtigkeit des Verlustes zu empfinden, den er erlitten hat. Bisweilen ergreift der kalte Brand den jungen Kapaun, wenn man ihn bey zu warmen Wetter kastriret; und davon werden sie getödtet; auch sterben sie bisweilen davon, wenn man sie schlecht schneidet.

Die Art die jungen Hühner auszuschneiden, ist sehr alt; schon in dem fünften Buch Mosis wird ihrer gedacht.

Zu Rom verrichtete man sie; es war sogar ein besonders Gesetz vorhanden, wodurch es verboten wurde, die jungen Hühner zu kastriren; und um dies Gesetz zu vereiteln, kapaunete man die jungen Hähne.

Die Kapaunen thun in den Vorwerkshöfen grosse Dienste, man richtet sie daselbst ab, die Küchlein zu führen und aufzuziehen, wenn man den Hennen ihre Zeit dabey nicht will verlieren lassen; man sucht zu dem Ende einen ganz starken Kapaun aus, man pflückt ihm die Federn unter dem Bauche weg; man schlägt ihm den ledig gepflückten Theil mit Brennneßeln, und man macht ihn mit Brod in Wein geweicht, betrunken; man wiederholet diese Ceremonie zwey oder drey Tage nach einander, und denn setzt man ihn unter einen Bauer und zwey oder drey junge Hühner neben ihn, die schon etwas groß sind. Diese jungen Hühner, wenn sie ihm unter dem Bauche herkriechen, besänftigen seinen brennenden Juck. Diese Erleuchterung gewöhnet ihn sie aufzunehmen; er wird ihnen nachher zugethan, er liebet sie, er führet sie, und sogar, wenn man ihn denn eine grössere Anzahl zugeben will, so nimmt er sie auf, bedecket sie mit seinen Flügeln, er erziehet sie und bewahret sie viel länger, als eine wirkliche Henne thun würde. Wenn der Herr von Büffon von den Kapaunen redet, so drücket er sich folgender Gestalt aus: der Hahn, wenn er die Operation des Ausschneidens ausgestanden hat, sagt dieser Naturkündiger, nimmt in der Folge mehr Fleisch an, und sein Fleisch, welches saftiger und schmackhafter wird, liefert den Chymisten Wirkungen, die von denen ganz verschieden sind, die sie vorher hervorbrachten, ehe diese Operation mit ihnen vorgenommen war. Und wirklich liest man in den Memoires der Akademie von 1730, daß der Extrakt aus dem vom Fette gesäuberten Fleische des Kapaunen, etwas weniger als ein Viertel von dem Gewichte des Ganzen enthalte, anstatt,

daß es von einem jungen Huhne nur den zehnten, und von dem Hahne etwas mehr als den siebenten Theil ausmache. Noch mehr, der Extrakt vom Hahnenfleisch ist trocken, anstatt, daß der vom Kapaunen schwer zu trocknen ist. Der Kapaum ist dem Abfedern fast nicht mehr unterworfen, so wie ein Hirsch, der in eben dem Stande ist, sein Geweihe fast nicht mehr verlieret. Er hat dasselbe Gekrähe nicht mehr, so wie wir solches bereits angemerkt haben; seine Stimme wird heiser, und er lässet dieselbe auch nur selten hören. Hart von den Hähnen behandelt, verachtet von den Hennen, von allen Trieben zur Hervorbringung seines Gleichen beraubt, ist er nicht allein von dem Umgange mit seines Gleichen ausgeschlossen, sondern er ist, so zu sagen, auch von seinem eigenen Geschlechte abgesondert. Er ist ein einsidlerisches Wesen, unthätig, alle seine Eigenschaften sind in ihm selbst gekehrt, und haben keinen andern Zweck, als ihre eigene und getheilte Erhaltungssorge. Eßen, schlafen, sich mästen, das sind künftig seine vornehmsten Beschäftigungen, und alles was man von ihm fordern kann. Indeß kann man doch mit etwas Fleiß selbst von seiner Schwäche und von seiner daher entstehenden Gelehrigkeit Vortheil ziehen, indem man ihn verschiedene nützliche Dinge lehret; die Geschicklichkeit zum Beyspiel, von der wir so eben Nachricht ertheilt haben, durch die er dazu gebracht werden kann, die jungen Hühner zu führen und aufzuziehen. Die Mutterhenne, die alsdenn dieser Sorge überhoben ist, wird sich viel eher wieder ans Legen geben; und auf diese Art werden die Kapaunen, ob sie sich gleich der Unfruchtbarkeit gewidmet haben, dennoch mittelbar zur Erhaltung und Vermehrung ihres Geschlechts das Ihrige beytragen.

Man giebt den Kapaunen, um sie fett zu machen, Gerste oder Weizen, oder gekochte Kleyen, oder man giebt ihnen auch wohl zu dem Ende einen Teig von Mehl; der

Buch-

Buchweizen ist auch gut um sie fett zu machen, so wie auch für alle andere Arten von Federvieh. Wenn man sie geschwind mästen will, so setzt man sie unter einen Korb, macht ihnen täglich eine neue Streu, und bäcket ihnen Nudeln von Habergrütze und Milch. Ehe man ihnen dieselben verschlucken läßt, wälzt man diese Nudeln in feiner Asche, damit sie nicht davon ersticken.

Ein Kapaun, der auf diese Art fett gemacht ist, enthält eine sehr saftige Nahrung. Er nähret, macht stärker, und ist leicht verdauet. Die Brühe, die man von seinem Fleische macht, ist sehr geschickt, um die Kräfte wieder herzustellen. Ein Kapaun, wenn er gut seyn soll, muß eine grosse Ader an der Seite des Magens, einen schlichten Kamm, und einen starken Bauch und Bürzel haben. Wenn er noch nicht lange todt ist, so ist er fest, und m n hat Mühe Wind heraus zu bringen. Man macht sehr viel Werk aus der Leber des Kapaunen, als einem vorzüglich schmackhaften Essen. Ein altes französisches Sprichwort sagt, ein Kapaun von acht Monaten, ist ein Gerücht für Könige (Chapon de huit mois est un manger de Roi).

Die Zurichtungen der Kapaunen, die dem Menschen am gesundesten sind, sind ohne Zweifel der Kapaun am Spieße (Chapon à la broche) Reissuppe mit Kapaunen (potage de Chapon au riz) Kapaunen mit Endivien oder Cichorien (à la chicorée) oder Kapaunenwasser (l'eau de Chapon). So gar den genesenen Kranken kann man diese Art von Zubereitungen erlauben. Ueberhaupt die gekochten und gebratenen Kapaune sind sehr gesunde Nahrungsmittel. Bey den Kapaunen hält man die Brust für das beste Stück, und darauf folgen die Keulen und Flügel.

Das Fett von Kapaunen ist sehr erweichend, und man gebrauchet es zu äusserlichen Arzneymitteln.

Dritter Abschnitt.

Von der Henne.

Die zahmen Hühner gehören zu der Zahl der kostbarsten und zu schätzenden Hausthiere, und das wegen der Abgabe, die sie uns alle Tage entrichten. Ihre Fruchtbarkeit ist wunderbar, aber diese reiche Quelle von Hervorbringungen, vertrocknet gegen das Ende des Herbstes und im Winter. Die Art ihre Schwänze zu tragen ist diesem Vogelgeschlechte einzig eigen, und würde uns sehr sonderbar scheinen, wenn wir sie zum erstenmale sehen: sie sind die einzigen, deren Schwanz vertikal in die Höhe gerichtet, und in zwey gleiche Theile getheilet ist.

Die Hühner zeigen uns eine Menge von Mannigfaltigkeiten. Es finden sich darunter unter andern acht oder neun Arten, die sich alle durch verschiedene Kennzeichen auszeichnen. 1) Die normannischen Hühner aus der Provinz Caux, von Bruges, von Mirebalais, die hoch aufgesetzt sind. 2) Die Hühner mit kurzen Beinen, die man auch Kurzfüsse nennt. 3) Die **Zwerghühner**. 4) Die **gekräuselten Hühner**, die man auch ohne Ursach **Wollenträger** nennet, denen die Federn alle verkehrt gegen den Kopf gewachsen sind. 5) Die **Mohrenhühner**, die uns von der Küste Guinea und Senegal kommen: sie haben schwarze Knochen, schwarze Haut und Kamm und weisses Fleisch. 6) Die Hühner ohne Schwanz, und selbst ohne Bürzel, die man sonst auch Stumpfschwänze (culsnuds) nennet. 7) Die Hühner die fünf Klauen an jedem Fuß haben, drey vorn und zwey hinten. 8) Die Hühner die mit einer Holle gezieret sind: sie sind schön, hoch

hoch aufgesetzt, und haben die Namen **Prulhühner.** 9) Die **rauchfüßigen Hühner**, die bis ans Ende der Füsse Federn haben.

Die Art der Prulhühner ist diejenige, die sich die Neugierigen zum besondern Augenmerk genommen haben, so hat man auch dabey, so wie es bey allen Dingen, die man in der Nähe betrachtet, zu geschehen pflegt, eine grosse Zahl von Unterscheidungen bemerkt. Besonders ist solches in Ansehung der Farbe der Federn geschehen, nach deren Verschiedenheit man auch eine Menge verschiedener Arten festgesetzt hat, die, so wie sie schöner oder seltener sind, den Werth des Huhnes erhöhen. So hat man die vergoldeten und versilberten, die weissen mit schwarzen und die schwarzen mit weissen Hollen, die agatenen und isabellfarbigten, die kolumbinen mit spielenden Farben oder Perinetten, die fischschuppigten und hermelinfarbigten. Die Wittwenhenne, die kleine weisse Thränen auf bräunlichten Grunde haben, die feuerfarbigte und steinfarbigte Henne, deren Federn im Grunde weiß, und mit schwarzen, oder isabellfarbenen, oder spielenden, oder vergoldeten Zeichen gezieret sind. Durch den Schutz der Menschen, können die Hühner sich allenthalben erhalten, und deshalb haben sie sich auch in der ganzen bewohnten Welt ausgebreitet. Leute von Vermögen ziehen dergleichen in Island auf, wo sie eben so legen als anderswo, und die warmen Länder sind voll davon. Nichtsdestoweniger behauptet man, daß Persien das ursprüngliche Vaterland der Hühner sey. Dem sey jedoch wie ihm wolle, sagt der Herr von Büffon, so ist es doch nicht zweifelhaft, daß die Hühner, so wie sie sich nach und nach von ihrem Ursprungsorte entfernen, sich auch gleich zu einer andern Luft und zu anderer Nahrung gewöhnen. Doch haben sie von dieser veränderten Nahrung und Luft einige Veränderung in ihrer Gestalt, oder vielmehr in denjenigen Theilen derselben erdul-

dulden müssen, die am empfindlichsten dabey waren; und daher sind unstreitig die Mannigfaltigkeiten entstanden, die die verschiedenen Arten derselben bestimmen, von denen wir eben geredet haben; Mannigfaltigkeiten die sich unaufhörlich unter jedem Himmelsstriche fortsetzen, es sey entweder, durch die fortgesetzte Wirkung eben derselben Ursachen, die solche von Anfang her vorgebracht haben, oder durch die Sorgfalt, die man anwendet, um die einzelnen auszusuchen und zusammenzusetzen, die zur Fortpflanzung bestimmt sind.

Wenn man Hühner kauft um seinen Hof damit zu bevölkern, so muß man sich an diejenigen halten, die von mittelmäßiger Größe sind, einen hohen und dicken Kopf haben, einen rothen und nach der einen Seite hängenden Kamm (Plinius und andere Naturkündiger, geben dem doppelten und gerade aufstehenden Kamm den Vorzug), lebhafte Augen, starken Hals, breite Brust, starken und gesetzten Leib, dunkelgelbe Beine, und die Farbe ihrer Federn sey schwarz, rothbräunlich, dunkelroth, oder schwarz oder weiß geäpfelt. Man macht wenig Werk von den grauen, und noch weniger von den weissen, weil sie gemeiniglich nicht so fruchtbar, nicht von so guten Säften, und wegen ihrer Federn, deren Farbe vielmehr ins Weite in die Augen fällt, den Einfällen der Raubvögel mehr ausgesetzt sind, als andere. Wenn die Henne jung ist, so sind ihre Sporn kurz und im guten Stande; es giebt aber betrügerische Kaufleute, die solche zurichten und abschaben, um den Käufer dadurch zu hintergehen. Ein sichers Zeichen der Jugend, sowohl der Henne als des Hahnes, besteht darinn, wenn der Kamm und die Füsse weich sind; denn die sind rauh und hart, wenn die Thiere alt werden.

Die spornichten Hühner, das heißt, solche, die eben solche Spornen an den Beinen haben wie die Hähne, müssen

sen gar nicht angenommen werden. Denn sie legen selten, sind wild, zerbrechen die Eyer, wenn man sie brüten läßt, und fressen sie bisweilen gar aus Ungeduld, um nur das Nest zu verlassen. Auch muß man diejenigen verwerfen, welche entweder kratzen, oder eben so krähen und locken wie die Hähne; auch diejenigen, die über vier bis fünf Jahr alt sind, weil sie alsdenn schon unter die alten gehören, und weder mehr brüten noch legen können; auch diejenigen die bösartig, hartnäckig, zänkisch sind, weil sie fast niemals legen, sondern ihre Nester, wenn sie brüten, verlassen, und ihre Eyer zerbrechen; und auch diejenigen, die zu fett sind, weil sie nicht mehr legen; mit einem Worte, alle diejenigen, die nicht brüten wollen, die ihre Eyer verderben, sie zerbrechen, oder sie auffressen.

Die Hühner haben keine Hähne nöthig, um Eyer hervorzubringen; es entsteht beständig bey ihnen die Traube, so wie der Eyerstock, die unmittelbar, ohne alle Vermischung mit dem Männchen, zunehmen, und indem sie zunehmen, ihre Reife erlangen, sich von ihrem Faden und Stiel ablösen, und den Eyergang (Oviductum) in seiner ganzen Länge durchlaufen; wenn sie diesen Gang machen, so vereinigen sie sich durch ihre eigene Kraft mit der flüßigen Materie, wovon die Höhlung des Eyerganges angefüllet ist, und bilden dadurch ihr Weisses, ihre Haut, ihre Schaalen, und halten sich in diesem Theile des Eingeweides nicht länger auf, bis dessen elastische und empfindsame Fibern angegriffen, und durch die Gegenwart derjenigen Körper, die nunmehro fremde Körper geworden sind, gereizt, sich zusammen pressen, und sie an einer Spitze zuerst herausdrücken, so wie es **Aristoteles** und der Herr von **Büffon** haben.

Diese Eyer sind alles das, was die zeugende Natur durch das einzige sich blos selbst überlassene Weibchen her-

 vor-

vorbringen kann. Sie zeiget wohl einen organisirten Körper, der einer Art von Leben fähig ist; aber kein lebendiges Thier, welches seiner Mutter gleich, und im Stande ist andere Thiere, die ihm wieder gleich sind, hervorzubringen. Dazu ist die Beyhülfe des Hahnes durchaus nöthig, und es wird erfordert, daß sich die Zeugungssäfte von beyden Geschlechtern innerlich vermischen. Ist diese Vermischung einmal vor sich gegangen, so sind ihre Wirkungen dauerhaft. Aber warum ist dieser Umstand in der Thiergeschichte so wesentlich? Man weis verschiedene kleine Theile die dabey vorkommen, noch nicht. Es ist als eine wirkliche Wahrheit bekannt, daß die Ruthe des Männchens doppelt sey, und in nichts anders als den beyden Warzen bestehe, wodurch die Saamengefäße sich an dem Orte ihrer Einlassung in den Kloak endigen; man weis, daß das Zeugungsglied des Weibchens über dem Hintern sitze, und nicht darunter, wie bey andern vierfüssigen Thieren; man weis, daß der Hahn sich der Henne mit einer Art vom beschleunigten Seitenschritte nähert, seine Flügel, nach der Art eines welschen Hahnes, der das Rad machet, zur Erde drückt, und seinen halben Schwanz ausbreitet, indem er seine Handlung mit einem gewissen ausdrückenden Gemurmel begleitet, mit einer erschütternden Bewegung, mit allen Zeichen eines dringenden Verlangens. Man weis, daß er sich über die Henne ausbreitet, die ihn mit niedergebogenen Beinen empfängt, sich mit dem Bauche auf die Erde legt, und die beyden Seiten der langen Federn auseinander breitet, aus denen ihr Schwanz zusammengesetzt ist. Man weis, daß das Männchen sich mit seinem Schnabel des Kammes der Henne, oder ihrer Federn oben auf der Spitze des Kopfes bemächtige, es sey, daß solches eine Art von Liebkosung seyn solle, oder, daß es nur geschehe, um sich im Gleichgewichte zu erhalten; daß er den Hintertheil des Leibes, an dem die mittheilende Oeffnung ist, zurechte bringe;

daß

daß diese Verpaarung so viel kürzer daure, je öfter sie wiederholet wird, und daß der Hahn, wenn er gethan hat, sich selbst Beyfall zu geben scheine, indem er mit den Flügeln schlägt, und eine Art von Freuden- oder Siegesgeschrey anstimmet. Man weis, daß er Testikuln habe, und daß seine Saamenfeuchtigkeit, sich in den Saamengefässen eben so aufhalte, wie bey den vierfüßigen Thieren. Man weis durch meine Beobachtungen, fügt der Herr von **Büffon** hinzu, aus dessen Werken wir diese Auseinandersetzungen gezogen haben, daß die von der Henne, in dem Hahnentritt eines jeden Eyes ihren Sitz habe, so wie die von den Weibchens der vierfüßigen Thiere, in den drüsichten Theilen der Testikuln; man weis aber nicht, ob die doppelte Ruthe des Hahnes, oder blos eine davon, in die Oeffnung der Henne ihren Eingang habe, und selbst, ob eine solche wirkliche Einlassung vorgehe, oder ob es blos eine starke Anpressung, oder gar nur eine blosse Berührung sey. Man weis auch noch nicht, wie das Ey eigentlich beschaffen seyn müsse, um fruchtbar zu werden, noch bis zu welcher Weite sich die Handlung des Hahns erstrecken könne; mit einem Worte, ungeachtet der unendlich vielen Erfahrungen und Beobachtungen, die man über diesen Gegenstand gemacht hat, weis man doch von einigen der vornehmsten Umstände über diese Befruchtung noch nichts.

Die Hühner legen ohne Unterschied das ganze Jahr hindurch, ausser wenn sie Federn bekommen, welches gegen das Ende des Herbstes oder im Anfange des Winters zu geschehen, und sechs Wochen oder zwey Monate zu dauern pflegt. Ihre gewöhnliche Fruchtbarkeit bestehet darin, daß sie fast alle Tage legen; man hat auch welche gefunden, die des Tags wohl zweymal gelegt haben. Um sie im Winter zum Legen zu bringen, darf man sie

nur in einem Stalle halten, in dem sich beständig warmer Mist befindet, auf dem sie sich aufhalten können.

Die Hühner haben drey Mägen, erstlich den Kropf: dies ist eine Art von lederner Tasche, indem die Körner zuerst darin zermalmet und erweicht werden. Zweytens, den weitesten Zwischenkanal, zwischen dem Kropf und dem Magen, und der bey letztern am nächsten ist, er ist mit einer Menge kleiner Drüsen besetzt, die den feuchten Saft liefern, durch den die Nahrungen sich ihren Weg eröffnen können. Drittens endlich, der Magen selbst, der einen Saft liefert, welcher offenbar scharfsauer ist, weil das Wasser, in welchem man seine innere Haut reibet, eine gute Schärfe giebt um die Milchsaane zum zerrinnen zu bringen. In diesem dritten endigt sich durch die Stärke der Handlung seiner Muskel die Verdauung, die in den zwey ersten nur blos zubereitet war. Die Stärke seiner Muskeln ist grösser als man glauben sollte; in weniger als vier Stunden macht sie einen Knopf vom Glase, der dick genug war, ein Gewicht von ungefähr vier Pfunden, zu ganz kleinem Staube; und in acht und vierzig Stunden theilt sie verschiedene Röhren von Glas, die vier Linien im Durchmesser, und eine Linie in die Dicke haben, der Länge nach in zwey Arten von Rinnen. Am Ende dieser Zeit, finden sich alle ihre spitzigen und schneidenden Theile stumpf, und besonders die Glätte durch den ausgebogenen Theil verdorben. Diese Stärke ist auch im Stande Röhren von weissem Blech platt zu machen, und bis siebenzehn Haselnüsse in vier und zwanzig Stunden zu zerreiben, und das durch die vervielfältigten Drückungen, und durch eine Abwechslung von Reibung, wovon es schwer ist den Mechanismus zu sehen. Eine Sache, die auch dazu beytragen kann, die Wirksamkeit des Magens zu befördern, bestehet darinn, daß die Hühner die Höhle desselben, so lange als möglich gefüllet halten, und die

vier Muskeln, aus denen derselbe zusammengesetzt ist, dadurch in Bewegung bringen. Aus Mangel des Korns, erweitern sie ihn mit Gras, und sogar mit kleinen Steinen, die durch ihre Härte und Ungleichheiten, zu geschickten Werkzeugen werden, die Körner klein zu machen, an die sie beständig gerieben werden. Sonst darf man sich nicht darüber wundern, daß die innere Haut dieses Magens stark genug sey, der Gegenwirkung so vieler harter Körper zu widerstehen, auf die sie beständig wirket, wenn man darauf achtet, daß diese Haut sehr dick ist, und von einer Substanz, die dem Hörnernen gleich kommt.

Die Werkzeuge, die zum Athemholen der Hühner dienen, bestehen in einer Lunge, die der bey den übrigen Thieren des Landes gleichet, und zehn Luftzellichen, wovon achte in der Brust sind, die mit der Lunge in unmittelbarer Verbindung stehen, und zwey grössern [illegible] Unterbauche, die wieder mit den acht ersten verbund[illegible] sind. Wenn bey dem Athmen der obere Theil der Brust ausgedehnet ist, so gehet die Luft durch den obern Theil der Luftröhre in die Lunge, und durch die Lunge in die acht obersten Luftzellichen, die, indem sie sich ausdehnen, die zwey Zellichens des Unterleibs an sich ziehen und sich verhältnißmässig daran drücken. Wenn hingegen die Lunge und die obern Zellichen sich einander drücken, wenn der Athem geholet wird, und denn die in ihrer Höhlung enthaltene Luft pressen, so gehet diese Luft zum Theil durch die Luftröhre wieder heraus, und zum Theil kehret sie aus den acht Zellichen der Brust wieder in die zwey Zellichen des Unterleibes zurück, die sich alsdenn durch eine Mechanik ausdehnen, die der Einrichtung eines doppelten Blasebalges gleichen.

Die innere Röhre ist bey den Hühnern sehr lang, und ist ungefähr fünfmal so lang als das Thier selbst, wenn man es von dem Aeußersten des Schnabels bis zu dem

dem Hintern misset. Man findet darinn zwey Coecums ungefähr von sechs Zoll, die da ihren Ursprung nehmen, wo sich der Grimmdarm und Krummdarm vereinigen. Das rectum erweitert sich an seinem äußersten Ende, und bildet eine Art von Behälter, der gemeinschaftlich ist, und den man den Kloak nennet, und in dem sich sowohl der feste als fliessende Unflath durch verschiedene Wege versammlet, und wo sie zwar zugleich gemeinschaftlich wieder herausgehen, dennoch aber nicht gänzlich vermischt sind. Die Unterscheidungszeichen des Geschlechts finden sich auch daselbst, nämlich bey den Hühnern die Vulva, oder die Oeffnung oder Mündung des Eyergangs, und bey den Hähnen die beyden Ruthen, das heißt, die beyden Warzen der beyden Saamengefässe; der Zeugungstheil der Henne sitzt über dem Hintern, und also ganz verkehrt in Ansehung der vierfüßigen Thiere.

Den Hühnerstall nennet man den Ort, wo die Hühner des Nachts auffliegen, und wo sie legen. Es ist sehr vortheilhaft, denselben bey dem Backofen, oder beym Schweinstall, oder an einem andern Ort des Vorwerks anzulegen, der weder gar zu vieler Kälte, noch gar zu heftiger Hitze ausgesetzt ist. Zu viel Kälte macht sie steif, verhindert sie am Legen, und verursacht ihnen das Zipperlein; zu viel Hitze bringt ihnen den Pips, Entzündung, Verstopfung, und oft gar den Tod zuwege.

Der Hühnerstall muß mehr lang als breit seyn, um die Stöcke desto bequemer darinn befestigen zu können, auf welchen die Hühner ihr Nachtlager nehmen sollen; man muß auch dafür sorgen, daß die Wände mit Kalk getüncht, und sogar von innen und aussen geweisset werden, um es zu verhindern, daß Mardern, Wieseln und andere bösartige Thiere nicht heraufklettern, und sich einschleichen, um das Federvieh umzubringen.

Man kann bey dem grossen Hühnerstall, noch zwey oder drey andere anhängen, die mit einander Gemeinschaft haben, damit die Hühner die Wahl haben, denjenigen auszusuchen, der ihnen am besten gefällt, und damit sie den Schnabelhieben derjenigen ausweichen können, die ihnen den Krieg machen könnten, wenn sie zusammen auffliegen wollten. Die Hühnerställe müssen jeder ein kleines Fenster haben, welches mit einem eisernen Gitter versehen ist, oder vor dem kleine Stöcke ineinander geflochten sind, um dem Federvieh Licht zu schaffen, und doch ihren feindlichen Thieren den Eingang zu verwehren. Das Inwendige des Hühnerstalls muß mit grossen viereckigten Stöcken oder Hühnerstangen versehen seyn, damit die Hühner sich desto besser darauf halten können; denn die Henne krümmet ihre Klauen nicht, um sich auf ihrem Nachtsitze zu halten, wie die andern Geflügel zu thun pflegen. Diese Stangen oder Hühnerbetten müssen an beyden Seiten an der Mauer befestiget seyn, und man muß sie so unterstützen, daß sie fest sind. Sie müssen zum wenigsten anderthalb Fuß von der Erde erhoben seyn, damit sie allezeit ohne grosse Mühe darauf fliegen können, weil solches sonst leicht verursachen könnte, daß sie ihre Eyer zerbrechen; wenn man etwa nicht anders könnte, als die Stangen höher zu machen, so müßte man eine Art von Leiter dabey anlegen, um den Hühnern das Heraufkommen zu erleichtern; man muß alsdenn auch eine Leiter von aussen, an der Thüre eines jeden Hühnerstalls anlegen, um den Hühnern den Eingang zu erleichtern, wenn sie legen oder sich aufsetzen wollen. An beyden Seiten des Hühnerstalls, an den Seiten der Stange, müssen Körbe in der Mauer angebracht, oder doch daran befestiget seyn, damit die Hühner desto leichter darein kommen können, wenn sie darein legen wollen. Man versieht diese Körbe gemeiniglich mit Stroh, damit die Hühner ihre Bequemlichkeit darinn haben, und sie ihre Eyer nicht

zer=

zerbrechen, wenn sie legen; das Heu aber ist weicher, und vielleicht den Flöhen und andern Gewürme nicht so ausgesetzt.

Es ist zuträglich, wenn man einen Baum oder geflochtene Laube bey den Hühnerstall pflanzet, um dem Federvieh bey der grossen Sommerhitze Schatten zu geben, und demselben zum Schutze zu dienen, wenn der Habicht oder ein anderer Raubvogel dasselbe beunruhigen will. Des Tags muß man den Hühnerstall offen halten, damit frische Luft darein komme, und der böse Geruch der Nacht daraus vertrieben werde, und das wird viel zur Gesundheit der Hühner beytragen.

Man macht bey dem Hühnerstall auch einen Misthaufen, der auf folgende Art zubereitet wird: man nimmt verfaulten oder gebrannten Mist, und füllet damit ein in die Erde gegrabenes Loch, welches eigentlich abhängend angelegt werden muß, damit das Wasser nicht darinn stehen bleibe, man besprengt solches mit Ochsenblut, wirft Haber darauf, und mischt alles mit einer Harke oder Rechen wohl durch einander: dieser gebrannte Mist wird bald voller Würmer werden, die eine besondere Kraft haben, das Federvieh fett zu machen; man öffnet diesen Wurmhaufen, man lässet die Hühner nicht eher darinn kratzen, bis die Würmer anfangen darinn zu wimmeln, und man öffnet nur einen Ort, um mit drey oder vier Schaufelstichen so viel Würmer heraus zu bringen, als man dem Federvieh Preis zu geben gedenket; man macht diese Wurmhaufen des Sommers, und man bedienet sich ihrer im Winter. Um sie im Stande zu erhalten, bedecket man sie mit grossen Dornbüschen und starken Steinen darauf, und um die Zeugung der Würmer zu befördern, vermischet man den Mist mit Gedärmen von Schafen u. s. w.

Der

Der Verfasser des Gentilhomme Cultivateur, beschreibt nach einem berühmten Schriftsteller, die Anlage eines besondern Wurmhaufens, mit welchem man nach diesem Schriftsteller mit wenigen Kosten eine grosse Menge von Federvieh unterhalten kann; dieser Wurmhaufen ist indeß wenig von demjenigen unterschieden, von dem wir so eben geredet haben; die vier Seiten desselben müssen gleich seyn; er muß vier Fuß tief seyn, und das Erdreich etwas abhängend, damit das darauf kommende Wasser ablaufen könne und nicht stehen bleibe; wenn das Erdreich gleich und eben ist, so erhebt man es mit Erde; man schliesset ihn rund umher mit einer guten fest angelegten Mauer ein, die drey oder vier Fuß hoch ist; in den Grund dieses ausgeworfenen Grabens, oder dieses Aufwurfs, wenn das Erdreich niedrig und eben ist, kömmt eine Lage von fein geschnittenem Haberstroh, vier Zoll oder einen halben Fuß dick; über diese Lage macht man ein Bette von ganz frischem Ochsen- oder Pferdemist, den man mit leichter Erde bedeckt, die gut und locker auseinander geworfen ist, darüber giesset man Ochsen- oder Ziegenblut, Weinhefen, Haber- und Waizenkleyen alles wohl untereinander gemischt. Wenn diese erste Lage gemacht ist, so wiederholet man dieselbe abwechselnd und in derselben Ordnung; nur wenn man blos auf die Hälfte des Grabens gekommen ist, so fügt man das Eingeweide von Hammeln, Schafen, und andern Thieren hinzu. Zuletzt bedeckt man, wenn der Graben bis über drey Viertheil gefüllet ist, alle diese Materien mit kleinen Reiserwerk, auf welches man schwere Steine legt, damit der Wind es nicht wegnehmen, oder in Unordnung bringen, und die Hühner nicht darinn kratzen oder bicken können. Der erste Regen, der darauf kommt, bringt diese Zusammensetzung zur Fäulniß, und durch diese Vermischung erhält man eine gewaltige Menge Würmer, mit denen man aber sparsam umgehen muß, und die den Hühnern nicht anders, als in

in der Ordnung gegeben werden dürfen, weil man sonst befürchten muß, daß der ganze Wurmhaufe bald zerstöret werde. Wenn man diesen Haufen bauet, so lässet man gegen Morgen oder Mittag eine Thür, die man blos oben an mit losen Steinen zulegt; durch diese Thüre fängt man an den Wurmhaufen einzugraben, indem man die obersten von diesen Steinen wegnimmt: drey oder vier Schaufeln voll sind genug um die Nahrung für den ganzen Tag daraus zu ziehen, und das, was den vorigen Tag übrig geblieben ist, wirft man auf den Misthaufen zurück, das ist das beste und kräftigste Mittel zum Fettmachen; nur muß man noch dabey beobachten, daß dieser Haufen an einem warmen und windsichern Orte angelegt werden müsse.

Der Herr Dupuy d'Emportes, Verfasser des Gentilhomme Cultivateur, billigt diese Wurmhaufen gar nicht, er findet sogar verschiedene Unbequemlichkeiten dabey: er behauptet besonders, daß die jungen Hühner, die sich darauf ernähren, von schlechtem Geschmack seyn, und ihr Fleisch beständig nach dem Eingeweide riechet, und daß selbst die Eyer einen unangenehmen Geschmack haben. Aus der Ursache will er gern, daß, im Fall man sich der Wurmhaufen bediente, man eher kein Federvieh essen solle, bis man es vierzehn Tage oder drey Wochen vorher in besondern Futter gehalten hätte.

Man wird sich in Acht nehmen, daß man nicht mehr Hühner hält, als man unterhalten kann. Viele bilden sich ein, daß es genug sey, eine Menge Hühner zu halten, ohne vorher auf die Nahrung bedacht zu seyn; aber sie irren; eine kleine Anzahl, der man es nicht an Korn mangeln lässet, bringt mehr ein als eine grosse Menge, die man fasten lässet, und die von nichts anders leben müssen, als was sie im Hofe finden können.

Die

Die beste Stunde, um die Hühner zu füttern, ist allezeit, so viel es thunlich ist, bey Aufgang der Sonne, und des Abends, ein wenig vor Untergang der Sonne; auch kann man ihnen des Mittags etwas geben. In der Aerntezeit aber, und wenn in den Scheuern gedroschen wird, kann man sich der Mühe überheben sie zu füttern, weil die Hühner alsdenn ohnehin selbst genug finden, wovon sie leben können, ohne daß man diese Mühe nöthig hat, wenn nur alsdenn der Schnee die Erde nicht bedeckt. Man lässet sie im Sommer des Abends gegen fünf oder sechs Uhr in ihren Stall gehen, und des Winters um drey Uhr.

Um sie zu ernähren, sammelt man alles Ausgesiebte und Abgeschwungene von dem Korne, was auf den Boden kommt; dieses Futter vermischet man ihnen bisweilen mit gehackten Kräutern oder Sallat, oder mit unbrauchbaren Aepfeln, oder mit andern Dingen, die die Jahrszeit mit sich bringt, oder mit Kleien in Wasser geweichet. Will man die Hühner hitzig machen, so, daß sie während des Winters legen können, so giebt man ihnen reinen Haber, oder Buchwaizen, Korn oder Hanfsaamen. Ein wahres Mittel um die Hühner gut zu ernähren, ist, wenn man sich einen Vorrath von Weinhefen macht, die in dem Küven zurückbleiben, wenn der Wein herabgezogen ist, und den wohl mit Kleyen vermischt; man macht ein Loch in die Erde, man legt eine Unterlage von Hefen und Kleyen darein, und fähret auf eben die Art, bis zu der letzten Lage fort; man kann den Hühnern auch Unkraut, Korngarben, Würmer, Taig, Fleisch, Gerste, und bisweilen auch Wicken geben. Dabey ist es eine vortreffliche Nahrung für diese Thiere, wenn man einen Theil des Waschwassers aus der Küche für sie aufbewahret; die Brodrinden und Krümchen, die bey den Mahlzeiten der Handwerker und Landleute auf die Erde fallen, nebst

allen Abfall von Kräutern und Früchten, die in der Küche gebraucht werden, sammlet, und alle diese verschiedenen Theile in einen mit Tellerwasser angefüllten Küchenkessel zusammenthut. Man lässet dies alles mit Kleyen, bald von Gerste, bald von Rocken, bald von Waizen, bis zu einer gewissen Dicke kochen, und giebt ihnen von dieser Vermischung des Morgens, und gegen Mittag eine kleine Handvoll Korn für jedes Huhn; gemeine Hirse und Hanfsaamen sind ihre Lieblingsfrüchte.

Die Maulbeeren werden von den Hühnern besonders geliebt, und es hat bey ihnen die wichtigste Wirkung, wenn man ihnen dergleichen Nahrung schaffen kann. Es ist deshalb gut, wenn man einige Maulbeerbäume um den Hof herum setzet; es giebt auch eine Brombeerstaude, die eine Art schwarzer Maulbeeren trägt; sie wächset in den Hecken, und ihre Frucht ist vortrefflich für alle Arten von Federvieh; sie wirket in dem Fleische einen feinen Geschmack und weisses Fett.

Man muß sich wohl in acht nehmen, daß man den Hühnern nichts von den Ueberbleibseln von bittern Mandeln giebt, aus denen Oel gepresset worden, denn das ist Gift für sie.

Es ist gut, wenn man den Hühnern ihr Futter beständig an demselben Orte giebt; unddamit sie gemächlicher daselbst fressen können, so muß dieser Ort eben, und gegen diejenigen Winde gesichert seyn, die ihnen Kälte verursachen könnten.

Es ist von der größten Wichtigkeit, den Hühnern sehr frühzeitig des Morgens zu fressen zu geben; die Ungeduld, welche sie haben, so lange sie darauf warten müssen, bringt sie dazu, daß sie, wenn sie dazu kommen

kön-

können, den kostbarsten Kräutern in den Gärten, die Wirkung ihres Zorns empfinden lassen, wenn sie sonst Gelegenheit haben, des Morgens frühe aus dem Hühnerstalle zu kommen, den man sonst des Nachts verschlossen zu halten pflegt. Diejenigen, die den Gebrauch haben, ihnen das Futter, beständig zu eben der Zeit und an dem gewöhnlichen Orte zu geben, vermeiden diesen Verlust; oder vermindern ihn wenigstens. Wenn man ihnen dies erste Futter gegeben hat, so thut man wohl, wenn man den Misthaufen rühret und auseinander wirft, und denn etwas Gerste darein streuet, um den Hühnern dadurch eine Beschäftigung zu geben, daß sie dieselbe heraussuchen, und in den Misthaufen kratzen.

Wenn man die Eyer sammlet, die die Hühner gelegt haben, so macht man eine Absonderung davon, um diejenigen zu unterscheiden, die die frischesten sind. Bey Tage muß man die Nester besuchen, in die sie legen, und wenn es nöthig ist, muß man dieselben mit Stroh oder Heu versehen. So wie man die Eyer gesammlet hat, legt man sie ganz auf reines Stroh, an einen weitläuftigen und luftigen Ort, damit sie sich nicht erhitzen.

Die gute Ordnung will es, daß man den Hühnerstall alle Wochen einmal rein mache, und ihn mit wohlriechenden Kräutern, als Thymian, Majoran, Lavendel, und bisweilen auch wohl mit Asche ausreichere. Diese Art von Ausreicherungen ist eine der heilsamsten Erfindungen für die Hühner, und sie bewahret das Federvieh gegen eine große Menge von Krankheiten. Auch ist es von dem äußersten Nutzen, wenn man die Stangen, auf denen die Hühner die Nacht zugebracht haben, alle Morgen rein macht und abkratzet. Auch muß man alle Wochen frisches Stroh oder Heu in die Hühnernester

 brin-

bringen, um dadurch die Flöhe, Läuse, und anders dem Federviehe schädliches Ungeziefer davon abzuhalten.

Wenn man sich im Winter Eyer verschaffen will, so muß man sich von denen Hühnern, die man hat, diejenigen aussuchen, die am bequemsten dazu scheinen. Die jungen Hühner legen in dieser Jahrszeit viel lieber als die Alten. Man muß sie in eine abgesonderte Kammer setzen und sie darin verschließen, weil sonst zu besorgen stehet, daß die andern Hühner kommen und ihnen das Futter wegnehmen. Für diese abgesonderten Hühner muß man Gerste aufsieden, die man ihnen warm und halbgekocht giebt. Der Haber ist ihnen ebenfalls sehr gut, so wie auch alles Abgesiebte von allen Arten von Korn; will man sie aber noch hitziger machen, so darf man ihnen nur von Zeit zu Zeit Hanfsaamen geben; indeß darf man solches nicht zu ihrem gewöhnlichen Futter machen, weil sonst die Eyer mehr kosten würden als jemanden lieb seyn mögte, und das wäre wider die wirthschaftliche Klugheit. Auch foenum graecum, welches von einigen Dragée des Chevaux genannt wird, ist gut um die Hühner im Winter hitzig zu machen. Man wird sorgfältig darauf achten, daß es ihnen nie an Futter mangele, und daß das Wasser, womit man sie tränken will, rein und klar sey. Auch ist es ein wesentlicher Punkt, sie beständig reinlich zu halten, und das Heu, mit dem man ihre Nester ausgefüllet hat, oft umzuwenden und mit frischem zu verwechseln.

Man würde die ganze Art von Hühnern verlieren, wenn man nicht Sorge trüge, sie alle Jahre zu erneuren. Um den Zweck zu erreichen, lässet man sie ihre eigene Eyer ausbrüten. Man kann solches vom Monat Januarius an thun, wenn sie Trieb darzu haben. Diese Thierart würde alsdann seyn wie die andern Vögel, und

selbst

selbst so viel Eyer legen, wie sie auszubrüten gedächte. Der Herr Lothinger hat selbst beobachtet, daß, wenn die Hunde, die Füchse, oder wir selbst, den Hühnern ihre Eyer nicht wegnähmen, dieselben alsdenn vierzehn bis zwanzig nach einander legen würden, ohne sich auszuruhen. Im Februar und März fangen sie an zu legen und einige schon in ihrem ersten Jahre. Die von anderthalb oder zwey Jahren legen am besten. Wenn sie vier Jahr alt werden, so bleiben sie zu nichts mehr gut, als in den Topf gesteckt und gekocht zu werden. Die Hähne können sich wohl bis zu sechs Jahren halten, es müssen aber solche seyn, die stark von Kräften sind. Wenn die Hühner gut gefüttert werden, so legen sie vom Monat April an sehr stark. So lange ihre Legezeit dauret, muß man ihnen überflüßiges Futter geben, und bisweilen Haber oder foenum graecum, um sie hitziger zu machen; und wenn man haben will, daß sie große Eyer legen sollen, denn gemeiniglich legen diejenigen, die gar zu fett sind, nur ganz kleine, so menget man rothe Kreide unter ihr Futter, und mischet gestoßene Ziegelsteine mit Kleyen, welches zusammen in etwas Wein und Wasser geweicht wird, und davon macht man ihnen ihre gewöhnliche Nahrung, oder man giebt ihnen so viel sie wollen von halbgekochter Gerste mit Wicken und Hirse.

Wenn ihre Legezeit zu Ende ist, und das erkennet man daran, wenn sie anfangen zu glucken, so arbeitet man daran, ihnen ein Nest an einem abgelegenen verborgenen Orte zuzubereiten, damit die brütenden Hühner durch niemand wild gemacht werden. Diese Nester leget man so an, daß keine Hunde und Marder dazu kommen können. Einige Landleute haben die Vorsicht, unten in jedes Nest ein Stück Eisen zu legen, um dadurch, wie sie sagen, zu verhindern, daß die Eyer, wenn es donnert, nicht unruhig oder trübe werden, und alsdenn

nichts hervorbringen. Ueber das Eisen breitet man lieber Heu als Stroh, weil das erstere wärmer ist, und man legt die Eyer sehr sanft auf das Heu, um alsdenn die Henne darauf zu setzen, die zu glucken angefangen, und von der man gesehen, daß sie in einigen Tagen das Nest nicht verlassen hat. Alsdenn wird es gut seyn das Nest von Zeit zu Zeit auszuräuchern.

Obgleich alle Hühner, wenn ihre Legezeit vorbey ist, glucken und einige Zeit nicht vom Neste kommen, welches ein Zeichen ist, daß sie brüten wollen, so muß man doch, um Zeit und Mühe nicht vergebens zu verlieren, eine Wahl treffen, und ungeachtet aller dieser Anzeigen, alle diejenigen nicht zum Brüten lassen, die entweder noch keine zwey Jahr alt sind, oder die zu wild scheinen, oder die zu lange Spornen haben. Die erstern haben den Fehler an sich, daß sie ihre Eyer gern zu der Zeit verlassen, wenn sie halb ausgebrütet sind; oder wenn sie auch so lange brüten bis sie Junge haben, so verlassen sie dieselben doch gar zu bald, und dadurch geschieht es denn oft, daß nur wenige übrig bleiben; die andern brechen ihre Eyer, indem sie gar zu ungestüm darauf gehen, oder sie tödten ihre Jungen aus derselben Ursach. Die besten Hühner zum Brüten sind die gelassenen die man franches nennet, das heisset solche, die vor nichts erschrecken, und die man vom Neste nehmen kann, um ihnen zu fressen zu geben, ohne daß sie wild davon werden. Man muß sie auch von einer solchen körperlichen Beschaffenheit wählen, die viel Stärke und ein lebhaftes Naturell zeiget.

Diejenigen Hühner, die solchergestalt ernähret werden, wie wir vorhin gesagt haben, daß man es machen müsse, um sie zum Legen zu bringen, die werden auch nicht unterlassen zu guter Zeit zu brüten; und wie das

früh-

frühzeitigste oft das beste ist, um die ersten jungen Hühner zu haben, so wird man, sobald man nur höret, daß die Bruthennen anfangen zu glucken, darauf bedacht seyn, ihnen das Nest zuzubereiten, damit die jungen Hühner, die vor dem Sommer anwachsen, noch vor dem ersten Junius kapaunet werden können, indem das das sicherste Mittel ist, sowohl schöne Kapaunen, als auch Hühner zu haben, die frühzeitig zu legen anfangen.

Man ist in der Gewohnheit, den brütenden Hühnern ihre Nahrung vor das Nest zu setzen, um sie nicht zu zwingen ihre Eyer zu verlassen, aus Besorgniß, daß diese kalt werden möchten; indeß muß man nur mit denen Hühnern solchergestalt verfahren, die am wenigsten auf ihre Eyer erpicht sind, sonst aber wird man doch allezeit wohl thun, sie herunter zu nehmen um sie frische Luft schöpfen zu lassen, weil solches eine Sache ist, die sie sehr nöthig haben. Und man wird sogar sehr wohl thun sie herunter zu nehmen, um sie zu füttern, weil es Hühner giebt, die auf dem Neste gar nicht fressen wollen. Man muß die Eyer gar nicht weiter anrühren als ein oder zweymal, nachdem man sie der Henne untergelegt hat, und zwar, wenn es die Henne selbst nicht thut, blos um sie umzuwenden, damit sie durchhin gleich warm werden. Wenn man sie aus Ungeduld um die auskommenden jungen Küchelchen zu sehen, mehr in die Hand nimmt, so verursachet solches oft, daß man alles verdirbt. Man muß sich den Tag bemerken, an welchem man die Eyer der Henne untergelegt hat, um sich nicht in der Zeit zu irren, zu welcher sie auskommen müssen. Die Brutzeit dauret neunzehn bis ein und zwanzig Tage. Wir werden über diese Gegenstände bey den Abschnitten von **Eyern** und **jungen Hühnern** umständlicher ins kleine gehen, jetzt aber wirklich von den Krankheiten reden, die sowohl

den Hühnern als Hähnen, Poularden, jungen Hühnern, auch überhaupt allem Federvieh eigen sind.

Die Krankheit, denen das junge Federvieh am mehresten ausgesetzt ist, ist der Pips. Der Mangel an Futter, oder die Unreinigkeit des Wassers, ist oft die Ursach davon. Wenn es den Hühnern an Wasser mangelt, so vertrocknet die natürliche Feuchtigkeit, die sie im Munde an der Spitze der Zunge haben, und bildet diese Art von Schuppe, die man den Pips nennet, und die nur ein hörnigtes Häutgen ist, daß sie am Fressen hindert. Wenn das Wasser unrein ist, so ist es mit kleinen salpeterhaften beissenden Theilchen beschweret, die eben diese Feuchtigkeit vertrocknen, und also auch eben den Zufall zur Folge haben müssen. Man glaubt zum Beyspiel nicht, wie schädlich das Wasser aus den Mistpfützen diesen Thieren ist; sie gehen deßhalb auch nicht anders dabey, als wenn sie kein anders haben können. Um dem zuvor zu kommen, giebt man ihnen Wasser unter den Schoppen oder unters Wetterdach, welches man alle Tage zu erfrischen besorgt seyn muß. Es kömmt sehr darauf an, es zeitig zu bemerken, wenn die Hühner von dieser Krankheit befallen werden, weil alsdenn das Mittel dagegen noch sehr leicht ist.

Man nimmt die kranke Henne, man hält sie bey den Beinen unter sich, man setzt sodann den Daumen in den einen Winkel des Schnabels und den Zeigefinger in den andern; auf diese Art öfnet man den Schnabel, und alsdenn schabet man das Häutgen entweder mit dem Nagel oder mit einer Nadel langsam herunter; man zieht es ab und trennet es von der Zunge, die man alsdenn mit einem Tropfen Weineßig oder Speichel benetzet; einige nehmen auch etwas Meersalz dazu. Der Herr Depuy d'Emportes ziehet einen Tropfen ganz fettige

Milch

Milch vor; man salbet die Spitze der Zunge damit, die, wie man sich leicht einbilden kann, alsdenn empfindlich ist, und man muß dem Thiere alsdenn wenigstens in einer Stunde nicht zu saufen geben.

Die zweyte Krankheit der Hühner, deren wir Erwehnung thun, ist die Entzündung, die dem Bürzel überkömmt. Diese Krankheit besteht in einem kleinen entzündeten Geschwulste an der Spitze des Bürzels. Alles Geflügel, welches von dieser Krankheit angegriffen wird, hat rauhe und matte Federn. Dies Kennzeichen ist das entscheidendeste von dieser Krankheit, und man hat keine Zweydeutigkeit dabey zu besorgen. Was die Ursach davon betrift, so ist dieselbe leicht anzuzeigen; es kann solches nichts anders seyn als ein verdicktes Geblüt, welches diesen Fehler der Lymphe mittheilet: das Thier ist deshalb auch in dem Falle beständig erhitzt, und die Krankheit hat eine Verstopfung zum Vorgänger.

Nun sehe man das Verfahren, das man beobachten kann, um sie zu heilen. Man sucht erst den Geschwulst, man öfnet ihn mit einen sehr scharfen Messer; man drücket die Wunde von der Seite mit dem Finger, und zwar so, daß alle Materie mit dem Finger herausgebracht wird, nachher wäschet man sie mit warmen Weineßig, und man kann der Heilung gewiß seyn. Es giebt einige Frauen, die sich damit begnügen, sie mit der Nadel zu öfnen; diese Art ist aber sehr verderblich, weil die Materie, in Absicht auf ihre Menge und Dicke, nicht Oefnung genug hat, um heraus zu kommen; sie bleibt also zurück, frist ein, bringt oft die Fäulniß an den Knochen, und das ziehet die Vernichtung des Thiers nach sich.

Man muß auch noch dabey bemerken, daß die Materie völlig reif seyn müsse, sonst wird die Operation zu schmerzhaft und die Kur zu langweilig. Der Herr Dupuy d'Emportes behauptet, daß temperirter Brantewein mit eben so viel laulichtem Wasser den Vorzug vor dem Weineßig habe, weil dieser durch seine gar zu große Schärfe, die Lefzen der Wunde gar zu sehr anzieht.

Man wird wohl thun, wenn man die Thiere einige Tage nach dieser Operation bey kühlendem Futter inne behält, man giebt ihnen nämlich was grünes, als Sallat, Gerstenkleyen, Rocken, in einer hinreichenden Menge Wassers gekocht, und wenn man dieser vorgeschriebenen Ordnung folgt, so ist man sicher, das Thier nicht zu verlieren.

Die dritte Krankheit des Federviehes ist der Durchlauf. Diese Krankheit wird dadurch verursachet, wenn es gar zu viel feuchte Nahrung zu sich nimmt. Wenn sie davon angegriffen werden, so wird man wohl thun, wenn man ihnen einige Tage hindurch Hülsen von Erbsen giebt, nachdem man selbige vorher in siedend Wasser eingeweicht hat, und wenn es nicht gelingen will, den Fluß durch dieß Mittel aufzuhalten, so wird man wohl thun etwas pulverisirte Turmentillenwurzeln hinzuzufügen. Dies Mittel ist fast untrüglich. Von allen Mitteln hat jedoch keines eine so geschwinde Wirkung als das geraspelte Hirschhorn. Man thut eine Fingerspitze voll davon in guten rothen Wein, und giebt ihnen davon des Morgens und des Abends sieben bis acht Tropfen; um aber von diesem Mittel Gebrauch zu machen, muß der Durchlauf nicht durch eine Unverdaulichkeit verursachet seyn; alsdenn würde es dem Thiere schädlich seyn; deshalb darf man es auch weder den ersten noch den zweyten Tag ge-

gebrauchen, weil die Unverdaulichkeiten so lange dauren können, sondern blos den vierten oder fünften Tag, weil man alsdenn sicher seyn kann, daß das Thier von dem wirklichen Durchlaufe angegriffen ist.

Eine andere Krankheit, die derjenigen, von der wir jetzt gesprochen haben, entgegen gesetzt ist, ist die Verstopfung; man kann sie einer gar zu großen Menge von trockener hitziger Nahrung zuschreiben, das Ausgesiebte vom Korn zum Beyspiel, der Haber, der Hanfsaamen, Spargelkörner, wenn da das Vieh zu lange mit fortfähret, so wird es dieser Krankheit unterworfen; man heilet sie, indem man dem Federvieh lange Zeit Kaldaunenbrühe giebt, in welche Brod geweicht ist: allein es kömmt oft, daß das Uebel diesem Mittel nicht weichen will; man muß alsdenn seine Zuflucht zu dem Schaume nehmen, der mit dem Schaumlöffel vom Topfe genommen wird; man fügt etwas Rockenmehl und ganz kleingeschnittenen Lactucksallat hinzu; man lässet alles ein wenig kochen, und giebt es zur Arzney. Wenn aber das Uebel sich auch bey diesem Mittel hartnäckig zu weichen weigert, so muß man zwo Unzen Manna zu Hülfe nehmen, die man in der vorstehenden Vermischung zergehen lässet, und man giebt derselben in der Absicht etwas mehr Flüssigkeit; man weichet Brod darinn ein, die Hühner fressen davon, und die Erfahrung zeiget, daß es keine einzige Verstopfung giebt, die durch dies Mittel nicht zertheilet wird.

Die Hühner sind noch einer andern Krankheit unterworfen, die in dem Uebel der Augen bestehet: man theilet dieselbe in zwey Arten, in die Ophthalmie oder die **Entzündung**, und die aus einer zu großen innerlichen Hitze, und die oft den gar zu häufigen Gebrauch des Hanfsaamens oder anders eben so erhitzenden Korns

zur Ursach hat, entsteht, und in die fluxion catarreuse, die durch gar zu feuchte Nahrung verursachet wird, oder auch durch die Eigenschaft der Luft, die zu gewissen Zeiten so feucht und so voller Nebel ist, daß die Menschen selbst Ungemach davon empfinden. In dem ersten Falle muß man Gebrauch von einer Halsbinde machen, die mit Alaun und Wegerich (plantain) verfertiget ist. Der Herr Hall sagt uns, daß er in einem gleichen Falle folgendes Mittel mit großem Nutzen gebraucht habe:

Nehmet zu gleichen Theilen von einem Kraute, welches eclaire de lierre terrestre heisset, und anchuse; drucket den Saft stark heraus, wenn ihr einen Schoppen habt, so gebt vier Löffel voll weißen Wein dazu, reibet des Morgens und des Abends dem Thiere die Augen damit.

In dem zweyten Falle muß man seine Zuflucht zum Brantewein nehmen, denselben mit einer gleichen Menge Wasser vermischen, des Morgens und Abends dem Thiere die Augen damit reiben, sein Augenmerk darauf haben, ihm nichts als erhitzendes Korn, als Spargules, das Ausgesiebte vom Weizen und alle Morgen Weizenkleyen in Schüsselwasser gekocht zu geben, und wenn diese Arzeney nichts hilft, so nimmt man zu dem folgenden Hülfsmittel seine Zuflucht.

Nehmet ein wenig Manna, eine Fingerspitze voll Rhabarber de Moines, knetet alles mit einer hinreichenden Menge Rockenmehl züsammen, lasset neun oder zehn Tropfen Pfirsichenblumen-Syrup darauf fallen; gebet dieser Vermischung die Festigkeit und die Gestalt von Pillen einer Erbse groß; lasset das Thier des Morgens zwey und des Abends zwey davon verschlucken. Dabey muß

man

man sich die Mühe geben, dem Thiere zweymal des Tages mit der vorbeschriebenen Augenarzney die Augen zu reiben, und es wird sich von Grund aus genesen finden.

Dieses Thier wird von einem Wurme angegriffen, der es gewaltig plagt, wenn man nicht beständig darauf achtet, es reinlich zu halten. Dieses Gewürme, welches das Federvieh ganz besonders beunruhiget und seine Gesundheit schwächet, wird durch nichts anders verursachet, als durch unreines Wasser, oder wenn man die bösen Gerüche in den Ställen zu alt werden lässet.

Wenn das Thier von diesem Uebel angefochten wird, so lässet man ein Viertelpfund weiße Nieswurz in vier Maaß Wasser so lange kochen, bis nur anderthalb Maaß davon übrig bleiben; diesen Saft lässet man durch ein leinenes Tuch laufen, und man thut eine Unze Pfeffer und eine halbe Unze gerösteten Tabak dazu. Mit dieser Vermischung muß man das Thier waschen, welches nach zwey oder drey Bädern von der Art sich von Grund aus geheilet findet.

Man bemerket bisweilen auf dem Leibe dieses Geflügels kleine schwerende Klumpen, die es matt machen. Wenn man siehet, daß eine Henne niedergeschlagen ist, und daß ihre Federn rauh werden, so ist das das entscheidende Kennzeichen dieser Krankheit; sie wird die mehreste Zeit nur durch eine schlechte Nahrung, oder durch Wasser von schlechten Eigenschaften verursacht. Um solche zu heilen, muß man zu dem folgenden Hülfsmittel seine Zuflucht nehmen. Lasset eine gleiche Menge von Harzbutter und Pech zusammenschmelzen, macht eine Salbe davon, mit der ihr den angegriffenen Theil beschmieret, nachdem er jedoch zuvor mit warmer Milch und eben so viel Wasser erweichet ist: zwey oder drey Pflegungen

von dieser Art werden gewöhnlichermaßen die Heilung wirken.

Die Katarre ist ein Fluß, oder eine Art von Distillirung der Säfte, die die Hühner alsdenn überfällt, wenn sie lange Zeit der Kälte ausgesetzt gewesen sind, oder wenn sie sich zu lange in der Sonne befinden. Es ist leicht zu erkennen, wenn die Hühner von diesem Uebel angegriffen werden, und haben ein Röcheln an sich, welches ihnen oft zuckende Bewegungen verursachet; sie bestreben sich die beissende Materie zurück zu treiben, die ihnen oft in den Schlund fällt; und sie bringen sie auch wirklich bisweilen heraus, aber niemals so viel, daß sie gesund davon werden. Wenn man auf die Materie Achtung giebt, die sie, wenn sie husten, auswerfen, so wird man sehen, daß es eine scharfe stinkende Materie ist, die durch den Aufenthalt, den sie im Schlunde gemacht hat, statt ihrer bisherigen durchsichtigen Eigenschaft, nunmehro diejenige Art von Festigkeit und Farbe erlangt hat, die den Eiter ausmachen. Noch andere Kennzeichen begleiten diese Krankheit; die Hühner sind eckelhaft und fressen mit Widerwillen. Um sie davon zu heilen, sagt **Liger**, muß man eine kleine Feder nehmen, mit der man ihnen die Nasenlöcher durchsticht, um ihnen den Auslauf der Feuchtigkeiten zu befördern; und wenn sich der Fluß, so wie es bisweilen geschiehet, auf die Augen oder an die Seite des Schnabels ziehet, und sich daselbst eine Geschwulst setzet, so muß man dieselbe öfnen, und die Materie heraus bringen, die Wunde mit warmen Wein wohl abwischen, und nachher etwas Salz darein thun, welches so fein gestoßen seyn muß, als möglich.

Die Hühner sind so wie alle Thiere der ophthalmie oder Entzündung der Augen unterworfen. Wir haben schon oben davon gehandelt, als wir von den Augenübeln spra-

sprachen. Diese Entzündung verursacht ihnen an diesem ohnehin so zärtlichen Theile einen so lebhaften Schmerz, daß sie weder essen noch trinken können. Nach dem Hrn. Dupuy d'Emportes ist kein sicherer Mittel wider diese Krankheit, als ihnen die Augen mit Portulakwasser einzuweichen, oder mit Frauenmilch, oder auch mit dem Weißen vom Ey, wenn es wohl gerührt und mit einem Stückchen Alaun durchgeschlagen ist. Man kann ihnen diesen Theil auch mit verrauchtem Weine waschen. Weil diese Krankheit keine andere Ursach hat, als daß die Lymphe gar zu scharf, und mit Salzen überladen ist, die in den Augen stechen und sie reiben, so muß man, um diese krankmachenden Ursachen abzuhalten, in der Zeit, daß man die oben beschriebenen Arzneymittel braucht, den Leib durch die Anordnung des Futters von Roggen-Kleyen, klein gehackte Bete und etwas Manna frey halten; und damit das Thier den gar zu starken Ausleerungen widerstehen könne, so giebt man ihm von Zeit zu Zeit etwas Hirse, die gut darzu ist, um den Geschmack zu schärfen. In Ansehung des Trinkens, giebt man ihnen Wasser mit klein gestoßenem Pfeffer. Dies ist auch ein vortreffliches Mittel wider die Verstopfung.

Der Staar (la taye) ist noch eine andere Krankheit der Hühner. Sie entsteht von nichts anders, als von den Entzündungen, folglich können die dagegen vorgeschriebene Mittel auch hier dieselbe Wirkung haben, nur fügt man noch den Gebrauch derjenigen Drogereyen hinzu, die die Kraft haben diese Feuchtigkeit zu brechen und zu verdünnen, dergleichen sind der Kandieszucker, Urin oder Alaun, die in der That die einzigen wahren Mittel sind. Es finden sich Pächter, die sich des Ammoniaksalzes und Honigs bedienen, beydes zu gleichen Theilen vermischt. Es giebt auch andere, die das Häutchen mit der Spitze von der Nadel wegnehmen. Dies Mittel ist das

sicherste; es gehört aber viel Geschicklichkeit und viel Behutsamkeit dazu, um den Kopf so niederzulegen, daß er nicht die geringste Bewegung machen könne so lange die Operation dauret. Sobald man dieselbe vorgenommen hat, so muß man das Auge mit Frauenmilch anfeuchten, damit es durch den zu plötzlichen Eindruck der Luft nicht trübe werde. Es würde auch dienlich seyn, wenn man das Huhn, sobald die Operation geschehen ist, an einen dunkeln Ort setzte, nachdem man demselben vorher einige Kügelchen, zusammengesetzt von gestoßenem Pfeffer, Rocken, Kleyen und Hirse, und alles bis zu der Festigkeit von Pillen zusammen gemischt, in den Schnabel gesteckt und verschlucken lassen, selbiges bis den andern Tag in dieser Dunkelheit zu halten, ihn nach und nach immer etwas mehr Helligkeit zu geben, bis endlich das Licht keinen so heftigen Eindruck mehr machen kann. Den dritten Tag nach der Operation hat man nichts mehr zu befürchten.

Auch der Schwindsucht ist das Federvieh oft unterworfen. Diese Krankheit hat gemeiniglich die Wassersucht zur Vorgängerinn; die Ursache davon liegt entweder im Magen, und die hat sehr viel Aehnliches mit der Wassersucht in der Brust, von welcher die Menschen nur selten genesen, wenn sie davon angegriffen werden; oder sie liegt in den Gedärmen, oder endlich in den drüsichten Gefäßen in der Haut. (vaisseaux cutanés) In dem ersten Falle ist diese Krankheit, die bey dem Menschen so gefährlich ist, bey den Hühnern sehr leicht zu heilen. Es ist genug, wenn man ihnen nichts anders zu fressen giebt, als gekochte Gerste mit Bete vermischt, und zum Getränke, von eben derselben Pflanze getrocknet, mit gemeinem Wasser. In dem zweyten Falle bedienet man sich desselben Mittels; in dem dritten Falle aber findet sich das Thier ohne Hülfe, weil alsdenn alle partes vitales nach und nach in Abnahme gehen.

Die Galle ist eine gemeine Krankheit der Hühner. Wenn sie davon angegriffen sind, so erkennet man solches daran, daß ihnen die Federn außer der Zeit des Federns ausfallen. Um sie davon zu heilen, muß man sie damit erfrischen, daß man ihnen klein gehackte Sallatblätter, Bete und Kohl mit Kleyen vermischt, und in etwas Wasser geweicht zu fressen giebt. Man muß ihnen auch mit dem Munde warmen Wein auf den leidenden Theil blasen, und solches sogleich entweder am Feuer oder an der Sonne trocknen lassen. Mit diesen Bemühungen muß man bis zur völligen Genesung fortfahren.

Man sagt, daß die Hühner das Zipperlein haben, wenn ihre Beine sich steif befinden, bisweilen aufgeblasen, und wenn diese Vögel nicht so wie gewöhnlich gehen, oder sich in dem Hühnerstalle nicht auf der Stange halten können. Um sie davor zu bewahren, muß man den Hühnerstall allezeit reinlich halten, und verhindern, daß die Hühner nicht in ihrem eigenen Miste gehen, weil ihnen solcher sonst an den Füßen hängen bleiben, und ihnen dies Uebel zuwege bringen könnte. Man muß es auch so machen, daß sie der Kälte nicht ausgesetzt seyn, daß sie des Nachts niemals draußen bleiben, daß der Hühnerstall warm genug sey, und daß in demselben des Winters auch von Zeit zu Zeit geräuchert werde.

Um die Hühner von dem Zipperlein zu befreyen, ist es sehr gut, wenn man ihnen die Beine mit Hühnerfett, oder wenn man das nicht hat, mit frischer Butter reibet.

Das mehreste Federvieh ist der fallenden Sucht unterworfen, und besonders auch die Hühner. Dies Uebel macht sie langsam und schwerfällig, fast unbeweglich, außerordentlich mager, verhindert sie am Fressen, reißet

sie bisweilen zu heftigen Verzuckungen hin, und verursachet ihnen oft den Tod. Man kennet kein bessers Mittel wider dieses Uebel, als ihnen die Nägel zu beschneiden, und ihnen dieselben mit Wein naß zu machen. Auch muß man sie sieben oder acht Tage lang mit gekochter Gerste unterhalten, nachher ihnen Kohl- und Betenblätter zum Abführen geben, hierauf sie zwey oder drey Tage mit reinem Waizenkorn füttern; und wenn das alles geschehen ist, so kann man sie wieder zwischen die andern auf den Hof setzen. Uebrigens heilet sich dies Uebel sehr schwer. Man muß sich wohl in Acht nehmen, ihnen alsdenn Hanfsaamen zu geben. Man behauptet auch, daß der Rocken, der zwar reif aber doch frisch eingeärntet ist, den Hühnern alsdenn tödtlich sey.

Das Mausen oder Federn, ist eine gemeine Krankheit alles Geflügels. Die jungen Hühner sind demselben besonders unterworfen, wenn sie noch ganz klein sind. Sie sind alsdenn betrübt und traurig, ihre Federn werden rauh; die Federn am Bauche schütteln sie oft von einer Seite zur andern um sie fallen zu lassen, und sie ziehen sich dieselben mit dem Schnabel aus, indem sie sich die Haut kratzen. Sie fressen wenig, einige sterben sogar davon, besonders diejenigen, die sich damit verspaten, und ihre Federn nicht eher als in denen Monaten September und Oktober, da die kalten Winde wehen, verändern, da hingegen diejenigen, die diese Veränderung gegen Ende des Julius vornehmen, gut davon kommen, weil die Wärme alsdenn viel dazu beyträgt, daß die alten Federn leichter abfallen, und die neuen geschwinder hervorkommen. Diese verlieren sogar nicht alle Federn, und diejenigen, die das erste Jahr nicht abfallen, fallen das folgende Jahr.

Um sie vor den Gefahren zu bewahren, die bey der Federveränderung vorkommen, muß man sie zu guter Zeit auffliegen lassen, und wegen der Kälte ihnen nicht verstatten, daß sie des Morgens zu früh herauskommen; man muß sie mit Hirse oder Hanfsaamen ernähren, ihnen etwas gestoßenen Zucker in das Wasser thun, welches sie trinken; ihnen die Federn mit Wein benetzen, oder Wasser im Munde laulich werden lassen, und darauf sprützen.

Wenn die Hühner eine Nahrung zu sich genommen haben, die sie zu stark erhitzt, so wird ihr Kropf aufgeblasen, und ist größer wie gewöhnlich. Es kommen rothe Adern daran, die aus der Magerkeit des Magens entstehen; sie räuspern sich, und indem sie mit dem Schnabel auf das Futter bicken, werfen sie dasselbe zurück. Dies sind die Anzeigen von einer andern Krankheit der Hühner, die man Melankolie nennet. Um diese Krankheit zu heilen, muß man Melonenkerne klein stoßen, und dieselben mit etwas Hirse vermischen, oder auch Blätter von Bete oder Lactucksallat ganz klein hacken, und mit Kleyen vermengen, die im Wasser geweicht sind, in welchem ein Stück Zucker zergangen ist. Mit dieser Kost muß man sie eine Woche lang, oder wenn es nöthig ist, auch noch länger, einen Tag um den andern ernähren. Man muß auch etwas Zucker in das Wasser thun, das man ihnen zu saufen giebt, und damit anfangen, daß man ihnen den Haber oder den Hanfsaamen entzieht.

In Ansehung der Beinbrüche, die den Hühnern überkommen können, muß man keine Hilfe in der Kunst suchen, sondern blos die Natur handeln lassen. Man muß blos das Huhn, dem das Bein zerbrochen ist, unter einen Korb setzen, man muß ihm gut zu fressen und zu saufen geben, und man muß ihm keinen Stock in dem Korbe lassen, auf welchen es fliegen könnte, aus Besorg-

niß, daß es sich sonst auf das zerbrochene Bein setzen möchte, welches die Heilung desselben verhindern, oder doch wenigstens in die Länge ziehen könnte. Man muß es in Ruhe lassen, und es so einrichten, daß es durch nichts in Bewegung gebracht werde. Aus dieser Ursach ist es am besten, wenn man es in eine Kammer setzet, in der wenig ein- und ausgegangen wird. Insonderheit muß man sich in Acht nehmen, daß man nicht auf den Einfall komme, das Bein zu verbinden oder zu bewickeln, und dadurch der Natur zu Hülfe kommen zu wollen; denn das würde Gelegenheit zu Entzündungen oder Geschwüren geben.

Wenn eine Henne zu fett ist, so macht man sie dadurch magerer, daß man ihr Kreide ins Wasser, und gestoßene eingeweichte Ziegelsteine unters Fressen giebt; und wenn ihr ein Durchlauf überkommen sollte, so muß man ihr zur ersten Nahrung das Harte vom gebratenen Eye geben, nachdem man es recht hart hat werden lassen. Man muß solches mit noch einmal so viel gekochten Rosinen wohl vermischen, und das kann man zusammen stoßen.

Ehe wir zu den Eigenschaften der Henne übergehen, wollen wir die verschiedenen Arten sie fett zu machen anführen, um eine Nahrung daraus zu ziehen, die auserlesener und würdiger ist, auf unsere Tafeln gebracht zu werden.

Erstlich. Man sperret sie in eine Kammer, wo man es ihr weder an Korn noch Wasser mangeln lässet. Das beste Korn, was sich dazu schickt, ist Gersten und Waizen, und dazu giebt man ihr von Zeit zu Zeit etwas gekochte Kleyen.

Zwey-

Zweytens. Eine andere Art das Federvieh fett zu machen ist die folgende: Sie erfordert zwar, die Wahrheit zu sagen, etwas mehr Mühe; sie ist dagegen aber auch viel vortheilhafter.

Man nimmt sich aus dem Hühnerhofe ohne Unterschied, ein Stück Federvieh, von welcher Art es auch sey; Kapaunen, Hühner u. d. gl. und ehe man sie in die Hühnerbauer (epinettes) setzet, die in einem besonders dazu gemachten Behälter bestehen, in welchem die Geflügel sehr enge, und eines von dem andern abgesondert sitzen, rupfet man ihnen die Federn vom Kopfe und zwischen den Keulen weg, weil man dafür hält, daß diese Federn gar zu viel Kraft an sich ziehen, und der übrige Theil des Körpers also destoweniger davon erhalte. Man setzet diese Hühnerbauer an einen warmen und dunkeln Ort. Man behauptet, daß die freye Luft, die durch das Werkzeug der Augen bis in den Körper bringet, die wesentliche Kraft mehr verfeinere, und daß diese, wenn sie sich zertheilt hat, den Thieren nicht so vortheilhaft sey. Man sticht ihnen sogar die Augen aus, und in der That, jemehr diese Thiere in Bewegung seyn werden, desto stärker wird sich die Kraft der Nahrung, die sie zu sich nehmen werden, ehe in Unflat als in gute Nahrung verwandeln, da man findet, daß die Bewegung eine der vornehmsten Ursachen der Verdauung sey.

Man muß Mehl von Hirse, Gerste oder Haber nehmen; man muß einen Teig davon zusammensetzen, wovon man ihnen des Tages zwey oder dreymal ganze Stücken zu verschlucken giebt. Im Anfange muß man ihnen nur wenig geben, und von Tag zu Tage lässet man sie immer mehr nehmen, bis diese Vögel zuletzt ganz daran gewohnt sind. Und darauf muß man sie denn anhalten, so viel davon zu verschlucken als ihnen nur möglich ist.

Wenn man sie mit diesem Teige füllen will, so muß man es nicht vergessen, ihnen zuvor den Kropf zu betasten, damit, wenn man denselben gänzlich ledig findet, man ihnen ohne Sorge zu fressen geben könne, dagegen, wenn die Verdauung noch nicht gänzlich geschehen seyn sollte, man so lange warten müßte, bis die Natur ihre Arbeit verrichtet hätte, weil man sonst nichts ausrichten würde, als seine Zeit zu verlieren; der gar zu große Ueberfluß an Speisen, die Schlag auf Schlag genommen werden, erstickt die natürliche Wärme, die, wenn sie nicht überflüßig genug ist und nicht Stärke genug hat, um die Nahrung gehörig zu kochen, sich nur in rohe Härte verwandeln würde, anstatt, daß sie sich zu guter Nahrung setzen sollten. Jedesmal, so oft man die Thiere von diesem Teige nehmen lässet, so muß man die Stücken davon vorher ins Wasser tauchen, damit ihnen diese Speise alsdenn auch zugleich zum Getränke diene, weil man ihnen nicht besonders zu trinken giebt. Wenn man diese Stücken in Milch weichet, so wird das Geflügel davon viel weißer und viel wohlschmeckender. Aus Furcht vor dem Ungeziefer, kann man ihnen auch, wenn man will, die Federn bis unter die Flügel abrupfen, damit der Mist sich nicht daran setzen könne, und um den kleinen Raum, den diese Vögel einnehmen, in dem Bauer desto leichter rein machen zu können; man nimmt sie bisweilen auf einige Zeit heraus; alsdenn muß man sie herum gehen lassen, und in dieser Zeit reinigen sie sich mit dem Schnabel von alle dem, was sie finden können, daß es ihnen Ungemach verursachet.

Drittens sagt die Gesellschaft von Alençon, daß man, um das Federvieh gut fett zu machen, ihnen in dasjenige, was sie zu fressen kriegen, täglich das Gewicht von einem Heller an Bilsenkraut mengen müsse.

Viertens. In dem Lande Maine, setzet man die Hühner unter einen Korb; man giebt ihnen des Tages dreymal einen Teig, der von zwey Theilen Gerstenmehl und einen Theil Buchweizen oder Gerstenkraupen zusammen gesetzt ist, das Mehl durchgebeutelt und von den groben Kleyen gesäubert. Man macht Stücken davon, die etwas länglichter als rund sind und von einer zuträglichen Größe, man giebt ihnen jedesmal sieben oder achte davon; in vierzehn Tagen höchstens werden sie überflüßig fett seyn. Einige mästen auch das Federvieh, indem sie denselben dreymal des Tages türkischen Weizen zu verschlucken geben, oder es auf die gewöhnliche Art und wenn es Hunger hat, damit füttern.

Fünftens. An einigen Orten nimmt man Nesseln, Blätter und Saamen, die man sammlet und gehörig trocken werden lässet, man macht sie zu Pulver und treibt sie durch ein Sieb. Wenn man sich ihrer bedienen will, so knetet man sie mit Kleyen oder Mehl von Weizen; man lässet es in Schüsselwasser oder warmen Wasser zergehen, und giebt dem Federvieh einmal des Tages davon.

Sechstens bedienet man sich in einigen Provinzen, um die jungen Hühner fett zu machen, entweder des Mehls aus dem Backtroge oder des türkischen Weizens, und man mischet Milch oder Honig darunter. Man lässet ihnen diese Pillen zum Futter geben, und wenn sie solche nicht fressen wollen, so bricht man ihnen den Schnabel auf, daß sie dieselben verschlucken müssen; und um dem Federvieh solches schmackhafter zu machen, so kann man ihm Wachholder in das Fressen mengen. Das Fleisch derer Hühner, die unter dem Korbe gemästet werden, ist nicht so gut als von denen, die in der Freyheit fett werden; diese sind vorzüglich gut im Monate Januar und Februar, und denn geben sie dem Kapaunen nichts nach.

Die Hühner werden nicht anders als im Topfe gekocht, es sey denn, daß sie noch jung wären, und daß man sie noch entweder als Poularden oder Kapaunen zurichten könnte; Die Hühner von Caux werden auch zum Braten gebraucht.

Ueberdieß hat die Henne einen sehr guten Saft, sie ist stark von Brust, erfrischend, nahrhaft und allen Arten von Temperamenten zuträglich; vorzüglich aber denen Personen, die kürzlich von einer Krankheit genesen sind; sie giebt ihnen ihre Kräfte wieder und stärket ihren Magen; die jungen Hühner haben ein viel zarter und saftiger Fleisch als die alten; diese haben viel härteres und schwer zu verdauendes Fleisch; diese sind nur für Personen gut, die ein starkes Temperament haben, und zu schweren Uebungen gewohnt sind; indeß ist es doch sehr gut zu Brühen; man ziehet es sogar den jungen Hühnern vor, wenn es darauf ankommt Suppen zu machen, die einem Kranken zur Nahrung und Stärkung gereichen sollen.

In vorigen Zeiten hatte man das Vorurtheil, daß der Gebrauch der Henne, des jungen Huhns und des Kapaunen das Podagra verursachten. Zwey Dinge haben zu diesem gemeinen Irrthum Gelegenheit gegeben. Daß eine besteht darinn, daß diese Thiere derselben Krankheit unterworfen sind, und daß sie dieselbe folglich denen mittheilen können, die davon essen. Daraus würde aber folgen, daß alle die Krankheiten des Viehes, von dem wir essen, sich uns auch mittheilen müßten, und das streitet doch wider die Erfahrung. Die andere Ursache ist, daß die Leute, die ein mäßiges Leben führen, die eine kostbare Tafel halten, und die nur von nahrhaften und wohlschmeckenden Speisen leben, als von jungen Hühnern und Kapaunen, vom Podagra mehr Anfechtungen haben, als ande-

andere; es kömmt aber nicht daher, daß dergleichen Leute gemeiniglich von Kapaunen und jungen Hühnern leben, daß sie diesem Ungemach unterworfen werden, sondern es ist vielmehr eine Folge von ihrem unthätigen Leben, und von den Ausschweifungen, denen sie sich in allen Arten von Wollüsten überlassen; es ist also mehr ihre Unmäßigkeit, die man deshalb anklagen muß, als daß es die jungen Hühner seyn sollten, die man hier ohne Ursach und zur Unzeit zur Ursach dieses Uebels angeben will. In der That, wenn es wahr wäre, daß diese Thiere das Podagra verursachten, so würden wir überall nichts als Podagristen sehen; denn man kann sagen, daß heutiges Tages kein Nahrungsmittel gemeiner ist, zu allen Zeiten und bey allen Personen, Jungen und Alten, und von welchem Temperament sie auch seyn mögen, auch Gesunden und Kranken.

Was den Gebrauch der Henne in der Arzney betrifft, so hat man solche Gebräuche innerlich und äußerlich; man macht von diesem Vogel Gallerts und Kraftsuppen eben wie vom Hahne. Diese Kraftsuppen sind erfrischend, und geben Säfte, und wirken eine gute und leichte Nahrung; man verordnet sie deshalb bey der Schwindsucht, bey der Zehrung und bey der Genesung. Der Doktor **Ovelgan** theilt uns in den Ephemerides d'Allemagne eine besondere Beobachtung von einer Verstopfung mit, die durch das Mittel einer Hühnersuppe geheilet worden, nachdem sie drey Wochen gedauret hatte. Ein Mann vom Stande, der oft von heftigen Koliken angefallen wurde, zog verschiedene Aerzte zu Rathe, die ihm vergebens durch Bäder, ölichte Getränke und Klistiere, Hülfe zu schaffen suchten. Als er endlich sah, daß ihm nichts helfen wollte, und daß sein Uebel von Tag zu Tag schlimmer wurde, so wurde ihm gerathen sich des folgenden Mittels zu bedienen, welches schon bey verschie-

denen

denen Personen gute Wirkung gethan hatte. Man nimmt eine Henne, drehet ihr den Hals um, und lässet sie ganz und ohne sie zu rupfen in einem Maaß Wasser kochen. Dieses Kochen muß auf einem Windofen in einem Gefäß, welches mit Teig ganz fest zugeschmieret ist, geschehen; man lässet solches nachher durch ein Tuch laufen, ohne es auszudrücken, und von dieser Brühe nimmt man in drey oder neun Prisen von einer Zwischenzeit zur andern. Der Kranke, von dem die Rede ist, erlangte von der ersten Brühe die Freyheit seines Unterleibes wieder, und in wenig Tagen war er gänzlich wieder hergestellt.

Man lässet die innere Haut des Magens vom Huhne trocken werden, und macht sie zu Pulver, und gebraucht sie auf die Art in der Dose vom halben Groß, um den Urin zu erregen, und um den Durchlauf zu hemmen. Einige Verfasser empfehlen dies Pulver, um den Magen zu stärken, und die Verdauung zu befördern, das ist aber ein gemeiner Irrthum.

Man legt die ganze und noch völlig heiße Henne auf den Kopf derer, die in hitzigen Fiebern, und an Krankheiten des Gehirns darnieder liegen, zum Beispiel, am Schlagflusse, Schlafsucht, der Unsinnigkeit und der Raserey; man rupfet sie ganz, und legt sie auf die Gegend des Herzens bey bösartigen Fleckfiebern, die mit Aengstigkeiten und Ohnmachten verknüpft sind; sie ziehet das Gift oder die krankmachende Feuchtigkeit an sich, aber auf Kosten ihres eigenen Lebens, denn sie stirbt bald darauf; und wenn sehr viel Bösartigkeit bey der Krankheit ist, so hat man bisweilen drey dergleichen Hühner nach der Reihe angebracht, um dem Kranken mit Nachdruck zu helfen; dies ist eine Anmerkung von einem deutschen Arzte.

Das

Das Fett der Henne ist erweichend und besänftigend; es steht in der Mitte zwischen dem Gänse- und Schweinefett; es ist etwas weniger eindringend und scharf: man bedient sich desselben um den gespaltenen Lefzen, Ohrenschmerzen und Augenblattern zu helfen.

Der Hühnermist hat eben die Eigenschaft, die der Taubenmist hat, jedoch in einem schwächern Grade; man seh das zehnte Hauptstück von den Tauben. Man empfiehlt ihn wider die Kolik, die Gelbsucht, den Nierenstein und die Zurückhaltung des Urins; der weiße Theil dieses Mistes ist der beste; die Dosis davon ist ein halbes Groß des Abends und des Morgens vier oder fünf Tage nach der Reihe, es sey als Latwerge oder als ein Trank mit zubereitetem Wasser. Außer diesem innern Gebrauch des Hühnermistes, bedienet man sich desselben auch von außen; man calcinirt ihn, und man streuet ihn auf die feuchten Geschwülste des Kopfes, die alsdenn geschwind trocken davon werden. Der gelbe Theil dieses Mistes dienet nach Schröders Meynung darzu, die Geschwüre an der Blase zu heilen; man brät ihn deshalb in frischer Butter oder Olivenöl; und nachher lässet man alles kalt werden, um die Unreinigkeiten davon zu trennen, die sich alsdenn auf den Grund senken.

Erstlich, nehmet das Weiße vom frischen Hühnermist, zwey Skrupel; lasset solches zwölf Stunden lang kalt in einem Glase weißen Wein liegen, lasset alles nachher mit einer leichten Ausdrückung durch ein Tuch laufen, um einen Trank zu machen, den man bey den Contrecoups neun Tage nach der Reihe des Morgens nüchtern einnehmen kann; der Kranke bleibt alsdenn im Bette um den Schweiß abzuwarten.

Zwey-

Zweytens, nehmet den weißen Theil von frischen Taubenmist drey Unzen schwer, frische Butter sechs Unzen, Salbeyblätter und Wegerich von jedem anderthalb Hand voll; stoßet alles zusammen in einem Mörser, drücket so stark ihr könnt, die Salbe durch ein klares Tuch, oder thut solches unter die Presse, so ist es ein vortreffliches Mittel wider den Brand; man legt ein Pflaster davon auf den verletzten Ort, und bedecket denselben mit Blättern von Bete oder Wegerich.

Der Hühnermist ist den Pferden sehr schädlich, wenigstens hält man es dafür; wenn sich etwas davon im Heue befindet, so ist das Pferd, welches solches in Leib kriegt, in Gefahr zu sterben, und man erkennet solches an dem Miste, der alsdenn aufgerollet ist. Das Mittel dagegen ist, frischen Hühnermist zu nehmen, ein Gros Fett, zwölf Pfund Gerstenmehl, das alles vermischet man mit Wein, und giebt es dem Pferde zu verschlucken, oder man giebt ihm zehen Unzen Petersiliensaamen mit anderthalb Pfund Wein und einem Ort Honig einzunehmen. Man reitet das Pferd so lange stark an, bis die Bewegung ihm eine Oefnung des Leibes verschaffet. Wenn es sich füget, daß ihm die Haare in die Höhe stehen, so nimmt man Beeren von Lorbern, so viel als man glaubt genug zu seyn, ein halb Pfund Salpeter, drey Pfund Oel, und eben soviel Weineßig; man reibet das Pferd damit drey Tage, und hält es an einem warmen Orte, damit es von der Kälte nichts empfinde. Man giebt ihm drey Tage lang frisches Wasser zu trinken, in welches man Blätter vom wilden Feigenbaum einweichen lässet. Dies Mittel ist aus der Encyclopedie Oeconomique gezogen.

So gefährlich jedoch der Hühnermist den Pferden auch seyn mag, so unterlassen die Pferdeärzte doch nicht,

in einer Art von heftiger und gefährlicher Kolik, die die Pferde bisweilen überfällt, und die sie die Darmgicht (tranchées rouges) nennen, mit gutem Fortgange Gebrauch davon zu machen. Sie suchen das weiße von diesem Koth aus, und sondern es ab. Sie lösen einen Löffel voll davon in ungefähr zwey Pfund Kuhmilch auf, und lassen das kranke Pferd diese Arzney etwas warm einnehmen.

Der Mist der Henne wird zur Düngung gebraucht, so wie auch der Taubenmist; die armen Leute machen auch Betten von ihren Federn.

Vierter Abschnitt.

Von der Poularde.

Man giebt den Namen der Poularde einer Henne, der man den Eyerstock genommen hat, um sie fett, zart, und zu gleicher Zeit unfruchtbar zu machen. Diese Operation geschieht fast auf eben die Art, als wenn man dem Hahne seine Testikuln nimmt. Ihr Fleisch ist ohne Widerspruch viel zarter, saftiger, nahrhafter, und feiner von Geschmack, als das Fleisch von der Henne und dem jungen Huhne. Dies Geflügel wird auf unendlich vielerley Art zubereitet.

Die Poularde ist eine schmackhafte, feine, nahrhafte, leicht zu verdauende und sehr gesunde Speise. Man kann den zärtlichsten Personen davon geben, und selbst denen, die eben von einer Krankheit wieder zurück gekommen sind, wenn sie nur einmal die Erlaubniß wieder haben, Fleisch zu essen. Sie müssen vorzüglich die Flügel nehmen, und das, was man das

Weiße

Weiße vom Magen nennet, weil solches die zartesten Theile sind. Man kann ihnen solches entweder gekocht oder gebraten zurecht machen, denn das sind die beyden gesundesten Arten von Zubereitungen.

Fünfter Abschnitt.

Von den Eyern.

Den Namen eines Eyes giebt man überhaupt an einen runden Körper, der sich bey den Weibchen der Thiere befindet, und der, wenn er durch das Männchen fruchtbar gemacht ist, wieder ein anders Thier hervor bringt. Die Vögel brüten ihre Eyer nachdem sie gelegt sind; und diese haben einen gewissen Grad von Wärme nöthig, um das darinn enthaltene Saamenkorn lebendig zu machen. Unter den verschiedenen Arten von Eyern, sind die von gemeinen Hühnern, von indianischen Hühnern, von der Gans und der Ente diejenigen, deren man sich zur Vermehrung der Bewohner des Vorwerkshofes an mehresten bedienet; und unter denen sind die gemeinen Hühnereyer eigentlich nur diejenigen, von denen man in den Speisen Gebrauch machet; und deshalb sammlet man auch von den letztern so viel als man kann, es sey zur Unterhaltung des Hauses oder um sie zu verkaufen.

Das mittelmäßige Gewicht eines gemeinen Hühnereyes bestehet ungefähr in einer Unze und sechs Drachmen. Wenn man eines dieser Eyer mit Vorsichtigkeit öfnet, so wird man gleich unter der obern Schaale eine gemeine Haut finden, die zur Decke von der ganzen Hölung dienet; nachher das äußere Weiße, welches die Gestalt dieser Hölung hat; darauf das inwendige Weiße, welches mehr gerundet ist als das vorige; und endlich in dem

Mit-

Mittelpunkte dieses Weißen, das Gelbe, welches Kugelförmig ist. Diese verschiedenen Theile, sind jeder in einer besondern Haut zusammengehalten; und diese Häutchen sind alle an dem Orte dieser chalazae oder Strickchen zusammen geheftet, der gleichsam die beyden Polarenden des Gelben ausmachen. Das kleine linsenförmige Bläsgen, welches man den Hahnentritt (cicatricule) nennet, findet sich ungefähr über seinem Aequator und ist fest an seine Oberfläche angeheftet. Bellini, der durch seine Erfahrungen, oder vielmehr durch die Folgen, die er daraus zog, hintergangen war, glaubte, und machte, daß viele Leute es glaubeten, daß dieser Hahnentritt, in denen Eyern, die in siedendem Wasser hart würden, die Oberfläche des Gelben verließen, um sich nach dem Mittelpunkte zu begeben; daß aber in den gebrüteten Eyern, die ebenfalls hart geworden wären, dieser Hahnentritt beständig an der Oberfläche befestiget bliebe. Die Gelehrten von Turin, die eben diese Erfahrungen mit Veränderungen wiederholet haben, sind überzeugt worden, daß in allen Eyern, gebrütet oder nicht gebrütet, der Hahnentritt beständig an der Oberfläche des hartgewordenen Gelben angeheftet bliebe; und daß der weiße Körper, den Bellini in den Mittelpunkt gesetzt hatte, nichts weniger sey als das, und in der That in dem Mittelpunkte des Gelben nie anders erschiene, als wenn es weder zu hart noch zu weich gekocht worden. Nach der Angabe der Chymisten enthält das Gelbe vom Eye viel ölichte Theile, und ein scharfes Salz, welches flüchtig ist, das Weiße aber enthält eine noch stärkere Schärfe, ölichte Theile, und eine gemäßigte Menge von Phlegma. Die ursprünglichen Theile des Gelben sind mehr getheilt und mehr sublimirt.

Es ist leicht von den Zufällen die Ursach anzugeben, die die äußere Gestalt des Eyes oft verändern. Nach

dem Herrn von Büffon ist die Geschichte des Eyes selbst und seiner Bildung zu dem Ende hinreichend. Es ist nicht selten, sagt der Herr von Büffon, zwo Dottern in einer Schaale zu finden. Nach seiner Angabe kommt solches davon, wenn zwey gleich reife Eyer sich zu gleicher Zeit von dem Eyerstocke trennen, zugleich den Eyergang durchlaufen, und indem sie ihr Weißes bilden, ohne sich zu trennen, sich zugleich in demselben Umschlage eingewickelt finden.

Wenn durch einen Zufall, den man leicht voraussetzen kann, ein Ey, welches seit einiger Zeit von dem Eyerstock abgesondert ist, sich in seinem Wachsthum aufgehalten findet, und wenn es sich denn so weit gebildet hat, als es ihm möglich ist, und es in seinem Zirkel von Wirksamkeit von einem andern Eye begegnet wird, welches noch seine ganze Stärke hat, so wird es durch dieses mit fortgerissen, und das giebt ein Ey in einem Eye. Der Herr Kardinal de Luynes, Erzbischof von Sens, hat im Jahr 1767 der versammleten königlichen Akademie der Wissenschaften, ein Ey von der Größe einer Nuß sehen lassen, welches er in einem Hühnerey gefunden hatte. Dieses Ey hatte eine stärkere Rundung als dasjenige, das ihm zum Futteral gedienet hatte, und in dem man das Gelbe und Weiße so gefunden hatte, wie es gewöhnlich seyn muß. Von einem ähnlichen Gesichte meldet man in den Akten von Kopenhagen vom Jahr 1679. Der Verfasser dieser Beobachtung fügt auch hinzu, daß er mehr andere dergleichen Eyer gesehen habe, weil aber nur noch die Schaale davon übrig gewesen wäre, so habe ihn solches folglich verhindert, das Innere derselben zu untersuchen.

Man wird auch begreifen, fügt der Herr von Büffon hinzu, wie man bisweilen in einem Eye eine Nadel oder

einen

einen sonstigen auswärtigen Körper finde, der bis in den Eyergang habe dringen können.

Es giebt Hühner, die Eyer mit der bloßen Haut ohne Schaale legen, es sey, daß es an der Materie gemangelt hat, woraus sich die Schaale bilden muß, oder daß sie zu früh, und ehe sie zur völligen Reife gekommen, aus dem Eyergange getrieben worden; man siehet deshalb niemals Junge daraus kommen, und man sagt, daß solches daher komme, wenn die Hühner zu fett sind. Ursachen, die diesen gerade zuwider sind, bringen Eyer hervor, deren Schaalen gar zu hart sind, oder die wohl gar doppelte Schaalen haben. Man hat einige davon gesehen, die das Häutchen noch an sich hatten, womit sie an den Eyerstock befestiget waren, andere die sich links gerichtet hatten, fast in der Gestalt eines halben Mondes, andere die die Gestalt einer Birn hatten, noch andere endlich, auf denen sich das Gepräge der Sonne, eines Kometen, einer Finsterniß, oder sonst eines andern Gegenstandes befand, der die Einbildungskraft der Henne überraschet hatte. Man hat sogar welche gesehen, die leuchtend waren. Dasjenige, was bey diesen ersten Erscheinungen wesentlich war, das heisset, die Veränderungen der Gestalt des Eyes, oder die Eindrückungen auf der Oberfläche, kann man keinen andern Ursachen zuschreiben, als denen verschiedenen Zusammendrückungen, die das Ey zu der Zeit aushalten mußte, wie seine Schaale noch weich genug war, um demjenigen, was darauf wirkte, zu weichen, und doch auch stark genug, um den Eindruck davon zu behalten.

Was die angeblichen Hahneneyer betrifft, die gar kein Gelbes haben, und die, wie der gemeine Hause glaubt, eine Schlange in sich fassen, so sind solche in Wahrheit nichts anders, als die erste Frucht einer gar zu jun-

gen Henne, oder die letzte Kraft einer Henne, die selbst durch ihre Fruchtbarkeit erschöpft ist; oder endlich sind es blos unvollkommene Eyer, deren Gelbes in dem Eyergange der Henne, es sey durch einen Zufall, oder durch das Versehen ihrer eigenen Einrichtung, zerbrochen ist; bey denen aber die Faden oder chalazae dennoch geblieben sind, die die Verehrer des Wunderbaren nicht ermangelt haben für eine Schlange auszugeben. Das ist dasjenige, was der Herr de la Peyronie außer Zweifel gesetzt hat, und zwar durch die Zergliederung einer Henne, die dergleichen Eyer legte. Aber weder der Herr de la Peyronie noch Thomas Bartholin, die dergleichen Hähne, von denen man vorgab, daß sie Eyer legten, haben keine Eyer, noch Eyerstöcke, noch etwas, was dem gleich wäre, dabey gefunden.

Ein Bauer, sagt der Herr de la Peyronie, brachte mir verschiedene Eyer, die etwas größer waren als Taubeneyer, und erzählte, daß sie durch einen jungen Hahn gelegt wären, der der einzige sey, den er auf seinem Hofe habe, auf dem sich auch einige Hühner befänden. Er war so überzeugt von dieser Geschichte, daß er es mir ausdrücklich versicherte, daß, wenn ich einige von diesen Eyern ausbrüten ließe, alsdenn aus jedem von ihnen eine Schlange auskommen würde; und um mich von dem zu überzeugen, was er mir vorbrachte, sagte er mir, daß ich nur eines von diesen Eyern öfnen dürfte, daß ich es ohne Gelbes finden würde, und daß ich in Ermangelung des Gelben, zwar im Kleinen aber doch sehr deutlich, die Gestalt einer Schlange sehen würde. Ich eröfnete eines von diesen Eyern, fähret der Herr de la Peyronie fort, in Gegenwart des Herrn Bonn, ersten Präsidenten der Kammer des Comptes, Aydes & Finances und verschiedener anderer Personen. Wir waren alle gleich bestürzt, wie wir sahen, daß dies Ey

wirk-

wirklich kein Gelbes hatte, und entdeckten, daß sich in Ermangelung des Gelben ein Körper darin befand, der einer kleinen gekrümmten Schlange ziemlich gleich sah. Ich brachte solches leicht auseinander, nachdem ich die Substanz in Weingeist gelegt hatte. Ich öfnete nachher noch einige andere, die ich im Ganzen dem ersten gleich fand. Der einzige Unterschied, der sich darin fand, bestund blos darin, daß sich die angebliche Schlange nicht in allen gleich gut ausgedruckt war. Ich habe einige darunter gefunden, in denen sich ein gelber Flecken befand, der rund war, eine Linie im Durchmesser hatte, ohne Dicke und über dem Häutgen gelegen, welches sich unter der Schaale befindet. Dieser Fleck stund mit dem stumpfen Ende des Eyes in Verbindung. Der Unterschied dieser Eyer von andern gemeinen Eyern, brachte den Herrn de la Peyronie zu der Neugierde, dieser Materie tiefer nachzuforschen. Weil er sehr überzeugt war, daß, wenn die Eyer von einem Hahne gelegt seyn sollten, derselbe alsdenn von einem besondern innern Bau seyn, und daß außer den beyden Testikuln und den zwey Ruthen, er auch noch einen Eyerstock und eine Muttertrompete (Trompe) haben müsse, welches ihn also zum Zwitter gemacht haben würde. Er öfnete zu dem Ende den jungen Hahn, von dem man behauptete, daß er die kleinen Eyer gelegt habe, und durch die Zergliederung, die er in Gegenwart des Herrn Bonn, des Herrn Grafen Masigli und des Herrn Chirac davon machte, fand er bey demselben zwey starke Testikuln, die sehr gut eingerichteten Saamengefäßen den Ursprung gaben, und die sich jedes an seiner Seite durch eine kleine Ruthe in dem Kloak endigten. Der Hahn schien folglich von ganz guten Kräften zu seyn, aber unfähig zum Legen, weil es ihm an dem dazu gehörigen Werkzeuge mangelte. Der Herr de la Peyronie unterließ es indeß doch nicht, einige von diesen Eyern zum Brüten unterzulegen, er öffnete die-

dieselben, nachdem sie einen Monat unter der Henne gelegen hatten, und er fand gar keine Veränderung darin, blos, daß das Weiße etwas mehr getheilt und flüßiger geworden war, wie gewöhnlich. Der Bauer, der keinen Hahn mehr hatte, wunderte sich sehr darüber, wie er dennoch fortfuhr noch allezeit Eyer zu finden, die denen gleich waren, die er vorher gefunden hatte. Da wurde er denn aufmerksamer darauf, um es zu endecken, woher sie kämen. Er versicherte sich, daß sie von einer Henne gelegt würden. Diese Henne brachte er dem Herrn de la Peyronie.

Ich entdeckte, sagt der Herr de la Peyronie, die ganze Zeit, daß ich sie bewahrete, daß sie ungefähr wie ein heiserer Hahn krähete, daß sie aber mit vieler Heftigkeit sprung; daß sie durch den Kloak eine sehr aus einander laufende gelbe Materie von sich gab, die dem Gelben vom Eye glich, wenn es aufs Wasser gegossen wird, und daß sie kleine Eyer legte, die denenjenigen glichen, die ich eröffnet hatte. Ueberzeugt von diesen Umständen, fähret der Gelehrte fort, suchte ich die Ursach davon in den Eingeweyden der Henne, und ich entdeckte eine Blase, die einer Faust dick war, die voll ganz klaren Wassers, und die durch die oberste Wurzel ihrer Oefnung an dem Bande hieng, die die Bedeckung des Eyerganges mit dem Eyerstocke verbindet, und mit der untersten Wurzel an dem Mittelpunkte des Gekröses des Eyerganges, und das schränkte die zwey Theile des Eyerganges ungemein ein, die dieser Anhang umgab. Ihre Einschränkung, die durch diese besondere Wassersucht verursacht wurde, war so groß, daß ihre Hölung, die mit Gewalt aufgeblasen wurde, nicht mehr, als ungefähr fünf Linien im Durchmesser hatte. Folglich schien dieses ordentliche Ey, welches, so wie es in die Muttertrompete fällt, und nicht dadurch kommen konnte ohne sie zu zer-

sprengen, oder ohne den Bauch der Henne selbst zu zersprengen, voll von einer gelben Feuchtigkeit, in welcher kleine, verdickte Körperchen schwamen, die dem Gelben vom hartgekochten Eye glichen, und das bildete wieder eine andere Art einer seltsamen Wassersucht. Wenn ein Ey, durch den Pavillon umgeben, sich von dem Eyerstocke losgemacht hatte, und in den Eyergang eingegangen war, so ging es, obgleich mit vieler Mühe dadurch, bis über die erste Pressung, und konnte durchaus nicht bis über die zweyte durchkommen, erstlich, weil sie stärker war als die erste, zweytens, weil das Weiße vom Ey dasselbe vergrößert hatte, weil ihm die Feuchtigkeiten durch die Häute des Kanals geliefert waren, den es durchwandert hatte. Das Ey, welches sich in die beyden Pressungen eingelassen hatte, reizte die Häute des Kanals, der es nicht zurücktreiben konnte, verdoppelte seine Zusammenziehungen, und zwang das Huhn große Bewegungen zu machen, und heftige Bemühungen anzuwenden, die es durch ein Geschrey ausdrückte, welches dem Krähen eines heiseren Hahnes glich. Diese Bemühungen drückten die Blase voll Wasser, und diese lehnte sich wider die Anhänge; und in dem Zusammenfluß dieser verschiedenen Kräfte, mußte das Ey, dessen Häute noch sehr dünne waren, und welches noch wenig Weißes und gar keine Schaale hatte, bersten; das Gelbe verlohr sich bald in den Schmeerbauch, bald in den Kloak, so wie das Bersten nach der einen oder andern Seite hin vor sich gegangen war. Der Körper des Eyes, der durch den großen Verlust des Gelben kleiner geworden war, stieg der Pressung ungeachtet herab, und sezte seinen Weg fort.

Es ist nach dem Herrn de la Peyronie zu bemerken, daß der Schwamm des Weißen, der das Gelbe umgiebt, ob er gleich an dem Orte, wo das Gelbe durchgieng, durchbrochen war, dennoch nicht aufhörete sich zu

füllen, und dadurch eine Spannung zeigte, von der man geglaubt hatte, daß sie ihm zu seinem Wachsthum nöthig sey; demohnerachtet vergrößerte die Feuchtigkeit des Weißen, die durch die Häute des Eyerganges allezeit geliefert wurde, den Schwamm beständig. So wie sich derselbe vermehrete, drückte er die übriggebliebenen fliessenden Säfte des Gelben heraus, welches wegen seiner Oefnung nicht widerstehen konnte, und welches fast allezeit gänzlich herausgieng; es ließ bisweilen in einem der Winkel des Eyes Löcher in der Gestalt eines gelben Flecken zurück, es konnte auch geschehen, daß ein kleiner Theil von dem gesammleten Gelben zurückblieb, ob man gleich niemals entdeckt hat, daß sich an einem Orte etwas davon gefunden habe.

Während daß das Gelbe sich allmählig ausleeret, so ordneten sich die chalazae verschiedentlich, nachdem der Ort des Bruches vom Eye beschaffen war; wenn derselbe sich an der Seite des einen chalazae befand, so wähleten die Zellichen in der Gegend des entgegen gesetzten chalazae den andern, der sich an den stumpfen Winkel des Eyes leimete, wo er weniger Widerstand fand, und deshalb findet man ihn oft zu verschiedenenmalen an diesen Ort geleimet, und auch wohl zugleich mit dem gelben Flecken. Geschah aber die Oefnung an einem Orte des Gelben, der gleich weit von den beyden chalazis entfernet war, so arbeiteten sie gemeinschaftlich um das Gelbe zu vertreiben, und vereinigten sich nachher in dem Mittelpunkte des Eyes durch die Zusammendrückung der Haut des Gelben, an dessen Ende sie stark angeheftet sind, wodurch sich denn eine viel gekrümmtere Schlange zeiget, als wenn nur eine chalaza da wäre, nachdem das Gelbe gänzlich ausgeleeret war, und darauf demselben das Flüßigste von dem Weißen gefolgt war, seine Oefnung durch das klebrichte Wesen des Weißen, welches in den

schwammigten Körper, wohl genarbt war, wie auch durch die fettigen Materien, mit denen das Inwendige des Eyerganges bestrichen ist, und endlich durch die Materie des kleinen Häutchens, welches sich unten an diesem Gange bricht. Der Herr de la Peyronie hat von dieser Feuchtigkeit gesammlet, und nachdem er sie einer mäßigen Luft ausgestellet, hat sich das Wesen des Endhäutgens daraus gebildet; nach seiner Meynung ist es wahrscheinlich, daß ein Theil des Weißen mit dem Gelben zugleich weggehe, weil sich in jedem kleinen Eye nur ungefähr ein Drittel von demjenigen befindet, was in einem ordentlichen Eye enthalten ist. Er hat sogar bisweilen die Oeffnung der Haut, durch welche das Gelbe fortgegangen war, so genau an der coque angeklebt gefunden, die damit im Zusammenhange war, daß man sie nicht hätte davon reissen können, und das trug sich sonst in dem ganzen Umfange nicht zu.

Die Aufzeichnung des Herrn de la Peyronie ist so genugthuend, daß man nichts mehr dazu fügen kann; alles vereiniget sich darinn, um die Falschheit der gemeinen Meynung, bey Gelegenheit der angeblichen Hahneneyer zu beweisen, und doch erhält sich diese Meynung beständig, und wird sich solche wahrscheinlicher Weise noch lange erhalten. Die Herrn Salerne und Arnault de Nobleville erzählen in ihrer medicinischen Materie, daß sie einem kraftvollen Hahne von großer Schönheit unbarmherzig die Kehle abgeschnitten hätten, weil man ihn in dem Verdacht gehabt habe, vier oder fünf Eyer gelegt zu haben, die man nicht ermangelt haben würde alsbald mit Abscheu zu zerbrechen; diese beyden Aerzte öffneten ihn, und sie haben bey ihm zwey große Testikuln mit ihrem Zubehör und alle Gefäße vollkommen eingerichtet gefunden, so wie sie solches vorher vermuthet hatten.

Weil die Eyer von einem großen Nutzen für unsere Nahrung sind, und man sie nicht allezeit leicht haben kann, so hat man ein Mittel erfunden, sie von einer Zeit zur andern zu erhalten. Die besten zu erhalten sind die vom Oktober. Man nimmt zu dem Ende Kleyen und Asche und legt die Eyer darein. Man kann sie auch in einen Haufen Korn, Haber oder Hirse legen, oder auch blos in einen hölzernen Kasten, den man des Sommers an einen kalten und des Winters an einen warmen Ort setzet.

Die gewöhnliche Art der Landleute, um die Eyer frisch zu erhalten, bestehet darinn, daß man sie in einen irdenen Topf oder ander Gefäß legt, und so viel Wasser darauf gießet, daß es darüber herstehe, und daß man dieses alle Tage, wenigstens alle zwey Tage erneuert; man lässet sie auch wohl auf die gewöhnliche Art kochen, um als weich gesottene Eyer gegessen zu werden, und so bewahret man sie, will man sie alsdenn essen, so lässet man sie blos in Wasser aufwärmen; sie behalten ihre ganze Milch eben so vollkommen, und bleiben eben so frisch, als wenn sie erst neuerlich gelegt wären. Nach der Meynung anderer Personen, lässet man die Eyer halb gar kochen, darauf legt man sie in frisches Wasser, und lässet sie kalt werden; darauf legt man in ein Tönnchen erst eine Lage Salz und denn eine Lage von diesen Eyern, und so eins ums andere fort, nimmt sich aber in Acht sie nicht zu zerbrechen; und wenn man sie essen will, so legt man sie in siedend Wasser, welches vom Feuer abgenommen ist; man kann sie auch ohne sie zu kochen, Schichtenweise in ein Tönnchen in gut gesiebte Asche legen; zerbricht in diesem Falle eines davon, so wird die Oefnung durch die Asche alsobald zugestopft, und dadurch wird es verhindert, daß die übrigen nicht mit verderben können. Andere machen erst eine Lage Salz, denn eine Schicht von Eyern, denn

wie-

wieder eine Schicht von Salz, darauf wieder von Eyern, und so eins ums andere, ohne daß die Eyer im geringsten gekocht seyn; man räth auch noch, die Eyer während des Winters in Rockenstroh und des Sommers in Kleyen zu legen, so wie wir solches bereits angemerket haben; jedoch ist es auch nicht weniger wahr, wenn man versichert, daß das Verderben der Eyer durch das Stroh nicht verhindert werde, die Erfahrung zeigt es vielmehr, daß sie sich darinn erhitzen, und wenn es auch kalt ist. Gewisse Personen haben die Gewohnheit, die Eyer mit Wasser naß zu machen, und sodann mit gestoßenem Salze zu bedecken, und das kommt auf eines von denen Mitteln heraus, die der Herr von Reaumür vorgeschlagen hat; noch andere lassen sie drey oder vier Stunden in laulichtem Salzwasser, ehe sie dieselben in das Stroh oder die Kleyen legen.

Es ist ausgemacht, daß es genug sey, um die Eyer lange Zeit zu erhalten, und sie allezeit so frisch zu bewahren, als wenn sie eben erst gelegt wären, daß man ihnen ihre Ausdünstung verstopfe, und sie aller Gemeinschaft mit der äußern Luft beraube; dazu kann man durch das Mittel eines Ueberzuges von Firniß leicht gelangen, oder man kann sie auch nur schlechtweg mit einer fettigen Materie, als Oel, Butter, Talg, Speck oder dergleichen bestreichen, und zwar an demselben Tage, wenn sie gelegt sind; oder man macht auch einen Topf von frischgelegten Eyern voll, und gießet geschmolzenes Hammelfett dergestalt darüber, daß alle zwischen den Eyern befindliche Lücken bis oben an den Topf damit ausgefüllet werden; doch muß man sich in Acht nehmen, daß dieses Fett nicht so warm sey, daß die Eyer darin kochen können; man bewahret sie auf die Art zwey Jahr und auch noch länger. Der Herr von Reaumur hat in seinem Werke l'art de faire eclorre de Poulets merkwürdige Beobachtungen

gen in Ansehung der nicht befruchteten Eyer gemacht, die auch ohne Bestreichung lange Zeit frisch bleiben, und wenn man sich einer Bestreichung bedienen will, so kann man solches mit Harz und Terpentin durch einander gekocht verrichten.

Unter den Erfahrungen des Herrn Pringle sur les substances anti-septiques, zeiget er in der siebenzehnten, daß die verdorbenen Eyer in ihren ersten Stand von Güte und Gesundheit zurück gebracht werden können, wenn man sie in einem starken Einsatze von Kamillenblumen gähren lässet.

Es giebt verschiedene Zeichen, woran man erkennen kann, ob die Eyer frisch sind. Man nähert sie dem Feuer, und wenn sie alsdenn eine kleine Feuchtigkeit von sich geben, so ist solches ein Zeichen, daß sie es sind. Man kann solches auch erkennen, wenn man sie gegen das Licht hält, die Hand queer auf die Spitze legt, die in die Höhe gerichtet ist, und sie alsdenn durchsichtig scheinen. Je voller das Ey alsdenn scheinet, desto frischer ist es; die besten Eyer sind diejenigen, die eine klare und dünne Schaale, eine ganz längliche Form und die Enden fast zugespitzet haben; indem man sie so gegen das Licht betrachtet, so muß das Weiße helle seyn, und das Gelbe der Regel nach in der Mitte fließen.

In Westindien, bey den Malagen, hat man das Geheimniß die Eyer zu salzen, ohne die Schaale zu zerbrechen, indem man sie hart kochen lässet: das macht sie sehr schmackhaft, erhält sie lange Zeit, und macht sie bequem um auf der Reise mitgenommen zu werden. Dies Geheimniß besteht darinn, daß man sie mit einem Teige, der von Leimen gemeiner Asche und Meersalz zusammen gesetzt ist, bestreichet, sie alsdenn in einen Backofen oder

in glühende Kohlen legt, und sie so lange darinn lässet, als Zeit dazu erfordert wird, um sie zu kochen. Durch diese Zubereitung werden sie so dauerhaft, daß die europäischen Schiffe einen Vorrath davon mit auf ihre Reisen nehmen.

Jedermann weis es, daß unter allen Nahrungsmitteln kein einziges befindlich sey, welches so allgemein ist, wie der Gebrauch der Eyer; in dem einen oder dem andern Stande, sowohl der Krankheit als der Gesundheit sind sie gleich gut; man bereitet sie auf vielerley Art, und man richtet verschiedene Gerichte davon zu, die jedoch nicht alle der Gesundheit gleich zuträglich sind.

Die Eyer, die ganz frisch und in Wasser dergestalt gekocht werden, daß weder das Gelbe noch Weiße gar zu viel Festigkeit erhalten, sind am leichtesten zu verdauen, verursachen einen guten Milchsaft, und weil sie die scharfen Theile einschließen, die Reizungen veranlassen können, so besänftigen sie den Husten, und machen die Stimme heiter; sie sind über das dem Athemholen günstig, sie stellen die Lebensgeister wieder her, sie reinigen die Säfte, sie stärken; mit einem Worte, es giebt kein Nahrungsmittel, welches so geschickt als dieses sey, den größten Theil der Schwachen zur Speise zu dienen, als dieses, ohne den Magen zu beschweren.

Man bedienet sich der Eyer auch noch zur Nahrung für verschiedene Thiere, wenn sie noch jung sind. Man giebt das Gelbe vom Eye, wenn es am Feuer hart gemacht ist, den Kanarienvögeln, den jungen Schruten, den jungen Hühnern, den jungen Fasanen; und nichts ist besser die Kälber fett zu machen, als wenn man ihnen in der Zeit, daß man ihnen Milch giebt, zugleich große

von

von Gerstenmehl und Eyern zubereitete Kugeln mit zu verschlucken giebt.

Was den Gebrauch der Eyer in der Arzney betrifft, so ist derselbe sehr ausgebreitet. Man gebrauchet ihre Schaale, ihr Gelbes, ihr Weißes, und die Haut die das Ey unter der Schaale bedecket. Die Eyerschaalen treiben durch den Urin, reinigen die Nieren, und machen, daß der angesetzte Sand weggeht. Nachdem man sie hat trocknen lassen, macht man sie auf dem Prophyrsteine zu Pulver und ganz fein. Die Dosis ist ein halbes Drachma, es sey in trockenen Abtheilungen, oder eines von den vornehmsten Stücken des Steinzermalmenden Arzneymittels der Mamsell **Stephens**, und des Mittels des Herrn **Rotrou** wider die Drüsengeschwulst am Halse oder den Kropf.

Das Weiße vom Ey ist erfrischend, anziehend und zusammenleimend. Besonders brauchet man es in den Augenarzneyen, wider die Röthe und Entzündung der Augen; man vermischet es mit der Lattwerge um die Wunden zusammen zu leimen; es kömmt auch in die Stirnbinden davon. Jedermann weis die Eigenschaft die es hat, den Syrup klar zu machen. **Hippokrates** ließ die, die das Fieber hatten, drey oder vier Weiße vom Ey nehmen, um sie zu erfrischen, und ihnen Ruhe zu schaffen.

Das Gelbe vom Eye ist schmerzlindernd, reifmachend, verdauend und abtreibend. Man brauchet es zu den zertheilenden Arzneyen und zu Klistiren wider die heftigen Koliken, den Stuhlzwang und die rothe Ruhr. Wenn man es mit etwas Salz vermischet, und in einer Nußschaale auf den Nabel der Kinder anbringt, so macht ihnen solches offenen Leib. Andere vermischen es,

gegen

gegen die Härte des Leibes der Kinder, mit etwas Ochsengalle, und gebrauchen es auf eben die Art. Das Gelbe vom frischen Eye, in warm Wasser geschlagen und mit etwas Frauenhaar Syrop, ist dasjenige, was man Hühnermilch (lait de Poule) nennet. Dies ist ein vortreffliches Mittel wider den Schnupfen und anhaltenden Husten. Man nimmt es drey oder vier Tage nach einander des Abends beym Schlafengehen. Die Apotheker bewahren in ihren Apotheken ein Oel, das sie aus dem Gelben vom Eye ziehen. Dieses Oel ist gut um die Haut zu erweichen, um die Blatternarben wegzubringen, für die Spaltungen der Brust und um die Schmerzen der güldenen Ader zu lindern.

Wenn die Haut, die das Ey unter der Schaale bedeckt, abgelöset wird, so ist sie auch ein urintreibendes Mittel. Man gebraucht sie von außen wider die abwechselnden Fieber. Beym Anfange des Angriffs umwindet man die Haut des kleinen Fingers damit. Sie verursacht daselbst einen großen Schmerz, bisweilen so gar einen gekünstelten Wurm, und der hat oft die Genesung zur Folge. Nach der Versicherung einiger Schriftsteller, hält man ein hartes Ey mit Roseneßig gegessen, für ein gutes Mittel wider den anhaltenden Durchlauf. Das Weiße vom Ey zu Schaum geschlagen, mit zwölf Unzen Hundszahnwasser (eau de chiendent) ist ein sehr gepriesenes Mittel wider die Gelbsucht, wenn man fortfährt des Morgens und Abends davon zu gebrauchen. Eben dies Weiße vom Eye, wenn es im Kochen hart geworden ist, liefert durch die Auspressung einen hellen Saft, der ein vortreffliches Augenmittel und wider die Wunden und Geschwüre der Augen sehr gut ist. Wenn man ein Ey hart kochen lässet, das Gelbe herausnimmt, die Hölung mit weißem Vitriol füllet, und alles in den Keller setzet, so zerfließet es in einen vortrefflichen Saft

für eben diese Krankheiten. Endlich, wenn man ein hartes Ey mit einer langen Nadel durchsticht, und es an einen kalten Ort legt, so wird ein weißer und heller Saft herauskommen, der ebenfalls sehr gut ist um die Haut zu erweichen, und um die Flecken aus dem Gesichte zu vertreiben, besonders wenn man einige Gran Kampher darinn zergehen lässet.

Erstlich, nehmet so viel Eyerschaalen als ihr wollt, waschet sie in verschiedenem Wasser recht rein, und nehmet die inwendige Haut davon, lasset sie nachher an der Sonne trocknen, und wenn sie vollkommen trocken seyn werden, so stoßet sie, und macht sie zu dem feinsten Pulver, indem ihr sie auf dem Prophyrsteine reibet. Dies ist die beste Zubereitung der Eyerschaalen.

Zweytens, nehmet Venetianischen Terpentin, der recht klar ist, eine Unze; von dem Eyerschaalenpulver eine halbe Unze, Rhabarber und Ambrakuchen von jedem zwey Drachmen; feinen Zucker zwo Unzen, macht alles zu Pulver, was pulverisirt seyn muß, und thut alles in einen marmornen Mörser mit einer hinreichenden Menge Oel von frischen süßen Mandeln, um daraus eine Arzney wider den Schleim in der Blase und den Urinsand zuzubereiten, die man des Morgens und Abends, in der Dose von einem oder anderthalb Drachma in Oblaten nimmt; und einige Zeit damit fortfähret.

Drittens, nehmet zubereitetes Pulver von Eyerschaalen, und Pulver von Schneckenhäusern ebenfalls zubereitet, von jedem funfzehn Gran: präparirte Krebsaugen zehn Gran, mischet alles zu einer Dose auf neun Tage des Morgens nüchtern, wider den Stein und das Zurückhalten des Urins zu nehmen, und ein Glas Wasser

ser nachzutrinken, welches entweder auf Harnkraut (turquette) oder Glaskraut (parietaire) gesetzt.

Viertens, nehmet Rosenwasser und Wegerich von jedem zwo Unzen, rühret es mit dem Weißen vom Eye stark durch, und fahret so lange damit fort, bis es gänzlich zergangen und zur Salbe geworden ist, so wird ein schmerzlinderndes und kühlendes Augenmittel daraus.

Fünftens, nehmet Eyeröl und Pappelöl (unguentum populeum) von jedem zwey Drachmen, mischet es zusammen um eine Salbe wider die geschwollne und schmerzende güldene Ader daraus zu machen.

Sechstens, nehmet Kleyen- und Wollenkraut (bouillon blanc) von jedem eine Handvoll, Leinsaamen, zwo Fingerspitzen voll, lasset alles in anderthalb Pfund gemeinem Wasser so lange kochen, bis nur der dritte Theil davon übrig bleibt; wenn das Wasser durchgeseihet ist, so wird solches ein schmerzlinderndes Klistier wider die Kolik, den Stuhlzwang und die rothe Ruhr.

Siebentens, nehmet klaren Terpentin und Vnguentum Basilicum, von jedem eine halbe Unze; Rosenhonig zwey Drachmen; Oel von Johanniskraut ein Drachma, und das Gelbe von einem Eye; mischet alles zusammen, so habt ihr ein verdauendes Mittel.

Achtens, nehmet sechs frische Eyer, zerbrechet sie mit den Schaalen in einer hinreichenden Menge Weinessig; zerschlaget alles, und lasset es einen Tag ruhen, damit die Schaalen Zeit haben sich aufzulösen; nehmet nachher die Haut, die sich darauf setzet, ab, und werfet selbiges als was Unnützes weg; setzet alles so lange über ein kleines Feuer, bis es ohngefähr die Dicke von Honig

kriegt; streichet einen Theil von dieser Vermischung über Werg von Hanf oder Flachs, zu einem zertheilenden Verbande, den man warm über ein Ueberbein legt, und bis zur Heilung damit fortfährt. Man muß aber vorher das Ueberbein gut reiben, um es warm zu machen und zu erweichen.

Neuntens, nehmet hellen und reinen Terpentin eine Unze; Borax zwey Drachmen, und das Gelbe von drey Eyern; mischet alles in einem marmornen Mörser und giesset anderthalb Pfund Böhnenblütwasser darüber; filtriret nachher das Nasse, und bewahret es zum nöthigen Gebrauch. Es ist dies eine der berühmtesten Schminken, um die Haut zu erweichen, die Gesichtsfarbe zu verschönern und die Sommerflecken zu vertreiben.

Auch in der Vieharzney macht man oft Gebrauch davon. Wir wollen hier einige Vorschriften aus der Materie der Vieharzney hersetzen, wo der Herr **Bourgelat** mit zum Gebrauche kommen lässet.

1) **Urintreibende und einschneidende Stücke.** (Bol diuretique & incisit): Nehmet geraspelte weiße Seife eine Unze, Aßelwurm, zu Pulver gemacht, pulverisirte Eyerschaalen von jedem ein Drachma, machet alles zu einem Boll mit einer hinreichenden Menge Wacholder Latwerge in Kleyen gerollet.

2) **Urintreibende Klistiere.** (Lavements diuretiques): Nehmet ein Abgekochtes von Pappelnkraut, Alternkraut, von jedem drey Pfund, die man mit Blumen von Kamillen und Steinklee vermischt; zerlasset zwo Unzen Terpentin darin, und nachdem die in zwey Gelben vom Ey aufgelöset sind, und nachdem zwo Unzen Schlehensalz hinzugefüget sind, so machet ein Klistier

stier daraus: nehmet Steinkleewürzel, weiße Lilien, von jedem zwo Unzen, Blätter von Steinklee, Pappelkraut, Tag und Nacht oder Sanct Peterskraut (parietaire) von jedem eine Handvoll, Leinsaamen eine Unze, lasset alles in fünf Pfund gemeinen Wassers kochen, bis es sich zu einem Drittel vermindert; lasset es ablaufen, zerlasset zwo Unzen Terpentin in dem Gelben von acht Eyern; mischet es in das Abgekochte, und füget drey Unzen Nußöl hinzu.

3) **Stärkende Brühe für die Pferde.** (Bouillie analeptique pour les chevaux) Nehmet von dem feinsten Weizenmehl zwey Pfund; das Gelbe von drey Eyern, eine hinreichende Menge laues Wasser, um alles wohl durchzukneten und einen Teig davon zu machen; zerschneidet diesen Teig, und lasset ihn in einer zureichenden Menge Wasser so lange kochen, bis er zu der Dicke einer Brühe oder einer flüßigen Brodsuppe gelanget, gebt dem Thiere von drey zu drey Stunden zwo oder drey Unzen davon. Diese Brühe ist eine von denen, die am mehresten Kräfte wiedergiebt.

4) **Kraftgebende Brodtsuppe.** (Panade analeptique.) Nehmet eine hinreichende Menge Weizenbrodt, lasset es in dem Ofen trocknen, macht es zu Pulver, lasset dasselbige Pulver in einer hinreichenden Menge Kuhmilch zergehen; lasset es eine halbe Stunde auf warmer Asche lau werden, thut alsdenn das Gelbe von vier Eyern dazu, und lasset es bis zum Aufsieden heiß werden, indem es beständig gerühret wird, und gebt es auf dieselbe Art wie die vorstehende Brühe.

5) **Ernährendes Klistier.** (Lavement nutritif) Nehmet den Kopf vom Hammel, das Gelbe von vier Eyern, eine hinreichende Menge Nußöl; lasset es in

fünf Pfund gemeinen Wasser kochen bis der Knochen ganz abgelöset ist, lässet es ablaufen und machet ein Klistier davon, oder nehmet auch fünf Pfund Kuhmilch, das Gelbe von vier Eyern, und lasset es zum Klistier kochen.

6) **Einschränkende Augenarzney** (Collyre restrictif). Nehmet den feuchten Saft von Quittensaamen, Flöhkraut mit Rosenwasser abgezogen, eine Unze, das Weiße vom Eye wohl geschlagen, zwo Unzen Wegerichswasser, zwölf Gran Kampher; vermischet es, und ihr habt eine Augenarzney; oder nehmet weißen Vitriol ein Drachma, Kampfer einen halben Skrupel, Violensaft einen Skrupel, das Weiße vom harten Eye, nachdem das Gelde herausgenommen ist; lasset alles in Wegerich-oder Rosenwasser einweichen in sechs Unzen, stoßet es bis zu einer gewissen Auflösung, und lasset es ablaufen, um ein Augenwasser zu haben.

7) **Anziehendes Gurgelwasser.** (Gargarisme astringent.) Nehmet distillirtes Sauerampfer-Wasser, das Weiße von einem Eye, Bergkrystall zwey Drachmen drey Unzen weißen Honig, schlaget es, vermischet es zusammen, und gebrauchet es.

8) **Anziehender Umschlag.** (Cataplasme astringent.) Nehmet eine hinreichende Menge von durchgekneteten Brodtkrumen, nehmet zulängliche Kuhmilch, oder sonst ein erweichendes Abgekochtes, füget zu jedem Pfunde von dem Kataplasme, so bald es genug abgekocht ist, das Weiße von einem Eye, und ein halb Drachma Safran zu einem schmerzlindernden Verbande; oder nehmet auch zwey Hände voll geknetete Brodtkrumen, lasset solches in drey Pfund Abgekochten von Hollunder kochen, füget zwo Unzen getrocknete und pulverisirte Krausemünze hinzu, eine halbe Unze Safran, eine Unze

Ho-

Honig, das Gelbe von zwey Eyern, vermenget es, und machet einen Umschlag davon.

9) Billot anodin. Nehmet Violensyrop vier Unzen, das Gelbe von sechs Eyern, fünf Unzen Rosenwasser, vermischet es, und bildet und versehet einen Billot damit.

10) **Auflösende und stärkende Umschläge.** (Cataplasmes resolutifs et fortifiants) nehmet geknetete Brodtkrumen, sechs Handvoll Rosenkuchen, lasset es in zwey Pfund Weinhefen kochen; thut drey Unzen Terpentin und das Weiße von vier Eyern dazu, vermischet es, um einen auflösenden und stärkenden Umschlag zu haben; oder nehmet auch zwey Pfund Ofenruß, Terpentin, Honig, fettes Harz, von jedem ein halb Pfund, lasset alles in einem Topfe schmelzen, thut anderthalb Pfund Weineßig dazu, das Gelbe von sechs Eyern, und vermischet es zu einem auflösenden stärkenden Umschlage.

11) **Verdauende Salben.** (Onguents digestifs). Nehmet vier Unzen venetianischen Terpentin, das Gelbe von zwey Eyern, Rosenöl, oder Oel von Johanniskraut so viel als genug ist, lasset den Terpentin in dem Gelben vom Eye zergehen, rühret es alles so lange, bis es vollkommen vermischt ist; oder nehmet das Gelbe von vier Eyern; oder nehmet vier Unzen brume d'arcus, zwo Unzen Oel von Johanniskraut; vermischet es über einem geringen Feuer zu einer Salbe, zu der ihr nach Anleitung der Umstände auch noch Salbe von Storax, oder eine Reinigung von Eppich, oder Egyptiac, oder Balsam de fioraventi, oder Elixir de proprieté, eine Unze schwer, nehmen könnet.

Auch zu den Künsten können die Eyer gebraucht werden; man bedient sich ihrer, um die Flecken aus den Kleidern zu machen; man nimmt zu dem Ende das Gelbe vom Eye; man bestreichet den Fleck damit; man legt alsdenn eine Serviette oder ein anders leinenes Tuch darüber her, und nimmt alsdenn Wasser in die Hand, welches so heiß gemacht seyn muß, wie man es leiden kann; man lässet solches in die Leinewand und das ganze Zeug stark einziehen; man reibet alsdenn tüchtig einen Augenblick durch, und wiederholet solches zwey oder dreymal, indem man jedesmal von neuem Wasser nimmt; der Fleck wird alsdenn von dem Gelben vom Eye weggenommen, und dieses durch das Tuch angezogen seyn; man wäschet alsdenn den Ort, wo der Fleck gesessen hat, mit klarem Wasser aus, und lässet ihn im Schatten trocknen; auf die Art wird nichts mehr zu sehen seyn, der Fleck mag herrühren, wo er will, von Oel, von Fett, von Wagenschmier, alles wird sich sogleich verlieren.

Um die Flecken auszumachen, nimmt man auch ein Pfund weiße venetianische Seife, das Gelbe von sechs Eyern, und einen halben Löffel voll gestoßenes Salz; man macht dies alles mit so viel Birnsaft, als dazu genug ist, durcheinander; man macht kleine Brödtgens davon, die man im Schatten trocknen lässet, und um sich derselben zu bedienen, macht man das befleckte Tuch mit klarem Wasser naß, nachher reibt man es von beyden Seiten mit dieser Seife, und wenn man es darauf wäschet, so wird der Fleck weggehen.

Man bedient sich der Eyer, um eine tragbare oder Reisedinte zu machen, und um die zu verfertigen, lässet man das Gelbe vom Eye auf ein halb Pfund Honig fallen; man schlägt es mit einem platten Stocke lange durch, nachher streuet man die Materie von arabischen Gummi

klein

klein zu Pulver gemacht, drey Drachmen darüber; man rühret alles drey Tage lang oft durch, und braucht dazu einen Stock von Nußbaumen Holz; man mischet guten Kiehnruß darein, und fähret so lange damit fort, bis die Materie wie ein Teig wird, und denn lässet man es an der Sonne trocknen. Wenn man davon gebrauchen will, so muß man sie mit Wasser einweichen, oder mit einer Lauge von Asche, von Weinreben, Nußbaumen- oder Eichenholz, oder auch von Pfirsichkern.

Das Weiße vom Eye ist sehr nützlich, um zerbrochenes Porzellain wieder gut zu machen; man lässet Oesterschaalen kalciniren, und macht sie zu feinem Pulver, welches durch ein seidenes Sieb getrieben, oder auf Marmor so lange gerieben ist, bis es nicht feiner werden kann; man nimmt das Weiße von einem oder zweyen Eyern, nachdem man viel Pulver nöthig oder viel Werk zu machen hat; man macht davon mit dem Pulver einen Teig oder Leim, und man schmieret die beyden entgegengesetzten Ecken damit, die man wieder zusammen haben will, und nachdem man die Stücken des zerbrochenen Porcellains wieder in einander gesetzt hat, wie sie seyn müssen, so hält man sie einige Minuten lang fest aneinander gedrückt.

Man nimmt auch, um die zerbrochenen Gefäße und selbst Quadersteine wieder gut zu machen, so viel Eyweiß als man will, und schlägt es stark durch einander; man fügt alsdenn Tonnenkäse und ungelöschten Kalk hinzu, und arbeitet es gut durcheinander; dieser Kitt ist zu allem gut, und selbst zu Gläsern, und hält gegen Wasser und Feuer.

Die Eyerschaalen werden auch gebraucht, um Figuren und Gefäße zu machen; die Buchbinder bedienen sich des Weißen, um die Umschläge von Büchern damit zu

 po-

poliren; man nimmt sie auch zu verschiedenen Firnissen und Kitten. Wir werden uns über diese Gegenstände nicht weiter ausbreiten; der Abschnitt von den Eyern findet sich bereits gar zu lang; weil aber das Ey so gebräuchlich und gemein ist, so haben wir es für unsere Schuldigkeit gehalten, einige von dessen Nutzbarkeiten anzuführen.

Sechster Abschnitt.

Von jungen Hühnern, und von der Art sie aufzuziehen.

Nachdem wir in dem vorhergehenden Abschnitte vom Eye geredet haben, so kommt es gegenwärtig darauf an, die Art zu erklären, wie das junge Huhn sich durch dasselbe entwickelt. Wenn das Ey, durch die Vermischung des Hahnes mit der Henne einmal fruchtbar gemacht ist, so findet sich der erste Ansatz und Grundstrich des jungen Huhns, in dem kleinen linsenförmigen Bläsgen, welches sich in dem Eye befindet, so fort gebildet; um es aber zu entwickeln, muß es zuförderst ausgebrütet werden. Der Schöpfer hat der Henne deshalb den Trieb zum Brüten eingegeben, so bald sie diejenige Anzahl Eyer gelegt hat, die ihr zum Ausbrüten nöthig ist. Man sehe ungefähr die Ordnung, in welcher sich diese Entwickelung zuträgt. Das Ey hat noch keine fünf oder sechs Stunden unter der Henne gelegen, so bemerkt man schon sehr deutlich den an den Rückgrad gehefteten Kopf des jungen Huhnes, so wie er in dem Nassen schwimmt, mit dem die Blase angefüllt ist, die sich in dem Mittelpunkte des Hahnentritts befindet; und am Ende des ersten Tages siehet man schon, daß der Kopf größer wird, und sich oben umkrümmet.

Den

Den zweyten Tag, bemerket man die ersten Entwürfe zu den Gelenken, die wie kleine Kügelchen sind, die sich an beyden Seiten der Mitte des Rückgrades vertheilt haben. Man entdeckt auch den Ansatz der Flügel, und die Nabeladern, deren Farbe unkenntlich ist. Der Hals und die Brust setzen sich in Ordnung; der Kopf wird immer größer; man bemerkt die ersten Züge der Augen an demselben und drey Bläsgen, die eben so umgeben sind wie der Rückgrad und die durchsichtigen Häutchen. Das Leben der Frucht entdeckt sich alsdenn viel mehr, das Herz schlägt, und das Blut fängt an umzulaufen.

Den dritten Tag ist alles viel deutlicher zu unterscheiden, und zwar, weil alles viel größer geworden ist. Am seltsamsten ist es dabey, wenn man alsdenn siehet, daß das Herz aus der Brust heraushängt und dreymal nach der Reihe schlägt, einmal, um das Blut, welches sich in den Adern aufhält, durch das Herzohr (Oreillette) aufzunehmen; das zweytemal, um solches in die Pulsadern zurück zu schicken, und das drittemal, um es in die Nabeladern zu treiben. Diese Bewegung dauret sogar noch vier und zwanzig Stunden fort, nachdem sich der erste Ansatz des Küchleins bereits von dem Weißen des Eyes getrennet hat. Man bemerkt auch Adern und Hauptadern über den kleinen Bläschen des Gehirns. Die Grundlagen des Marks des Rückgrades fangen an, sich in die Länge der Gelenke hin auszudehnen. Kurz, man siehet den ganzen Körper der Frucht gleichsam in einem Theil der ihn umgebenden Feuchtigkeit eingewickelt, der mehr Festigkeit erlangt hat, als das Uebrige.

Den vierten Tag befinden sich die Augen schon viel vollkommener; man kann den Augapfel, die krystallinische Feuchtigkeit (cristallin) und die glasförmige Feuch-

tigkeit (humeur vitrée) deutlich darinn unterscheiden. Man findet unter andern in dem Kopfe fünf Bläschen voller Feuchtigkeit, die, indem sie sich die folgenden Tage eines dem andern nähern, endlich das Gehirn zusammensetzen, welches mit allen seinen Häutchen umgeben ist. Die Flügel wachsen, die Keulen fangen an zu erscheinen, und der Körper Fleisch anzunehmen.

Den fünften Tag bedecket sich der Körper gänzlich mit einem Fleische, welches so weich wie Salbe ist; das Herz wird durch eine sehr dünne Haut angezogen; diese Haut dehnet sich bis über den Raum der Brust aus, und man siehet die Nabeladern aus dem Unterleibe hervorkommen.

Den sechsten Tag fähret der Kern des Rückgrades fort, nachdem er sich in zwey Theile getheilet hat, sich in die Länge des Rumpfes weiter zu treiben; die Leber legt die weißliche Gestalt ab, die sie bisher gehabt hatte, und verändert sich in eine dunkele Farbe; das Herz schlägt in seinen beyden Kammern; der Körper des Küchleins ist mit Haut bedeckt, und aus dieser Haut fangen die Federn schon an hervor zu keimen.

Den siebenten Tag unterscheidet man sehr leicht den Schnabel; das Gehirn, die Flügel, die Keulen und die Füße haben ihre vollkommene Gestalt erlangt, die Herzkammern erscheinen als zwey aneinanderhangende Blasen, und die durch ihre äußern Theile mit den Herzohren vereinigt sind; man bemerkt zwo aufeinander folgende Bewegungen sowohl in den Herzkammern, als in den Herzohren, und die sind wie zwey abgesonderte Herzen.

Am Ende des neunten Tages kommt die Lunge zum Vorschein. Ihre Farbe ist alsdenn weißlich. Den

zehnten Tag erhalten die Muskeln der Flügel ihre gänzliche Gestalt, die Federn fahren fort herauszutreiben, und den eilften Tag fügen sich die Hauptadern an das Herz, von dem sie bisher entfernt waren, und dieses Werkzeug findet sich alsdenn vollkommen gestaltet und in zwo Herzkammern vereiniget. Die folgenden Tage entwickeln sich die Theile immer mehr und mehr, bis endlich das Küchlein seine Schaale zerbricht: das geschiehet gemeiniglich den ein und zwanzigsten Tag, bisweilen den achtzehnten, und zu einigen malen auch wohl den siebenzehnten.

So ist die Wirkung der Brütung, die durch die Henne ausgerichtet wird; so ist der Gang der Erscheinungen, die die Entwickelung des Küchleins begleiten, und die für einen sorgfältigen Beobachter ein so merkwürdiges Schauspiel darbieten. Die Lage des kleinen linsenförmigen Häutgens, worinn sich das Küchlein erst bildet, ist jedoch dasjenige Stück, welches besonders würdig ist bewundert zu werden. Dieser kleine runde Fleck, der auf der Hülle des Gelben liegt, findet sich allezeit fast in dem Mittelpunkte des Eyes, und gegen die Höhe nach der Seite der Mutter zu gelagert, um von der diejenige Wärme zu empfangen, die sie nöthig hat. So wie der brennende Tacht einer Matrosenlampe sich durch die Beweglichkeit der Zapfen in der Lampe beständig in die Höhe hält, und die Schwere des Oelgefäßes allezeit das Unterste gewinnet, das Schiff mag sich bewegen wie es will.

Daraus siehet man die Ursach, warum das Küchlein niemals gewendet ist, wenn man das Ey bewegt oder umdrehet. Das Gelbe findet sich durch zwey Bänder angehalten, die man allezeit an der Oefnung des Eyes antrifft, und die sich von beyden Seiten an die gemeine Haut heften, die an der Schaale angeklebt ist. Wenn man eine Linie von einem Bande zum andern zöge: so

würde sie nicht gerade durch die Mitte des Gelben gehen, sondern über den Mittelpunkt her, und würde das Gelbe in zwey ungleiche Theile durchschneiden, so, daß der geringste Theil des Gelben, in den das Samenkorn gelegt ist, nothwendig gegen den Mittelpunkt des Vogels erhoben bleibt, der das Ey bedecket, und daß der andere Theil, der viel stärker und schwerer ist, sich, so viel die Bänder es erlauben, allezeit unten hin drehet. Wenn das Ey von der Stelle gerücket wird, so leidet das darinn verborgene Kleine darunter nicht, sondern es mag sich damit zutragen was da will, so genießet es allezeit diejenige Wärme, die alle Thätigkeit bey ihm wirket, und die nach und nach die Entwickelung aller seiner Theile zur Vollkommenheit bringt. Indem es nicht mehr in die Tiefe gleiten kann, so ernähret es sich anfänglich mit Bequemlichkeit, durch das flüßige und zarte Weiße, welches ihm in der Nähe ist, und leicht von ihm erreicht werden kann; nachher zieht es sein Leben und seinen Wachsthum aus dem Gelben, welches eine viel stärkere Nahrung enthält. Wenn sein Schnabel hart geworden ist, und ihm sein Gefängniß anfängt lästig zu werden, so giebt es sich Mühe die Schaale zu zerbrechen, und es zerbricht sie auch wirklich. Das Küchlein kommt heraus, wenn es den Bauch noch voll von dem Gelben hat, welches ihm noch auf einige Zeit zur Nahrung dienet, bis es sich auf seinen Füßgen so viel halten kann, daß es ihm möglich wird, selbst herum zu gehen, und seine Nahrung zu suchen, oder bis der Vater und Mutter kommen, ihm dergleichen zu bringen.

Die brütende Henne, sagt der Herr von **Reaumür**, bedienet sich alsdenn ihres Schnabels blos, um die Eyer umzuwenden, sie ihren Platz verändern zu lassen, und die Stückchen von der Schaale los zu werden, aus der das Küchlein gekrochen ist; das Küchlein aber hat allein

die Last des ganzen Werks auf sich, welches angewandt werden muß, damit es in Freyheit gesetzt werden könne; ein Werk, von dem man glauben sollte, daß es weit über seine Kräfte sey, wenn man nicht durch tägliche Beobachtungen überzeugt würde, was es für Kräfte habe, und wie es dieselben anzuwenden wisse, wenn es durch seinen gegenwärtigen Zustand von dem Bedürfniß überzeugt wird, geboren zu werden, und den Genuß eines thätigen Lebens anzufangen, welches von der vollkommenen Ruhe weit unterschieden ist, die es bisher genossen hat. Nach der Lage, in welcher sich seine äußern Theile befinden, sollte man urtheilen, daß es ihm nicht möglich sey, die sich ihm entgegen setzen, um ihm den Ausgang aus einer Wohnung zu verhindern, die ihm nunmehro zum Gefängniß geworden ist. Es ist alsdenn fast in der Form einer Kugel zusammengewickelt. Sein Hals, indem er sich krümmet, fällt von der Seite des Bauchs herab, an dessen Mitte sich der Kopf gelegt befindet. Der Schnabel befindet sich unter einen von den Flügeln gelegt, auf eben die Art, wie bey einem Vogel, welcher schläft, und dies ist beständig der rechte Flügel. Die Füße sind unter den Bauch zurückgebogen, ungefähr auf eben die Art, wie man sie den jungen Hühnern und Tauben bisweilen zurückbindet, die man an den Spies stecken will; die Flügel, die alsdenn hinten hin gewendet sind, berühren fast den ganzen Kopf mit ihrer auswärts gebogenen Fläche. Der Vordertheil des Küchleins befindet sich gemeiniglich an dem breiten Ende des Eyes, wo beständig die erste Ausleerung geschiehet. Es ist in dieser Lage enthalten, die denen Bewegungen so wenig vortheilhaft ist, von denen es scheinet, daß es dieselben nothwendig machen müsse, um durch eine dicke und starke Haut zu kommen. Und dennoch geschiehet es, ohne diese Lage zu verändern, daß es dasjenige ausführen, was ihm am schweresten seyn muß, daß es seine Schaale

zer-

zerbricht, und daß es die feste Haut zerreißet, die seinen Bemühungen bisweilen eben so stark widersteht, als eine wirklich harte aber mürbe gewordene Schaale; die Schaale ist ihm eine Art von Mauer, die es durchbrechen und abreißen muß. Der Schnabel ist das Werkzeug, womit diese Mauer durchgehackt werden muß, und mit der Spitze dieses Schnabels thut das Küchlein wiederholte Schläge darauf, die bisweilen so stark sind, daß man sie hören kann, und man würde sie auch sehen können, wenn man eben die Augenblicke zu treffen wüßte, da sie geschehen. Und dennoch höret der Kopf nicht auf, sich unter dem Flügel verborgen zu halten. Wir haben zu wenig gesagt, wenn wir diese Lage des Kopfs mit derjenigen vergleichen, die man bey einem schlafenden Geflügel antrifft; denn bey dem Küchlein im Eye steckt er noch tiefer darunter. Der Schnabel steht unten aus diesem Flügel, an der Seite des Rückens wieder heraus. Der Kopf, indem er seine Bewegungen abwechselnd, bald von hinten nach vorn und bald von vorn nach hinten machet, oder um genauer zu reden, indem er sich bald von dem Bauche nach dem Rücken und bald von dem Rücken nach dem Bauche bewegt, erreicht und schlägt die Schaale mehr oder weniger stark, nachdem die Bewegung geschwinder oder langsamer geht. Während der Zeit, daß der Kopf, auf die Art wirkt, erhält er auf gewisse Art von dem Flügel und von dem Körper Hülfe, die ihn an sich halten, und es verhindern, daß er sich nicht verirren kann. Er ist sehr schwer, denn die Größe des Kopfes von einem Küchlein, welches im Begrif ist aus dem Eye zu kommen, ist im Verhältniß mit dem Inbegrif des ganzen übrigen Körpers sehr ansehnlich: er macht mit dem Halse ein so plumpes Gewicht für das Küchlein, daß es einige Augenblicke nachher noch nicht im Stande ist denselben in die Höhe zu richten. Aber die Art, auf welche alle Theile seiner Glieder eingerichtet sind, so lange es

sich in dem Eye aufhält, indem es durch seine Zusammenlegung alsdenn eine Art von Kugel ausmacht, verursachet, daß es ihm leichter wird, die Schwere seines Kopfes und Halses zu tragen. In welche Lage das Ey auch gebracht werden mag, so behält doch der Kopf seine Stütze, es sey durch den Leib, oder durch den Flügel, oder auch durch beydes zugleich. Und je ansehnlicher endlich die Maße des Kopfes wird, desto stärker sind auch die Schläge, die das junge Hühnchen damit verrichten kann.

Es ist zu beobachten, daß von denen Theilen des Küchleins, die in den ersten Tagen gerade und von dem Körper ausgestreckt waren, in den letzten Tagen einige gegen die Oerter ihrer Zusammengliederung gebogen, andere aber gekrümmet und näher an dem Leib gebracht sind; besonders aber ist es dabey merkwürdig, daß die Einrichtung der äußern Theile der ganzen Maße des Küchleins die Gestalt der Kugel nicht zubereitet, und daß der Schnabel sich nicht ehe unter den Flügel begiebt, bis die Zeit herannahet, da eine solche Lage nothwendig wird. Es ist wahr, daß wenn diese Zeit nahe kommt, die Keulen und der Hals alsdenn so lang geworden sind, daß das Küchlein gezwungen wird sie zu biegen, um ihnen in der Höhle, die es bewohnet, Platz zu schaffen; und denn ist es auch sowohl hierbey als bey allen andern Dingen, die die Natur zur Schöpferin haben, zu bewundern, daß dasjenige hier nothwendig zu seyn scheinet, was die feinste Wahl freywillig nicht besser hätte beschließen können.

Die Wirkung der ersten Schläge mit dem Schnabel des Küchleins bestehet in einem kleinen Riß, der bald einfach, bald zusammengesetzt ist; oder besser zu sagen, der bald aus einer Spalte und bald aus verschiedenen von

ungleicher Länge zusammengesetzt ist, die aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte entspringen, und daß seine Abstammung nicht regelmäßig ist. Diese erste Spalte ist gemeiniglich zwischen der Mitte des Eyes und seinem breiten Ende, oder deutlicher, er zeigt sich näher an dem breiten Ende, als an den gegenüberstehenden Spitzen; der Vordertheil des Küchleins ist alsdenn gegen die Mitte gewendet, und der Hintertheil gegen das Spitzenende des Eyes.

Wenn diese Spalte merklich wird, so sagt man, daß das Ey gebicket sey, und das wird es in der Maaße mehr und mehr, wie sich die Schläge des Schnabels verdoppeln; sie verursachen bisweilen kleine Absprünge von Splitterchen, die die weiße Haut blos machen, durch welche die Schaale sonst bezogen war. Man hat es bisweilen gesehen, daß das Küchlein diese Absplitterungen mit so vieler Stärke verrichtet hat, daß die Stückchen drey bis vier Daumen breit von dem Eye weggeworfen worden. Die Haut, über welcher die ersten Stücke der Schaale abgelöset werden, bleibt gemeiniglich ganz heil, und selbst mit einem Vergrößerungsglase würde man nicht den geringsten Riß daran entdecken können. Das ist wahrscheinlich, warum verschiedene zu glauben bewogen sind, daß die Eyer durch die Henne gebicket würden. Denn das Werk scheinet von Außen seinen Anfang zu nehmen. Man hat gedacht, daß, wenn solches durch den Schnabel des Küchleins geschähe, die Haut, auf welche die ersten Hiebe des Schnabels alsdenn unmittelbar geschehen würden, ehe zerreißen würde, als die äussere Schaale. Man hat aber ohne Zweifel nicht daran gedacht, daß diese Haut als ein weicher beweglicher und von der Schaale angehaltener Körper, denen Schlägen leichter nachgeben könne, durch welche eine härtere Materie gespaltet und zersplittert werden muß.

Nicht

Nicht alle Küchlein brauchen einerley Zeit, um diese große Ausführung zu vollenden. Es giebt einige, die sich in derselben Stunde, in der sie das Ey zu bicken angefangen haben, aus der Schaale ziehen; andere kommen nicht ehe, als nach zwey oder drey Stunden zum Vorschein; und am gemeiniglichsten haben sie einen völligen halben Tag dazu nöthig; noch andere kommen nicht ehe ans Licht, bis das Ey schon vier und zwanzig Stunden gebicket gewesen ist; man hat wohl gesehen, daß einige zwey Tage lang auf dieser Arbeit zugebracht haben; einige fahren ununterbrochen damit fort, andere nehmen sich Zeit und haben Zwischenstunden zum Ausruhen, nach deren Ablauf sie sich wieder an die Arbeit machen. Nicht alle sind gleich stark und von gleich großer Festigkeit in ihrer Einrichtung. Einige sind so voller Ungeduld um das Licht des Tages zu sehen, daß sie die Schaale mit ihren Schnabelstreichen gar zu frühzeitig anfallen, und das kann ihnen nicht anders als schädlich seyn; ehe sie geboren werden, müssen sie in ihrem Körper einen Vorrath von Nahrung haben, der sie von der Nothwendigkeit befreyet, in den ersten vier und zwanzig Stunden und länger andere Nahrung suchen zu müssen, nachdem sie ausgekommen sind. Dieser Vorrath besteht in einem ansehnlichen Theile des Gelben, welches durch das Brüten nicht verzehret und durch den Nabel in den Korper eingedrungen ist; wenn also das Küchlein aus der Schaale kriechet, ehe dieses Gelbe in den Körper Eingang gefunden hat, so wird es abgemattet und stirbt einige Tage nach seiner Geburt.

Außerdem haben einige mehr Hindernisse zu übersteigen als die andern; alle Schaalen sind nicht von gleicher Dicke und auch nicht von gleicher Festigkeit, und dasjenige, was wir jetzt von der Schaale sagen, muß wahrscheinlich auch von der festen Haut gesagt werden,

die die unmittelbare Hülle von allen dem ist, woraus das Ey zusammengesetzt wird.

Verschiedene Frauen auf dem Lande, haben die übel angebrachte Gewohnheit, die Eyer eine kurze Zeit in warmes Wasser zu legen, wenn der Tag da ist, daß sie gebicket werden sollen; sie glauben, daß sie den Küchlein einen großen Dienst dadurch leisten, wenn sie die Schaale weich machen; aber die Schaale eines Eyes kommt nichts desto weniger wieder hart aus dem Wasser heraus, und wenn es noch so siedend wäre; und wenn sich die Schaale auch etwas erweicht haben sollte, so würde sie doch ihre erste Härte wieder erhalten, sobald sie wieder an die Luft käme und trocken würde.

Wenn das Küchlein endlich dazu gelangt ist, den Vordertheil der Schaale genugsam zu vernichten oder in die Höhe zu heben, so hat es sich die Thür zuwege gebracht, durch die es ihm möglich wird, sich von dem Hintertheile loszumachen; es strecket seine Füße aus, die aber noch zu schwach und zu wenig frey sind, um sich durch ihre Bewegungen dem Ausgange zu nähern, die aber doch, indem sie sich ausdehnen, verursachen, daß es voran gleiten muß. Wenn es alsdenn ganz oder doch mehrentheils aus der Schaale heraus ist, so ziehet es seinen Kopf unter dem Flügel hervor, unter dem es bisher beständig geruhet hatte; es ziehet seinen Hals in die Länge, und richtet ihn und trägt ihn vorwärts. Doch aber hat es die Kraft noch nicht, um ihn aufzuheben, und es gehen bisweilen einige Minuten vorbey, ehe es dazu in den Stand kommt. Wenn man eines gleich das erste mal in diesem Stande sieht, so zieht man eine üble Vermuthung daraus; man urtheilet alsdenn, daß seine Kräfte durch die Bemühungen erschöpft seyn müssen, die es angewandt hat, und man glaubt schon zum voraus, daß es

bald

bald sterben wird. Nach Verlauf einiger Zeit, die bisweilen kurz genug ist, erscheint es auf eine ganz andere Art, und alle seine Theile erhalten mehr Kräfte. Nachdem es seine Beine ein wenig nachgezogen hat, so kommt es in den Stand, sich auf denselben zu halten, den Hals zu erheben, ihn verschiedene Beugungen annehmen zu lassen, und endlich den Kopf in die Höhe zu halten. Die Federn, mit denen es bedecket ist, sind nichts anders als eine Art von wollichten Pflaumenfedern, und so lange die Küchlein noch nicht trocken waren, ließen sie sich fast ganz nackend sehen. Diese Arten von Federn, sind durch die Anzahl ihrer Zweige, den kleinen Stauden ähnlich. Wenn diese Zweige noch naß und einer an den andern geklebt sind, so nehmen sie wenig Raum ein; so wie sie aber trocken werden, so trennen sie sich auch einer von dem andern. Die Zweige, oder vielmehr die Bärte einer jeden Feder, waren durch eine Art von Röhre oder Kiel, in der sie ihre Wohnung gehabt hatten, zusammengehalten und gegen einander gedrücket. Diese Röhre ist durch eine Haut gemacht, die sie zerreisset, so bald sie anfängt trocken zu werden. Hierzu trägt die Schnellkraft der Bärtgens bey, die sie ausgedehnet macht, um sie von ihrem Stamme los zu machen. Wenn die Bärtgens alle gleichsam ausgebrochen sind, so nimmt jede Feder, die daraus zusammen gesetzt ist, vielen Raum ein. Wenn deshalb alle diese Federn getrocknet und aufgerichtet sind, so ist das Küchlein alsdenn sehr warm und sehr artig gekleidet.

Zum Ausbrüten muß man die dicksten Eyer aussuchen, weil sie, wie man sagt, die größten Küchlein hervorbringen; und wenn man mehr Hähnchen als Hünchen haben will, sagt Serres, so muß man mehr zugespitzte als rundliche oder stumpfendige Eyer unterlegen, in der Erwartung, fähret dieser Schriftsteller abge-

schmackt fort, daß zu Folge alter Beobachtungen, die ersten nur Männchen und die leztern nur Weibchen hervorbringen. Wir aber wollen uns wohl hüten, dergleichen Dinge zu denken.

Die frisch gelegten Eyer muß man denen vorziehen, die schon einige Zeit gelegt sind, indem sie mit mehr Leichtigkeit zum Ausbrüten kommen, und weil sie selten klar sind. Auch die schwereesten sind am besten dazu um ausgebrütet zu werden. Mit den leichten, und die im gemeinen Wasser oben auf schwimmen, kommt man selten zum Zweck. Oder wenn sie auch durch einen Glücksfall zum Auskommen gelangen, so bringen sie doch nur Küchlein hervor, die schwach, kraftlos oder von schlechter Leibesbeschaffenheit sind.

Wir empfehlen es als etwas Vorzügliches, daß man die Eyer, ehe sie unter die Henne gelegt werden, im Wasser prüfet. Eine gute Haushälterinn wird durch diese Prüfung ganz sicher geleitet werden. Um recht dabey zu verfahren, nimmt man frisches Wasser, und wirft Eyer darein. Man legt alle diejenigen zurück, die auf der Oberfläche des Wassers bleiben, und man legt der Henne blos diejenigen unter, die sich auf den Boden des Gefäßes senken. Und diese sind nicht allein vorzüglich gut dazu, um ausgebrütet zu werden, sondern sie verdienen auch den Vorzug auf der Tafel.

Ueberdies entstehet nach Serres seiner Behauptung noch ein neuer Vortheil aus dieser Behandlung, und der bestehet darin, daß dasselbige Wasser die Eyer erfrischet, und sie alle in denselben Grad setzet: so, daß auch die Küchlein alle zugleich auskommen müssen.

Was

Was den Mond betrifft, so ist es unnütz etwas davon zu sagen. Alle Bauren verlassen sich so sehr auf die Einflüsse dieses Gestirns, daß man nur was unmögliches unternehmen würde, wenn man ein Vorurtheil besiegen wollte, welches sich zwar sehr irrig, aber doch seit allen Zeiten bey Jedermann eingewurzelt hat. Und wozu würde es auch dienen, wenn man solches hier bestreiten oder vertheidigen wollte, weil so viel gewiß bleibt, daß es was sehr gleichgültiges sey?

So ist es aber mit dem Vorurtheil nicht, welches man in verschiedenen Ländern findet, daß man der Henne blos eine ungleiche Anzahl von Eyern unterlegen dürfe, und daß man sich davor hüten müsse, sie mit den Händen zu berühren, wenn man sie ins Nest legt, und daß man widrigenfalls die ganze Brut verlieren könnte. Man thut den Vorschlag, daß man sich, um dieser Unbequemlichkeit zu entgehen, platter hölzerner Schüsseln bedienen könne. Man erlangt unter andern dabey, daß man die Eyer, so wie man sie ins Nest bringt, nicht eins für eins zählen müsse, und besonders, daß man zwischen dieselben kleine Lorbeerzweige oder eiserne Nägel legen solle, um sie wider den Donner in Sicherheit zu setzen, von dem man versichert, daß er die Küchlein in den Eyern tödten könne, wenn sie ohngefähr bis zur Hälfte ihrer Vollkommenheit gekommen sind; Personen aber die Verstand haben, müssen sich an dergleichen Gewohnheiten, die nach dem Aberglauben schmecken, nicht kehren.

Besonders muß man das bemerken, daß man einer Henne weniger Eyer unterlegen müsse, wenn man dieselbe mehr in der Frühzeit als tiefer im Sommer brüten lassen will. In dem ersten Falle ist es gewiß, daß, weil die Luft alsdenn noch kälter ist, die Henne nicht so viel Mühe haben werde, zehn oder zwölf Eyern die gehörige

Wärme zu geben, als wenn sie siebenzehn oder achtzehn unter haben sollte. Und in der That fällt es in die Augen, daß die Eyer, die man bey einer solchen Witterung unter die äußersten Ende der Flügel legt, nicht so viel Wärme empfangen können, als diejenigen, die gerade unter dem Leibe liegen, und daß sie ihre Frucht entweder nicht so leicht oder nicht so vollkommen hervorbringen können, wie die andern. Es ist deshalb auch sehr wesentlich, der Aufseherinn des Hühnerstalls zu empfehlen, die Zahl von zehn oder höchstens zwölf Eyern niemals zu überschreiten, wenn sie dieselben im Januarius oder Februarius ausbrüten lassen will. Ist es aber im März, so kann man schon vierzehn oder funfzehn Stück nehmen, und im April endlich, die ganze vollzählige Brut. Sonst aber, und so wie es Hühner giebt, die entweder stärker oder schwächer sind, so muß man auch die Anzahl der ihnen unterzulegenden Eyer, mit ihren Umständen ins Verhältniß setzen.

Man wünschet bisweilen, im Winter junge Hühner anschaffen zu können; das ist aber eine Sache, die nicht so nützlich als schwer auszuführen ist, und die deshalb mehr für die Neugierde als zum wesentlichen Vortheil dienet. Wenn man aber allen Schwierigkeiten, die dabey angetroffen werden, Troß bieten, und dagegen, besonders wenn man in der Nachbarschaft von großen Städten wohnet, die Theurung und Seltenheit der jungen Hühner in dieser traurigen Jahrszeit zur Belohnung erwarten will, so muß man sich folgendergestalt dabey verhalten.

Unter denjenigen Hühnern, die man in dieser Jahrszeit gemeiniglich in ein warmes Gemach einzusperren pflegt, um sich beständig frische Eyer zu verschaffen, muß man diejenigen, die sich am besten auszeichnen, aussu-

chen. Die muß man in eine Kammer, die noch wärmer ist, allein setzen, und ihnen alsdenn gute Nahrung und reinen und hellen Trank geben, ihnen auch von Zeit zu Zeit Brodt, welches in Wein geweicht ist, vorbrocken. Man muß ihnen auch, um sie hitziger zu machen, Blätter und Saamen von Brennnesseln geben, die gut getrocknet und zu Pulver gerieben sind. Diese Einrichtung ihrer Unterhaltung wird sie allmälig zum Legen bringen. Wenn sie ungefähr siebenzehn oder achtzehn Eyer gelegt haben, so verändern sie den Ton ihrer Stimme und fangen an zu glucken. Serres giebt den Rath, ihnen alsdenn so viel Eyer unterzulegen, wie ihnen nach Anleitung der Jahrszeit zuträglich sind, und ihnen das Nest zum Brüten hinter dem Ofen zuzubereiten; der Herr Dupuy-d'Emporres schreibt aber dagegen die nachfolgende Art des Ausbrütens vor. Er hält es für besser, sie unter schlechte Federbetten zu setzen, die man zu dem Ende besonders zubereitet, und man setzet sie in eine Kammer, die blos sorgfältig verschlossen ist, und deren Fensteröfnungen zwar zugemacht, aber doch gegen Mittag gerichtet sind. Die Wärme des Ofens ist zu ungleich, um eine sichere Wirkung hervorzubringen.

In meinem väterlichen Hause gab man sich Mühe, um im Winter indianische Hühner ausbrüten zu lassen. Man wählete dazu diejenigen Hühner, die in der spätern Jahreszeit gelegt hatten; und wenn man dieselben, am Ende ihrer Legezeit, zum Brüten bewegen wollte, so gab man ihnen, um sie hitziger zu machen, Brodt in Wein geweicht, in welchem man zuvor etwas Zucker hatte schmelzen lassen. Man wärmete sie deshalb mit einer Art von warmen Becken, und hielt sie auf verdorbenen Eyern dergestalt fest zugedeckt, daß nichts als der Kopf herausstand. Wenn auf die Art drey oder vier Tage vergangen waren, so gewöhnten sie sich zum Brüten, und alsdenn legte man

ihnen etwa zwanzig Stück gemeine Hühnereyer unter. Wenn die Jungen ausgekommen waren, so nahm man sie unter der welschen Henne weg, man erzog sie, von ihrer Mutter getrennet, und an ihren Platz, legte man der Schrute wieder andere Eyer unter. Man wiederholte diese Unternehmung bisweilen bis zum drittenmale, hatte aber zugleich besondere Sorgfalt, die Henne, so lange sie brütete, gut zu ernähren, die ungeachtet ihres guten Futters, dennoch am Ende des dritten Brütens bisweilen bis zur völligen Schwindsucht ausgezehret war.

Ueberdies ist unter allen Bewohnern des Vorwerkshofes kein Thier geschickter um dieselben zu vermehren, als die Schruten.

Das dritte Mittel, um sich im Winter auf eine sichere Art junge Hühner zu verschaffen, ist zwar sehr einfach, aber gar nicht ökonomisch. Man muß, sagt ein gewisser ökonomischer Schriftsteller, der sich berühmt gemacht hat, rauchfüßige Tauben, oder solche, die Federn an den Füßen haben, und die alle Monathe im Jahre brüten, dazu nehmen. Statt der Eyer, die von ihnen selbst gelegt sind, muß man ihnen Hühnereyer unterlegen, und durch das Mittel kann man sich junge Hühner verschaffen. Ein solches Verfahren aber geht vielmehr auf das Angenehme als auf das Nützliche bey der Landwirthschaft. Man weis, daß die Tauben das Futter verstreuen; man weis, daß sie besonders stark gefüttert seyn wollen, und daß die jungen Tauben von vierzehn Tagen, noch viel Vorzüge vor jungen Hühnern haben, die drey bis vier Monathe alt sind.

Um eine Brut gut zu leiten, ist es eine wesentliche Nothwendigkeit, den brütenden Hühnern, einen abgelegenen, trockenen und warmen Ort anzuweisen, der die

gan-

ganze Mittagssonne hat, gegen das böse Wetter gedeckt, und von allem starken Geräusche entfernt ist, damit die Hühner nicht durch Zerstreuungen gestöret werden mögen. Diese Vorsichtigkeiten sind durchaus nothwendig, wenn man die Hühner in der frühesten Jahrszeit brüten lassen will, in denen Zeiten aber sind sie überflüßig, wenn alle Hühner glucken, und zum Brüten Trieb kriegen; und das geschieht gemeiniglich in dem ersten Sommermonathe. Alsdenn ist es genug, wenn man ihre Nester nur mit einer Art von hölzernen Hürden umgiebt, damit sie durch die Hähne; oder diejenigen Hühner, die noch nicht brüten, nicht auseinander geworfen werden. Man hat deshalb auch wohl den Gebrauch, in einem Winkel des Hühnerstalls einen kleinen Behälter anzubringen, in welchem die Helligkeit des Tages nicht zu groß ist, um Nester auf eine Art darinn anzulegen, daß sich die brütenden Hühner einander nicht sehen können; oder man versiehet diese Nester auch wohl mit einer geflochtenen Hürde von der Vorderseite, die es verhindert, daß die Hühner nicht eine zu der andern kommen können.

Die Aufseherinn der Hühner muß hauptsächlich dafür sorgen, daß die Nester beständig rein gehalten werden, auf die Art, wie wir solches in dem Abschnitte von der Henne bereits angemerkt haben, und dabey muß sie diese Nester mit guten Gerüchen durchräuchern, theils damit diejenigen Hühner, die bestimmt sind, zwanzig oder zwey und zwanzig Tage daselbst zu bleiben, auch eine zuträgliche Luft athmen, und theils, damit sie sich daran ergötzen, und dadurch desto sicherer bewogen werden mögen, beständig auf ihren Eyern zu bleiben. Nichts kann den guten Ausgang des Brütens sicherer machen, als dies.

Die Nester müssen von vorne eine kleine Anhöhe haben, damit die Eyer nicht heraus fallen, wenn sich die

Henne beweget; man muß dieselben eigentlich sogar hohl anlegen: dies ist das wahre Mittel, um es zu vermeiden, daß die Eyer, wenn sie einmal ordentlich gelegt sind, nicht in Unordnung gerathen, besonders, wenn die Henne ihr Nest verlässet, entweder um gefüttert zu werden, oder um sich das Nest rein machen zu lassen. Man muß diese Lager mit Heu ausfüllen, und dies Heu mit Pflaumfedern bedecken. Anfänglich hat solches den Vortheil, daß die Eyer sich besser wärmen, und daß sie ihre Wärme länger erhalten; und nachher, daß die Küchlein, deren Haut alsdenn noch so zart ist, sich einander nicht verletzen, wenn sie aus der Schaale kommen, welches sich doch sonst bisweilen zuträgt, wenn besonders die Nester von Stroh gemacht sind.

Es giebt Hühner, die auf das Brüten so sehr erpicht sind, daß man Mühe hat, sie von den Nestern wegzubringen; und darauf muß die Aufseherinn des Hühnerstalls besonders Achtung geben. Sie muß deshalb besonders dafür sorgen, diese Art Hühner wenigstens einmal des Tages von den Eyern aufzuheben, um sie in die frische Luft zu bringen, und damit sie sich nach ihrer Bequemlichkeit reinigen können; denn sie sind bisweilen so eifrig auf ihre Eyer, daß sie es sich sogar enthalten, ihren Mist nicht von sich zu lassen, um nur nicht von ihren Eyern zu gehen. Dabey muß man aber doch auch vorsichtig seyn, sie nicht gar zu lange außer dem Neste zu lassen; sie würden sich sonst erkälten, und die Eyer ihre Wärme verlieren können.

Man hat Beyspiele, daß es oft durch die Neugierde der Aufseherinnen verursachet worden, wenn man mit dem Ausbrüten bey verschiedenen Eyern nicht zum Zwecke kommt; sie berühren sie oft aus Ungeduld, um es zu wissen, wie die Brütung ihren Fortgang habe: sie bringen

die

die Eyer dadurch in Unordnung, und wenn sie dieselben nachher wieder in Ordnung bringen wollen, um sie wieder nach ihrer Bequemlichkeit zu legen, so zerbrechen sie solche entweder, oder bringen sie in eine Lage, die ihnen am Brüten hinderlich ist. Es ist hinreichend, wenn man die Eyer während des Brütens nur zweymal umwendet; es wird zu diesem Endzwecke gut seyn, wenn man die Eyer an der einen Seite zeichnet, um sich nicht zu irren, wenn man diese Veränderung mit ihnen vornehmen will. Zu dieser Bemühung muß man die andere fügen, daß man, wie wir bereits gesagt haben, den Hühnern zweymal des Tages zu fressen giebt, weil es einige unter ihnen giebt, die lieber vor Hunger umkommen, als ihre Eyer nur einen Augenblick verlassen würden. Die welschen Hühner zum Beyspiel, wenn man nicht fleißig darauf achtet, sie bisweilen vom Neste weggehen zu lassen, bleiben so lange unbeweglich auf ihrem Neste, bis sie durch die Ausleerung ihres Magens umgebracht werden.

Es finden sich hingegen Hühner, die ungeduldig und zerstreuet sind, und die nach nichts mehr seufzen, als sich von ihren Nestern entfernen zu können; diesen muß man nur eine ganz gemeine Nahrung geben, wenn man sie von ihren Lagern zu gehen zwingt, um sie fressen zu lassen; und wenn man sie denn wieder auf die Nester bringt, so muß man ihnen einige Körner von Hanfsaamen, oder Waizen oder Hirse oder auch etwas Brodt in Wein geweicht, in der Hand vorhalten, und solches vorher mit Wasser mischen. Man braucht diese Behandlung nur zwey oder dreymal vorgenommen zu haben, so wird man sehen, daß die Hühner, wenn sie nur etwas Futter und Trank zu sich genommen haben, plötzlich wieder zu ihren Nestern eilen, um sich wieder auf die Eyer zu setzen, und die Wirkung zu befördern, der sie so sehnlich entgegen warten.

Wenn

Wenn es sich von ungefähr zuträgt, daß die Hühner im Brüten ermüden, oder, daß sie vielleicht aus Gefräßigkeit anfangen, die Eyer zu bicken und zu verzehren, so muß man zu dem folgenden Mittel seine Zuflucht nehmen: man lässet ein Ey unter der Kohle hart braten; so wie solches geschehen ist, lässet man das Ey an verschiedenen Stellen auf eine nicht gar zu merkliche Art öfnen, und hält es der Henne auf die Art vor. Sie wird gleich daraufbicken, weil sie sich aber dadurch brennet, so wird sie sich weigern, es weiter anzurühren. Diese kleine Reizung darf man nur zwey oder dreymal wiederholet haben, so wird die Henne diesen Fehler ablegen.

Fast eines gleichen Mittels kann man sich bey denen Hühnern bedienen, die ihre Eyer auffressen, sobald sie solche gelegt haben. Man muß das Weiße von einem Eye durch ein kleines in die Schaale gemachtes Loch abblasen. Das Gelbe was alsdenn in dem Eye bleibt, muß man klein zu machen suchen, und alsdenn das Gelbe mit einem Pflaster vermengen, welches man suchen muß unzertrennlich mit diesem Gelben zu vermischen. Wenn man es über der Asche oder sonst hat hart werden lassen, so muß man es der Henne vorlegen; sie wird es fressen wollen, aber gleich davon abgeschreckt werden, und nicht mehr Lust haben, auf ein Ey zu bicken, bey dem sie die Härtigkeit der Materie spüret, die darinn eingeschlossen ist; oder man kann auch nur ein ganz ausgeleertes Ey, oder eines, welches blos noch die Schaale hat, nehmen, und solches mit Kreide oder Pflaster füllen; man legt solches alsdenn ins Nest, und lässet nur dies einzige Ey darinn liegen, wenn die Henne gelegt hat.

Indem wir hier von den Hühnern sprechen, so müssen wir auch noch in Absicht derer, denen das Legen schwer wird, eines Mittels gedenken, welches wir in dem Ab-

schnitte von der Henne vergessen hatten anzuführen. Man steckt der Henne drey Körner Salz in den Hintern, und es wird versichert, daß nicht mehr erfordert werde, um der Henne geschwind von dem Ey zu helfen.

So wie die Aufseherinn des Hühnerstalls gegen das Ende des Brütens auf die Nester Acht geben muß, wo sie angelegt sind, so wird sie auch junge Küchlein bemerken, die gern aus den Eyern kriechen wollten, und nicht Kräfte genug haben, um sich eine hinlängliche Oefnung zu verschaffen; alsdenn muß sie denselben Hilfe leisten, und sie muß, so wie ihr die Stimme des Küchleins nach und nach vernehmlicher wird, einige Stückgen von der Schaale abbrechen, sich aber doch dabey in Acht nehmen, dem Küchlein mit ihren Nägeln kein Leid zu thun, welches sonst, so klein die Verletzung auch seyn möchte, auf der Stelle des Todes seyn würde.

Es trägt sich bisweilen zu, daß diese kleinen Thierchen, entweder weil die Eyer verschoben sind, oder weil die Haushälterinn sie vernachläßiget, und sie nicht zu rechter Zeit umgewendet hat, sich so schwach befinden, und den Verlust von der beständigen Wärme der Henne so stark empfinden, daß sie sich mit eigenen Kräften von der Schaale nicht frey machen können. Alsdenn muß man etwas Wein mit eben so viel Wasser lau machen, und solches mit etwas Zucker vermischen; in diese Feuchtigkeit muß die Aufseherinn ihren Finger tauchen, und den Schnabel des Küchleins damit benetzen, welches sodann während seines kleinen Geschreyes davon einschlurfen, und sich dadurch neue Kräfte sammlen wird. Wenn das Brüten eilf Tage gedauret hat, so kann man es, wenn man die Eyer gegen das Licht hält, schon merken, welche von denselben fremde Hilfe nöthig haben, oder nicht.

Itzt wollen wir die wahre Verfahrungsart auslegen, die man anwenden kann um die Eyer gegen das Ende der Brützeit zu prüfen. Man nimmt ein Sieb, oder was noch besser ist, eine Kindertrommel, auf der das Fell recht strenge angezogen ist, man setzt solches an die Sonne, und legt ein Ey nach dem andern darauf; man giebt alsdenn Acht, ob der Schatten des Eyes, wenn es ungefähr eine Minute darauf gelegen hat, zu beben anfängt. Wenn die neugeborne Frucht ziemlich stark ist, so wird sie sich bewegen, wenn sie die Wirkung dieser lebendigmachenden Wärme empfindet; sie wird alsdenn der Schaale ganz lebhafte Stöße geben, und man wird alsdenn die innere Kraft des Eyes nach der wenigern oder stärkern Bewegung desselben leicht beurtheilen können. Die Aufseherinn muß alsdenn diejenigen Eyer, die am wenigsten in Bewegung gekommen sind, vorzüglich merken, und dieselben so vortheilhaft unter die Henne legen, wie sie nur kann, damit es ihnen nicht an der gehörigen Wärme mangeln möge, und diese Art von Eyern, die gemeiniglich solche Küchlein verschließen, denen es an eigener Kraft fehlet, sich selbst den Ausgang zu verschaffen, muß sie zu dem Ende den neunzehnten oder zwanzigsten Tag wieder besichtigen. Wenn man die Eyer auf die Art prüfet, so wird man wohl thun, wenn man diejenigen, an denen man nicht die geringste Bewegung spühret, gänzlich wegwirft; denn die können den andern, von denen man vermuthen kann, daß etwas daraus kommen wird, nicht anders als nachtheilig seyn, indem sie der Henne einen Theil der Wärme abziehen, die vereinigt dazu beytragen würde, die Auskunft derer zu beschleunigen und zu erleichtern, die gute Lebenszeichen von sich gegeben hatten, wie sie der Sonne ausgesetzt wurden.

In der Maaße, wie die Küchlein zur Geburt kommen, muß man sie einen ganzen Tag, oder auch länger,

unter der Henne lassen, ohne ihnen die geringste Nahrung zu geben, indem man es aus denen bereits vorhin angezeigten Ursachen erst abwartet, daß sie alle ausgekommen sind. Wenn sich den ein und zwanzigsten Tag Eyer im Neste finden, die noch nicht geöfnet oder gar nicht gebickt sind, und in denen man auch noch keinen Gelaut höret, so muß man sie zurück werfen.

Wenn die Brütezeit geendigt ist, so muß man die Küchlein aus dem Neste nehmen, und sie alsdenn blos ein oder zwey Tage lang, nebst der Mutter unter einen großen Hühnerkorb setzen; dieser Hühnerkorb muß alsdenn mit Flachs oder dergleichen wärmenden Materien ausgestopfet seyn, damit die Jungen wider die Kälte gesichert bleiben. Darauf muß man sie allmählich zur Luft gewöhnen. Man muß sie alsdenn mit Rosmarin oder Lavendel räuchern, um sie wider verschiedene Krankheiten zu bewahren, denen sie unterworfen werden könnten. Will man sie nach sieben oder acht Tagen mit der vollen Luft bekannt machen, so setzet man sie unter ein Schirmdach in ein Bauer, welches dergestalt mit kleinen Oefnungen versehen ist, daß die Kleinen die Freyheit haben, aus- und einzulaufen, und die Mutter doch nicht heraus kommen kann, und sie werden sich dennoch durch dies Mittel nicht weit von dem Korbe entfernen. Man muß sie jedoch nur alsdenn unter solche Dächer setzen, wenn die Tage ganz heiß sind, und die Sonne heiter scheinet, weil alsdenn die weichen Pflaumfedern noch nicht Festigkeit genug haben, um sie vor der geringsten Kälte zu schützen. Bey diesen Anfängen muß man sehr darauf achten, daß den kleinen Thierchen ihr Futter oft erneuert wird, und daß sie jedesmal nur sehr wenig erhalten; roher Hirse ist diejenige Nahrung, die ihnen nächst der Gerste und dem Waizen am zuträglichsten ist, diese beyden letztern Arten müssen aber zuvor aufgekocht werden.

Nichts

Nichts giebt ihnen mehr Muth und Stärke, als Brodtkrumen in Wein geweicht; und wenn man merket, daß sie keine rechte Lust zum Fressen haben, so kann man ihnen die Brodtkrumen entweder in süße oder geronnene Milch weichen: gewisse Wirthinnen geben ihnen auch das Gelbe vom hart gekochten Eye, in so kleine Krümchen gerieben als möglich. Diese Art mit ihnen umzugehen, ist vortrefflich, wenn man bemerket, daß der Mist dieser kleinen Thierchen gar zu dünne wird, in allen übrigen Fällen aber ist es ihnen schädlich, weil sie verstopft werden können, daß sie plötzlich daran sterben können.

Ganz klein gehacktes Lauch, sagt Serres, gereichet ihnen zur Arzney, und ist ihnen in vielen Fällen gut, doch muß man es ihnen nicht anders als von Zeit zu Zeit, und jederzeit nur ein wenig davon geben. Ueberhaupt muß man fleißig dafür sorgen, daß es diesen Thierchen, so wie sie im Alter zunehmen, niemals an Nahrung mangele. Hirse ist ihnen die zuträglichste, besonders in den Ländern, wo sie zu den gemeinen Früchten des Landes gehört. Kann man keinen Hirse haben, so muß man an dessen Statt Buchwaizen nehmen; und damit ihnen eine solche Beköstigung nicht nachtheilig werde, so muß man ihnen von Zeit zu Zeit gekochte Gerste geben, oder das Ausgesiebte von Waizen, ebenfalls gekocht, oder auch den Abfall der Brodtkrumen vom Speisetische.

Man findet in den englischen Blättern die Beschreibung eines Verfahrens, wie man den jungen Hühnern in kurzer Zeit ihren ganzen Wachsthum verschaffen kann. Dies Verfahren ist von einem Privatmanne einer ökonomischen Gesellschaft mitgetheilet, die den Erfinder mit einer goldenen Gedächtnißmünze belohnet hat; und man verhält sich dabey folgender Gestalt. Wenn die Küchlein etwa 14 Tage ausgekommen sind, so nimmt man

Habermehl, und vermischet solches mit so viel Teriak, daß ein loser Teich daraus werden kann. Die jungen Hühner, die sehr erpicht auf diese Nahrung sind, nehmen so viel und überflüßig davon zu sich und nehmen so plözlich davon Fleisch an, daß sie nach Verlauf von zwey Monathen eben so stark sind, als diejenigen, die ihr völliges Wachsen abgethan haben. Die ersten Tage, da man die jungen Hühnchen unter das Wetterdach gesezt hat, muß man sie nicht zu lange darunter lassen, weil gar zu viel freye Luft ihnen leicht eine Verwirrung in der Natur verursachen könnte, die, so lange sie noch ganz jung sind, außerordentlich schwach und zart sind. Unter andern muß man auch dafür sorgen, daß die Sonne an den Ort kommen könne, wo man sie hinsezet. Und über das muß man ihnen allenthalben, wo sie auch sind, hinreichendes Futter besorgen, weil sie beständig bicken. Wenn die jungen Hühner bis zu dem Alter von fünf oder sechs Wochen gekommen sind, so überlässet man sie der Fürsorge und zärtlichen Wachsamkeit der Mutter, die allezeit auf alles aufmerksam ist, was ihre liebe Familie umgiebt, die ihre Sorge darauf richtet, ihnen zu fressen zu schaffen, indem sie dieselben allezeit rufet, sobald sie das geringste findet, was ihren Geschmack reizen könnte, und die sie bey der geringsten Gefahr, von der sie merket, daß sie davon bedrohet werden, mit ihren Flügeln bedecket. Niemand hat diese mütterliche Sorgfalt besser geschildert, als der Herr Pluche in seinem Schauplaz der Natur.

Die ganze Welt weis es, sagt dieser Herr Pluche, wie weit die Zärtlichkeit der Mutter für ihre Kleinen gehet, sie treibt dieselbe so hoch, daß ihre ganze Natur sich verändert; neu entstandene Pflichten bringen neue Neigungen bey ihr hervor. Es kömmt nicht blos darauf an, um für ihre Nahrung zu sorgen, nein, es muß auch für ihre Vertheidigung gewachet werden, man muß

ihrem Verlangen zuvor kommen, sich ihren Feinden ent-gegen setzen, und bey jeder entstandenen Gelegenheit, mit seiner Person für sie bezahlen. Man sehe das Beyspiel der Henne an, die zur Mutter einer Familie geworden ist; sie bleibt dieselbe nicht mehr; die Freundschaft verändert alle ihre Neigungen und bessert ihre Fehler. Sie war vorher gefräßig und unersättlich, und jetzt hat sie von alle dem nichts mehr an sich. Findet sie ein Körnchen, eine Brodtkrume, oder auch sonst was, welches überflüßig zureichend seyn würde, um mit den Kleinen getheilt zu werden, so wird sie es nicht anrühren; sondern sie giebt ihren Jungen durch ein Geschrey Nachricht davon, welches ihnen bekannt ist. Sie laufen geschwind herzu, und der ganze Fund ist für sie. Die Mutter nimmt ihre Mahlzeit alsdenn nur sehr sparsam ein. Diese Mutter, die von Natur überaus furchtsam ist, und vorher nichts anders als zu fliehen wußte, fängt an, sobald sie sich an der Spitze eines Haufens Küchlein befindet, eine Heldinn zu werden, die keine Gefahr mehr kennet, und die es wagt, dem stärksten Hunde unerschrocken ins Gesicht zu springen. Mit dem Muthe, den ihre neue Würde ihr einflößet, würde sie sich nicht scheuen, selbst einen Löwen anzufallen. Vor einigen Tagen, fügt Herr Pulche hinzu, habe ich eine Henne in eine andere Art von Verlegenheit gesetzt, die nicht weniger der Mühe werth war gesehen zu werden. Ich hatte derselben Enteneyer unterlegen lassen, die nach Wunsch auskamen. Zwar hatten die Kleinen, indem sie die Schaale verließen, nicht die Gestalt ihrer natürlichen Kinder; dennoch aber glaubte sie, daß sie Mutter dazu sey, und deshalb fand sie dieselben ganz nach ihrem Sinne. Sie führete sie mit der aufrichtigsten Treue, als wenn es die ihrigen gewesen wären. Sie versammlete sie unter ihre Flügel, sie erwärmete sie und führete sie allenthalben mit alle dem Ansehen und unter Ausführung aller Gerechtigkeiten, die die

Mutter-

Mutterwürde nur geben kann, herum. Ihr war beständig von dem ganzen Truppe ehrerbiethig, folgsam und gehorsam begegnet worden, bis sie unglücklicher Weise für ihre Ehre, auf ihrem Wege einen Bach antraf. Und da hätte man sehen sollen, wie geschwind die kleinen Entchen sämmtlich auf dem Wasser waren. Die Henne war in einer außerordentlichen Bewegung; sie verfolgte ihre Kleinen mit den Augen an den Ufern des Wassers hin; sie lockte sie, und verwies ihnen ihre Verwegenheit; sie suchte Hilfe, und erzählte ihre Unruhen an Jedermann; sie kam wieder ans Wasser, und rief diese Unbedachtsamen zu sich; die Enten aber, die eitel dadurch geworden waren, sich wieder in ihrem Elemente zu finden, sprachen die Henne von diesem Augenblicke an, von aller Sorge los, die sie vorher für sie übernommen gehabt hatte; und weil sie schon etwas stark waren, so kamen sie gar nicht wieder zu ihr. Diese Neigung zum Wasser, liegt in der Natur der Ente selbst. Sie ist das Werk Gottes. Und hier, sagt der fromme Pulche, kann man den starken Eindruck des Schöpfers nicht verkennen, der alle Lehren unkräftig macht, und oft selbst die Fehler der Erziehung wieder gut machet.

Wir haben diesen Zug nur hergesetzet, um die sorgfältigen Bemühungen zu zeigen, die die Henne für ihre Jungen anwendet. Wenn die Küchlein so weit gekommen sind, und das Alter erreichet haben, daß man sie der Sorgfalt der Henne allein anvertrauen kann, das ist, wenn sie fünf oder sechs Wochen alt geworden sind, so kann man, um die Vervielfältigung der Hühner zu vermeiden, einer einzigen Henne verschiedene Bruten anvertrauen, die alsdenn im Stande ist, wenigstens drey Dutzend zu führen. Man handelt auf die Art wirthschaftlich; die Henne, der man ihre Kleinen genommen hat, fängt wieder an zu legen, und das ist zu der Zeit besonders vortheilhaft. Man

kann auch noch, um die Hühner zu sparen, sich der Kapaunen bedienen, die man besonders abrichtet, wie sie sich zur Führung der Jungen gewöhnen sollen. Wir haben in dem Abschnitte vom Kapaunen, die Art schon angeführet, auf die man es anfangen muß, um dieselben dergestalt abzurichten; allein nach der Versicherung des Herrn Dupuy-d'Emportes, ist diese Art einfältig. Der schreibt aber eine andere vor, die viel besser ist. Man wählet, sagt er, einen davon, der stark befiedert ist; man giebt demselben drey oder vier Tage nach der Reihe, Brodt aus der Hand, und das in Gegenwart von zwey oder drey jungen Hühnern, die man zugleich mit bicken lässet, alsdenn giebt man ihm nur ein einzigesmal Brodt, welches stark in Wein geweichet ist, und giebt ihm so viel, daß er betrunken davon wird. Man setzet ihn alsdenn unter einen Bauer, und setzet zwey oder drey junge Hühner neben ihn, mit denen er denn frisset, und in gutem Vernehmen lebt. Man vermehret darauf die Anzahl der bey ihm gesetzten jungen Hühner nach und nach so lange, bis man ihm seine Bestimmung zugebracht hat.

Zu dieser Sorgfalt fügt man auch noch die, daß man den Kapaunen eine Schelle an den Hals hängt, damit die jungen Hühner, die sich bisweilen von ihm entfernen, ihn hören, und sich wieder zu ihm verfügen können; es ist aber unwidersprechlich, daß ein Kapaun niemals so gut dazu sey, um die jungen Hühner zu führen, als eine Henne. Denn die jungen Hühner sind zu stark an das Glucken der Henne gewohnet, und auf das geringste Zeichen, was sie ihnen mit diesen Tönen giebt, siehet man sie herbey laufen, und um sie her sich in Ordnung setzen; und das kann man von dem Kapaunen nicht sagen, der überdies nicht so viel Zuneigung für die jungen Hühner hat.

Um

Um sich eine große Anzahl junger Hühner zu schaffen, und die Hühner dennoch nicht im Legen zu stören oder sie dabey zu erhalten, so ist es sehr vortheilhaft, die gemeinen Hühnereyer, durch welsche Hühner ausbrüten zu lassen; die große Leibesgestalt ihres Körpers, ihre gute Wärme, und die große Neigung, die sie für die Eyer haben, so bald sie ihnen untergelegt sind, müssen ihnen den Vorzug erwerben; man legt ihnen bis fünf und dreyßig unter, und in diesem Falle würde es am besten geschehen können, daß man einen Kapaunen dazu nehme, um eine so zahlreiche Familie zu führen, wenn man sie nicht etwa lieber an verschiedene andere gemeine Hühner vertheilen will, weil man alsdenn der welschen Henne wieder frische Eyer unterlegen kann.

In Egypten hat man eine Art, die gemeinen Hühnereyern im Backofen ausbrüten zu lassen, zur Ausführung gebracht; diese Art ist in gedachtem Lande eben so alt als durchgehends gebräuchlich, und besonders zu Kairo, wo ein ansehnlicher Handel mit Federvieh geschieht, welches auf diese Art ausgebrütet ist. Diese Ofen sind von den unsrigen in nichts anders unterschieden, als daß sie mit Backsteinen angelegt werden, die in der Sonne gebrannt sind, und daß sie in der Höhe eine runde Oefnung von ungefähr achtzehn bis zwanzig Zoll im Durchmesser haben; jedes Backhaus hat vier und zwanzig Ofen, zwölfe an jeder Seite, die zwey Etagen jede von sechs Ofen, mit einem sehr engen Gange ausmachen, der sie in der Mitte von einander trennet. Um die Eyer auf die Art ausbrüten zu lassen, legt man sie unten auf den Grund des Ofens, und unterhält acht Tage lang in gelindes Feuer darinn, welches von Stroh oben in dem Ofen gemacht wird; nachher wird der Ofen, worinn sich die Eyer befinden, von vorne zugemacht, und nicht eher wieder geöfnet, bis nach sechs Tagen,

 um

um die klaren Eyer von den fruchtbaren zu trennen. Wenn dies Auslesen geschehen ist, so werden die Eyer wieder in die Ofen von der obern Etage gelegt, und man macht zwey Tage lang ein kleines Feuer von Stroh in die untern Ofen; darauf wartet man so lange, bis die Küchlein völlig ausgekommen seyn müssen, und das geschieht zwey und zwanzig Tage, nachdem man angefangen hat, die Eyer in die Ofen zu legen; man macht von dieser Behandlung nicht anders Gebrauch, als von Anfang des Monats December, bis zum Monat April. Dem Ofenheizer nichts für seine Mühe, und auch nichts für die Lieferung des Strohes. Weil er aber die jungen Hühner in demselben Maaß wieder abgiebt, in welchem ihm die Eyer übergeben worden, so siehet er sich wegen seiner angewandten Kosten reichlich dadurch entschädiget, weil der Unterschied des Raums, den das Küchlein gegen das Ey einnimmt, sehr groß ist, diese künstliche Ausführung kann allenthalben zur glücklichen Wirkung kommen, wo man nur genau darauf achtet, daß sich der Grad der Wärme im Verhältniß der Himmelsgegend, gleich bleibe.

Der Herr von **Reaumür** ist darauf bedacht gewesen, eine gemächlichere und weniger kostbare Art, wie bey den Egyptern zu erfinden. Er sagt in seinem Werke: l'art de faire eclorre les Poulets, daß man um gut damit fortzukommen, ledige Fässer nehmen, an der einen Seite den Boden ausnehmen, und sie auf die andere Seite in einen Haufen von Pferdemist setzen in diese künstliche Ofen zwey oder drey Körbe bringen, und die Eyer nach der Ordnung darein legen müsse. Die Wärme, die alsdenn in die Fässer dringt, thut eben so viel Dienste als eine brütende Henne. Der Herr von **Reaumür** fügt hinzu, daß man dafür sorgen müsse, daß nicht mehr Luft in die Fässer kommen könne, als nöthig

ist,

ist, um die nöthige Wärme darin zu erhalten; das heisset so viel, daß sie über den zwey und dreyßigsten Grad seines Thermometers komme. Durch das Mittel dieser Vorsichtigkeiten, kommen die Eyer den ein und zwanzigsten Tag aus; allein die Vorschrift des Herren Reaumür hat so viel Unbequemlichkeiten, daß das Publikum nicht alle den Vortheil davon gezogen hat, den der Gelehrte sich davon vorgestellet hat. Vor einigen Jahren hat ein Privatmann eine Art vorgeschlagen, die vielleichter, viel sicherer und nicht so kostbar ist, als die von dem Herrn von Reaumür. Um zu demselben Zweck zu gelangen, lässet er eine Ofenröhre auf den Boden oder einen andern erhabenen Ort des Hauses leiten; er lässet alsdenn daselbst eine Laterne bauen, die mit gläsernen Schiebfenstern umgeben ist, und oben mit einem runden Dach oder Kuppel zugeht. Er lässet rund umher kleine Gestelle von Zweigen geflochten darein bringen, die einen Fuß breit sind, und entfernt sie in der Maaße von einander, wie er viel oder wenig Eyer zum Ausbrüten darein legen will. Die Schiebfenster müssen sich von oben nach unten öfnen, und einige Scheiben müssen so gar besonders geöfnet werden können, um frische Luft darein bringen zu können, wenn es inwendig zu warm werden sollte. Es ist auch so gar nöthig, daß ein Thermometer darein gebracht werde, um den Grad der Wärme dadurch untersuchen zu können. Die Ofenröhre muß mitten durch das Behältniß gehen, und als eine Gabel gestaltet seyn, weil man, sobald als die Wärme den gehörigen Grad erreicht hat, den einen Unterdeckel zumacht; die andere Röhre aber dienet dazu, den Rauch aus der Stube nach einen Ort zu leiten, und denselben zu wärmen, an dem man die jungen Küchlein aufziehen will; wenn das Behältniß einmal warm genug ist, so kann seine Wärme wenigstens sechs und dreyßig Stunden dauren und zwar in demselben Grade, weil man nicht nöthig

hat den Brütort (couvoir) zu öfnen, um den Thermometer zu beobachten, indem man denselben durch die Gläser sehen kann. Wenn die Kleinen im Begriff sind auszukommen, so verringert man die Wärme um zwey oder drey Grad. Um es zu erforschen, welches eigentlich der bequeme Grad der Wärme sey, so nimmt man eine kleine Thermometerröhre, setzet sie unter die Achsel, lässet sie daselbst eine halbe Stunde, und wenn man sie heraus nimmt, so hat man einen Faden bereit, den man an dem Orte einknüpfet, wo sich die Feuchtigkeit befindet, und das wird ganz sicher der rechte Grad der Wärme seyn. Der Herr le Bas hat ebenfalls noch eine andere Vorschrift gegeben, wie man junge Hühner ausbrüten könne; er hat verschiedene Versuche damit gemacht, die alle glücklich ausgeschlagen sind; er hat versprochen uns einen Auszug aus seiner über diese Erfindung gemachten Aufzeichnung zu geben. Wenn er uns denselben seinem Versprechen gemäß mittheilet, so werden wir ihn noch am Ende dieses Werks vorlegen.

Der Herr von Büffon bringt in seiner Naturgeschichte des Federviehes, alles mit wenig Worten und sehr verständlich vor, was zu den künstlichen Arten um junge Hühner ausbrüten zu lassen, gehöret. Wir glauben nicht besser thun zu können, als wenn wir seine eigenen Ausdrücke hersetzen. Damit werden wir alsdenn dasjenige, was diese Materie betrifft, beschließen, um zu den Eigenschaften des jungen Huhns überzugehen, die es in der Arzney und in der Küche hat.

Das ganze Geheimniß aller dieser Vorschriften, sagt der Herr von Büffon, die Eyer in einer Mäßigung zu erhalten, die ungefähr mit dem Grad der Wärme der Henne selbst übereinkommt, und sie vor aller Feuchtigkeit und allen schädlichen Ausdünstungen, als denen von

Schmie-

Schmiedekohlen, Holzkohlen oder auch von faulen Eyern in Acht zu nehmen. Wenn man diese beyden Bedingungen erfüllt, und alsdenn die Aufmerksamkeit hinzu fügt, die Eyer oft umzuwenden, und in dem Backofen oder dem geheizten Orte, die darin befindlichen Körbe oft umzusetzen, so, daß nicht allein jedes Ey, sondern auch jeder Theil des Eyes ungefähr gleichen Antheil an der Wärme nehmen können, die ihnen nöthig ist, so wird man jederzeit zum Zwecke kommen, um Tausende von jungen Hühnern ausbrüten zu lassen.

Jede Wärme ist zu diesem Ende gut. Die von der Mutterhenne hat nicht mehr Vorzüge, als die von jedem andern Thiere, den Menschen selbst nicht ausgenommen; und man weis es als eine wahre Geschichte, daß **Livia**, wie sie schwanger war, auf den Einfall kam zu brüten, und ein Ey in ihrem Busen zum Auskommen zu bringen, weil sie aus dem Geschlechte des Küchleins, welches daraus kommen würde, auch auf das Geschlechts des Kindes schließen wollte, welches sie zur Welt bringen müßte. Dies Küchlein kam aus, es war männlichen Geschlechts, und das Kind der **Livia** auch. Die Wahrsager ermangelten nicht, sich diese Geschichte zu Nutze zu machen, um auch die Ungläubigsten von der Richtigkeit ihrer Kunst zu überzeugen, und das ist wenigstens am gewissesten daraus bewiesen, daß die menschliche Wärme zum Ausbrüten der Eyer hinreichend sey. Es sind nur einige Jahre, daß dieselbe Geschichte sich zu Paris zutrug. Die Mamsell **Michel**, die jetzt an den Kupferstecher Herrn **Fossard** verheirathet ist, ließ in ihrem Busen ein Ey brüten, aus dem wirklich ein Küchlein gekommen ist. Um aber auf das wieder zurückzukommen, was wir vorher gesagt haben, so fügen wir noch einmal mit dem Herrn von **Büffon** hinzu, daß die Wärme der Mutterhenne nicht mehr Vorzüge habe, als

 die

die von dem Feuer der Sonne oder dem irdischen Feuer oder als von dem Bette von Gerberlohe oder Mist. Der wesentliche Punkt besteht nur darinn, sich zum Herrn davon zu machen, das heißet, es allezeit in seiner Macht zu haben, dasselbe zu vermehren oder zu vermindern, wie man will, sonst ist es allezeit möglich, durch Beyhülfe eines guten Thermometers, der in der Mitte des Ofens oder des geheizten Gemachs mit Verstande angebracht ist, den Grad der Wärme dieser verschiedenen Gegenden zu wissen, und sie so zu erhalten, wenn man Oefnungen verstopfet, und alle Luftlöcher des Deckels zumacht; sie zu vermehren, entweder mit heißer Asche, wenn es ein Backofen ist, oder mehr Holz nachzulegen, wenn es ein geheiztes Gemach ist, oder durch neue Erwärmungen, wenn es in einem Bette geschieht; und endlich sie zu vermindern, wenn man die Luftlöcher öfnet, um der freyen Luft den Zugang zu verstatten, oder auch wenn in dem Backofen etliche kalte Körper angebracht werden.

Endlich ist es mit aller Aufmerksamkeit, die man auch anwenden mag, um einen Brütofen gut zu regieren, doch nicht möglich, den zwey und dreyßigsten Grad der Wärme, der der Henne eigen ist, beständig und ohne Unterbrechung zu erhalten. Zum Glück aber ist diese Bestimmung nicht untheilbar; und man hat es gesehen, daß die Wärme von acht und dreyßig bis zu acht und zwanzig Grade verändert ist, ohne daß der Brut der geringste Nachtheil dadurch zugewachsen sey. Doch muß man hier bemerken, daß das Uebertriebene in diesem Falle viel mehr zu fürchten sey als das Mangelnde, und daß einige Stunden, vom acht und dreyßigsten oder auch nur vom sechs und dreyßigsten Grade, viel mehr Schaden thun würden, als einige Tage vom vier und zwanzigsten Grade; und der Beweis davon, daß dieses Maaß einer mindern Wärme noch mehr vermindert werden

den

den könne, ohne daß solches sehr üble Folgen habe, wird dadurch untrüglich, daß, wenn man in einer Wiese, die abgemähet wird, ein Feldhühnernest findet, und die Eyer auch sechs und dreyßig Stunden lang im Schatten bewahret, weil man in der Zeit noch keine Henne zum Brüten finden können, man dieselben alsdenn doch nach Verlauf von drey Tagen sämmtlich auskommen sehen, ausgenommen diejenigen, die man geöfnet hatte, um zu sehen, ob auch schon junge Feldhühnchen darinn wären. So viel ist aber auch wahr, sie waren alle schon sehr weit gekommen, und es hat keinen Zweifel, daß ein viel stärkerer Grad der Wärme im Anfange des Brütens erfordert werde, als gegen das Ende dieser selbigen Zeit, da die eigene Wärme des kleinen Vogels schon fast allein zu seiner Entwickelung hinreichend ist.

In Ansehung der Feuchtigkeit, weil selbige der Wirkung des Brütens gar zu nachtheilig ist, so muß man sichere Mittel haben, um es zu erfahren, ob sie schon in den Ofen eingedrungen sey, um sie zu vertreiben, wenn sie schon eingedrungen ist, und um es zu verhindern, daß sie von Neuen nicht wieder kommen möge.

Der einfachste Hygrometre und der am geschicktesten ist die Feuchtigkeit der Luft in dieser Art von Ofen zu erforschen, bestehet in einem frischen Eye, welches man darein legt, und welches man einige Zeit darinnen lässet, bis der gerechte Grad der Wärme darinnen ist. Wenn am Ende einer halben Viertelstunde oder etwas mehr, dies Ey sich mit einer leichten Wolke überzieht, die ungefähr derjenigen gleicht, die der Athem auf geschliffenem Glase hervorbringt, oder vielmehr derjenigen, mit welcher sich die äußere Fläche eines Glases beziehet, in welches man im Sommer auf Eis gesetzte Getränke gießet, so ist es ein Zeichen, daß die Luft im Backofen zu feucht sey;

und

und das wird allezeit desto gewisser, je länger die Wolke Zeit nöthig hat, um sich zu zertheilen, welches gemeiniglich in den Ofen auf Gerberlohe oder Mist geschiehet, die man in einem verschloßenen Ort hat anlegen wollen. Das beste Mittel wider diese Unbequemlichkeit ist, die Luft in diesen verschloßenen Orten zu erfrischen, indem man verschiedene Zugwinde durch entgegen gesetzte Fenster darin verursacht, oder in Ermangelung der Fenster einen Weher, der der Größe des Raums gemäß ist, darin anbringt und bewegt. Bisweilen wird selbst durch eine große Anzahl von Eyern und deren Ausdünstung eine zugroße Feuchtigkeit in dem Ofen verursachet, und in dem Falle muß man alle zwey oder drey Tage die Eyerkörbe auf einige Augenblicke aus dem Ofen nehmen, und denselben blos mit einem Hute, den man auf verschiedene Art darin bewegt, auswehen.

Es ist aber nicht genug, die Feuchtigkeit, die sich in dem Ofen gehäuft hat, wegzuschaffen, sondern man muß ihr auch, so viel als nur möglich ist, von außen allen Zugang verwehren, indem man die äußern Wände mit gepreßten Bley oder guten Kitt, oder Pflaster, oder stark gekochten Pech bekleidet, oder sie wenigstens verschiedenemal mit Oel überstreichet und solches tüchtig kochen lässet, und die innern Wände mit Bändern von Blasen oder mit dicken grauen Papier anklebt. Auf diesen wenigen und leichten Ausführungen beruhet das ganze Werk der künstlichen Brütung, und nach denen müssen sich der Bau und die Ausmessungen der Ofen oder geheizten Gemäche, die Zahl, die Gestalt und die Vertheilung der Körbe, und alle die kleinen Handlungen richten, die die Umstände vorschreiben, die der Augenblick selbst eingibt, und die uns durch eine unendliche Menge von Worten bereits auseinander gesetzt sind, und die wir hier in einige Zeilen faßen werden, ohne jedoch das geringste dabey zu vergessen.

Der einfachste Brütofen ist ein Faß, welches inwendig mit angeleimten Papier beklebt, und oben mit einem wohl einpassenden Deckel bedeckt ist; in der Mitte muß dasselbe mit einem großen eingeschnittenen Loche versehen werden, in welches das ausgeschnittene Stück wieder eingefüget wird, um dadurch in den ganzen Ofen sehen zu können, und rund um dieses große Loch müssen verschiedene andere kleinere gemacht werden, die zur Behandlung der Wärme als Luftlöcher dienen, und in die die ausgeschnittenen Stückchen ebenfalls wieder eingefugt sind. Man setzet dieses Faß mehr als drey Viertel von seiner Höhe tief in warmen Mist. In das Inwendige desselben setzt man in einer gehörigen Entfernung zwey oder drey Körbe übereinander, die durchsichtig geflochten sind; in jedem derselben macht man zwey Lagen Eyer, jedoch mit der Vorsichtigkeit, daß die oberste Lage aus wenigern bestehe als die unterste, damit man auch auf diese sein Auge haben könne. Man bringt auch, wenn man will, in der Mitte eines jeden Korbes ein Loch an, und nach der Art eines jeden kleinen Ziehbrunnens, der durch die Uebereinstimmung dieser Oefnungen, die alle gegen die Mitte des Fasses gerichtet sind, hängt man einen Thermometer darein, dessen Grade richtig eingetheilt sind. Man setzet an verschiedenen Stellen des Umkreises noch mehrere darein; man unterhält dadurch die Wärme in dem erforderlihen Grade, und man erlangt junge Hühner. Man kann auch, um mit der Wärme haushälterisch umzugehen, und auch davon Vortheil zu ziehen, der sonst gemeiniglich verloren geht, die Ofen der Pasteten- und Brodtbäcker, die Schmelzofen der Schmiede und Glasmacher, auch sogar einer Stube oder Kaminplatte gebrauchen, wenn man sich dabey nur allezeit der Hauptsache erinnert, daß der glückliche Erfolg des künstlichen Brütens, vorzüglich von einer genauen Eintheilung der Wärme, und von der Entfernung aller Feuchtigkeit abhange.

Wenn

Wenn die Ofen ansehnlich sind, und es geht gut damit, so bringen sie Tausende von jungen Hühnern auf einmal hervor; und selbst diese Menge würde, in einer Himmelsgegend wie die unsrige ist, nicht ohne Unbequemlichkeit seyn, wenn man nicht ein Mittel erfunden hätte, daß man beym Aufziehen der jungen Hühner eben so gut ohne Henne fertig werden könne, wie man dieselbe beym Ausbrüten entbehren konnte; und diese Mittel kommen alle darauf heraus, daß sie auf bald mehr bald weniger vollkommene Art, eine Nachahmung von alle demjenigen sind, was die Henne selbst vornimmt, wenn die Jungen ausgekommen sind. Man hat zum Beyspiel beobachtet, daß der Hauptzweck aller sorgfältigen Bemühungen der Mutter darinn bestehe, ihre Küchlein an Oerter zu führen, wo sie ihre Nahrung finden können, und sie wider die Kälte und alle widrigen Wirkungen der Luft zu schützen; man hat das Mittel erfunden, ihnen alles das zu verschaffen, und zwar noch mit größern Vortheilen, wie die Mutter es selbst thun konnte. Wenn sie im Winter geboren werden, so hält man sie einen Monath oder sechs Wochen in einer Stube, die in eben dem Grade gewärmet wird, wie der Ofen war, in dem sie ausgebrütet wurden; nur muß man sie des Tages fünf oder sechsmal herausnehmen, um sie in freyer Luft, und besonders in der Sonne zu füttern. Die Wärme der Stube hilft zu ihrer Entwickelung, und die äußere Luft stärket sie, und sie kommen gut fort: Brodtkrumen, das Gelbe vom Eye, Suppe und Hirse, sind ihre erste Nahrung. Ist es im Sommer, so hält man sie nur drey oder vier Tage in der Stube, und in der ganzen Zeit ziehet man sie nicht anders aus dieser Stube, als um sie in ein dazu bereitetes kleines und ihnen statt der Mutter zubereitetes Behältniß (poussiniére) zu bringen. Dies ist eine Art von viereckigten Bauer, welches von vorne mit einem Gegitter von Eisendrat, oder auch nur mit einem

blos-

blossen Netze zugemacht ist, und oben einen Deckel hat, der geöfnet werden kann. In diesem Bauer, in welchem die Küchlein zu essen finden; sie müssen aber auch, wenn sie genug gegessen haben und herumgelaufen sind, einen Schutzort haben, wo sie sich erwärmen und ausruhen können, und daher kömmt es, daß die Küchlein, die von einer natürlichen Mutter geführet werden, die Gewohnheit haben, sich unter die Flügel derselben zu sammlen, wenn sie gesättigt und vom Laufen ermüdet sind. Der Herr von Reaumur hat zu demselben Gebrauch eine gekünstelte Mutter erfunden. Dies ist eine mit Hammelfellen ausgefütterte Kiste, deren Grund viereckigt, und die oben eben wie der Obertheil eines Pultes abhängig ist. Er setzet diese Kiste an einen von den Enden des Hühnerbauers, und zwar so, daß die jungen Hühner gerades Weges darein gehen, und sich zum wenigsten auf drey Seiten wenden können, und erwärmet dieselbe von unten mittelst einer Feuerstube, die man so oft mit frischen Kohlen versieht, wie die Umstände es erfordern. Die Abhängigkeit dieses Deckels liefert den Küchlein verschiedene Höhen nach der Verschiedenheit ihrer Leibesgröße; weil sie aber die Gewohnheit haben, besonders wenn sie kalt sind, sich zu drücken, und wohl gar sich aufzuhäufen, indem sie eines auf das andere springen, und daß folglich die Kleinsten und Schwächsten in dieser Menge in Gefahr gerathen, von den Größern erstickt zu werden, so lässet man diese Kiste oder gekünstelte Mutter an beyden Enden offen; oder vielmehr, man macht sie an beyden Enden blos durch einen Vorhang zu, den das kleinste Küchlein aufzuheben im Stande ist, damit es allezeit die Gelegenheit habe mit leichter Mühe heraus zu kommen, wenn es sich gar zu sehr gepresset fühlet, und wenn es alsdenn herumgehet, an der andern Seite wieder hereinkommen und sich einen weniger gefährlichen Platz aussuchen könne. Der Herr von Reaumur hat auch noch darauf

gedacht

gedacht, dieses Hinderniß durch eine andere Vorsichtigkeit zu vermeiden, und die besteht darinn, daß man den gedachten abhängigen Deckel der erkünstelten Mutter, so niedrig macht, daß es den Küchlein nicht möglich ist, eins auf das andere zu springen. Man muß aber alsdenn an beyden Enden Stützen anbringen, wodurch man den Deckel, so wie die Küchlein größer werden, auch mehr in die Höhe treiben kann. Er verbessert dies noch dadurch, daß er besonders seine größten Hühnerbauers durch eine queer durchgehende Scheidewand in zwey gleiche Theile schneidet, um die größern jungen Hühner von den Kleinern absondern zu können; er lässet auch kleine Rollen setzen, um sie desto leichter von einer Stelle zur andern bringen zu können; denn es ist durchaus nothwendig, daß man sie nicht allein alle Nacht, sondern auch bisweilen bey Tage, wenn das Wetter rauh ist, in die Kammer bringe; und es ist nöthig, daß diese Kammer zu Winterszeit gewärmet werde. Uebrigens aber, ist es in Zeiten, die nicht zu naß oder zu regenhaft sind, gut, die vorgedachten Bauers der freyen Luft und der Sonne auszusetzen, doch so, daß sie vom Winde nicht gefasset werden können. Man kann sogar die Thüren derselben offen halten, und alsdenn werden die jungen Hühner es bald lernen, entweder im Miste zu kratzen, oder das weiche Gras zu bicken, und wieder hereinzugehen, um ihre Mahlzeit einzunehmen, oder sich unter der erkünstelten Mutter zu wärmen. Wenn man sich der Gefahr nicht unterwerfen will, sie dergestalt frey herum schwärmen zu lassen, so setzet man an dem einem Ende dieses kleinen Bauers, ein ordentliches Hühnerbauer, welches so daran stehen muß, daß sie aus dem einen in das andere kommen können, und das wird ihnen alsdenn Raum genug geben, um sich zu erquicken, und einen verschlossenen Spatziergang zu machen, bey dem sie in Sicherheit bleiben.

Je länger man sie aber in der Gefangenschaft hält, desto genauer muß man auch darauf achten, sie allezeit mit einer Nahrung zu versehen, die ihnen zuträglich ist. Außer der Hirse, dem Gelben vom Eye, der Suppe und den Brodtkrumen, lieben die jungen Hühner auch den Rübsaamen, den Hanfsaamen, und andere Arten Saamen von dieser Art; die Erbsen, die Bohnen, die Linsen, den Reis, Graupen und Grütze von Gerste und Haber, gequetschten türkischen Weizen und Buchweizen. Es ist nützlich, und es gehöret noch mit zur guten Wirthschaft, wenn man den größten Theil dieser Körner, ehe man sie den jungen Hühnern giebt, zuvor in siedendem Wasser klein macht; diese wirthschaftliche Handlung gewinnet ein Fünftel über den Weizen, zwey Fünftel über die Gerste, die Hälfte über den türkischen Weizen, und nichts über den Haber und Buchweizen. Man würde dabey verlieren, wenn man den Rocken wollte klein machen lassen, er ist aber unter allem Korn dasjenige, was die jungen Hühner am liebsten fressen. Zuletzt kann man ihnen, so wie sie nach und nach größer werden, von allen dem geben, wovon wir selbst genießen, nur keine bittern Mandeln und keine Kaffeebohnen. Alles gehackte Fleisch, gekocht oder roh, ist ihnen gut, und besonders die Erdwürmer. Das sind die Gerüchte, die die größten Leckerbissen für diese Vögel zu seyn scheinen, von denen man doch glaubt, daß sie so wenig blutgierig wären, und vielleicht, fügt der Herr von Büffon hinzu, mangelt ihnen nichts, als daß sie nicht, wie verschiedene andere, krumme Schnäbel und Klauen mit Krallen haben, um wirkliche Raubvögel zu werden.

Das junge Huhn, wenn es gut zu essen seyn soll, muß ganz gut, zart, stark vom Fleische und gut gefüttert seyn; in dem Alter von zwey oder drey Monathen, ist es besser und gesunder wie zu jeder andern Zeit; es ist erweichend,

 näh-

nährend, stärkend und erquickend; sein Fleisch liefert gute Säfte, und ist leicht zu verdauen. Es hat viele Aehnlichkeit mit dem Hühnerfleische; es ist selbst noch viel feiner von Geschmack und saftiger; das ist gemeiniglich die Ursache, warum man die Henne in der Suppe gekocht, und das junge Huhn gebraten zu essen pflegt. Das junge Huhn ist deshalb eine sehr gesunde Nahrung; es ist Jedermann, sowohl in gesunden als kranken Tagen zuträglich, und niemals hat der Gebrauch desselben übele Wirkungen hervorgebracht. Es ist zu allen Zeiten, in jedem Alter, und für alle Temperamente gut. Indeß ist es doch für Personen, die schwere Leibesübungen haben, nicht so gut, als das Fleisch von alten Hühnern, weil die eine feste und dauerhafte Nahrung nöthig haben.

In der Arzney, macht man von den jungen Hühnern verschiedene Brühen; dasjenige, was man Junghühnerwasser (eau de Poulet) nennet, ist eine Art von leichter Brühe, die dergestalt zubereitet wird, daß man eine junge Henne drey Stunden lang, in drey Maaß Wasser aus dem Brunnen kochen, aber nicht stark einkochen lässet, nachher das Wasser durch ein Tuch treibet, und solches stark ausdrücket; diesen Trank giebt man demjenigen Kranken, der eine besondere Mäßigkeit im Essen und Trinken beobachten soll, oder wenn man Jemanden, der das Fieber hat, blos eine ganz leichte Nahrung vorschreiben will; er ist auch bey Schmerzen der Eingeweyde und in der cholera morbus gut. Zu dem Ende lässet man ihn überflüßig trinken, um die Galle zu mäßigen, die im Magen überläuft.

Man füllet das junge Huhn auch bisweilen mit Gerstengraupen, oder den vier großen kalten Saamen (les quatre grandes ſemences froides,) oder mit Wurzeln, oder mit andern Apothekerwaaren. Um dem Jun-

gen Hühnerwasser die Kraft zu geben, die es haben soll, so ernähret man die jungen Hühner bisweilen, vorher mit dem Fleische von gehackten Vipern, welches man mit Brodt vermischet, und einen Teig davon machet.

Man lässet hierauf diejenigen Kranken von diesen jungen Hühnern essen, die mit dem Aussatze, der eingewurzelten Krätze, oder dem heftigen Jucken in der Haut behaftet sind; es thut alsdenn eine wunderbare Wirkung, indem es das ganze Geblüt überaus stark reiniget.

Der Doktor Seguier giebt folgende Brühe als ein bewährtes Mittel wider den Durchlauf an. Nehmet ein junges Huhn, leeret es aus, füllet seinen Leib mit einer Unze trockener Rosenblätter, oder auch mit trockenen Rosen und Granatblüthe, von jedem eine halbe Unze; füget Pulver von Chisquеramich de Mesué hinzu, drey Drachmen für einen Erwachsenen, und zwey Drachmen für ein Kind; leget dies Pulver den Rosenblättern dergestalt in die Mitte, daß es ganz davon eingewickelt wird: und wenn dies alles denn in den Leib des jungen Huhns gelegt ist, so nähet denselben von allen Seiten sorgfältig zu, damit im Kochen nichts herausfallen könne: lasset es alsdenn in drey und einem halben Maaß Brunnen- oder Flußwasser so lange kochen, bis es zum halben Schoppen eingezehret ist; nehmet alsdenn den Topf vom Feuer, und setzet ihn in einen andern Küchenkessel, der voll heißen Wassers ist, damit dieser die Wärme der Brühe unterhalte.

Von dieser Brühe giebt man dem Kranken von zwey zu zwey Stunden ein Glas zu trinken. Unmittelbar vorher schmieret man in der Gegend des Magens mit Gräfinsalbe, oder extractu catholico, oder sonst einer stärkenden Salbe. Man legt einen warmen Verband darüber, der von Brodtkrumen gemacht wird, welche in

Wein geweicht sind, in dem man vorher Wermuth, Münze, trockene Rosen und Granatblüthe hat kochen lassen. Diese Behandlung wiederholet man von zwey zu zwey Stunden, jedesmal vorher, ehe man die Brühe zum Trinken eingiebt. Wenn der Kranke schläft, so muß man ihn aufwecken, um die Wirkung des Mittels nicht zu unterbrechen, und man muß demselben, so lange diese Brühe gebraucht wird, keine kräftigere geben. Wird er zu schwach, so kann man ihm blos in zwey Löffel voll von dieser Brühe ein halb Drachma confection alhermées, und lässet ihm wohlriechendes, geistiges Wasser aufriechen, womit man von Zeit zu Zeit fortfähret. Wenn der Kranke, nachdem er die ganze Brühe zu sich genommen hat, sich noch nicht besser befindet, so muß man ihm noch eine machen, und damit in eben der Ordnung fortfahren. Da kann man aber alsdenn einige Portionen von einiger kräftigern Brühe hinzufügen. Nach der Versicherung des Doktor Seguiers, sind verschiedene Personen durch dies Mittel wieder genesen.

Im Fall eines Blutsturzes oder heftigen Nasenblutens, ist die folgende Brühe vortrefflich. Nehmet Alternwurzel eine halbe Unze, Wegebreitblätter, Schafgarbe (millefeuille) Täschelkraut (bourse à berger) Buretschkraut, (Bourrache), von jedem eine halbe Hand voll, rothe Rosen drey Fingerspitzen voll, lasset alles mit einem jungen Huhne in einem Maaß Wasser kochen, und bringt es in zwey Getränke. Lasset es nachher mit einer leichten Pressung durch ein Tuch laufen, und theilet es in zwey Theile, den einen des Morgens nüchtern, und den andern des Abends um fünf Uhr zu nehmen. In jedem Tranke muß man, ehe er eingegeben wird, rothen Bolus und gesiegelte Erde, von jedem ein halb Drachma zergehen lassen, und so hat man ein Mittel wider den Blutfluß und das Nasenbluten.

Vier=

Viertes Hauptstück.

Vom Perlhuhn.

Die Perlhühner sind ungefähr von der Größe und Gestalt unserer gemeinen Haushühner; nur daß sie einen niedrigen abhängenden Schwanz haben, wie die Feldhühner. Sie haben zwey häutige Abhänge, wie die gemeinen Hühner, die ihnen an beyden Seiten der Backe herabhängen. Ihr ganzes Federwerk hat nicht mehr als zwey Farben, schwarz und weiß. Die Flecken dieses Federwerks sind fast durchgehends von einer runden und regelmäßigen, und fast in der Gestalt einer Linse eingerichtetem Form, außer bey den Flügeln, wo sie gleichsam als an eine Schnur geheftet, in die Länge gehen. Die Keulen sind mit kleinen Federn bedecket; die oberste Augenbraune hat lange schwarze Haare, die sich in die Höhe heben. Ueber ihrem Kopfe befindet sich ein Kamm, oder eine Sorte von Haube, die was von der Natur einer trockenen, runzelichten, hellbraunen Haut an sich hat, und innwendig einem Stücke Fleisch gleichet, welches so ausgetrocknet und hart geworden ist, wie Holz. Das Perlhuhn hat einen Schnabel, der eben so beschaffen ist, wie bey den gemeinen Hühnern. Die Haut über den Augenbraunen ist bey den Hähnen blau, und roth bey den Hühnern; die Füße sind bräunlich; ein Drittheil von der Länge des Klauen, ist durch eine Art von Haut vereiniget; der hintere Klaue ist kurz; und die Hähne haben hinter dem Fuße keine Sporn.

Die Perlhühner gehen in Gesellschaft, und sie erziehen ihre Jungen gemeinschaftlich, und selbst diejenigen, die ihnen nicht angehören; sie haben ein durchdringendes

Geschrey, welches beschwerlich ist; daher kommt es, daß man sie an einigen Vorwerkshöfen nicht haben will. Sie sind zornig, und fechten sich gern mit andern Federvieh. Es ist ein lebhafter Vogel, sagt der Herr von Buffon, wenn er von Perlhuhne spricht, unruhig und ungestüm, der nicht gern auf einem Platze bleibt, und der es versteht, sich zum Herrn des Hofes zu machen. Selbst die welschen Hühner müssen sich vor ihm fürchten, und ob er gleich kleiner ist als sie, so weis er sie doch durch seine Heftigkeit zu überrumpeln. Nach dem Pater Margot hat das Perlhuhn dem größern Federvieh schon ehe zwanzig Streiche mit dem Schnabel beygebracht, ehe dieselben einmal daran gedacht haben sich zur Gegenwehre zu setzen.

Elien erzählet, daß die Raubvögel sogar in einer gewissen Insel vor dem Perlhühnern Furcht haben; allein, der Herr von Buffon ist der Meynung, daß die Raubvögel in der ganzen Welt, allezeit zuerst auf dasjenige Federvieh fallen werden, welches den Schnabel nicht so stark, keine Bedeckung auf dem Kopfe hat, und sich nicht so gut zu wehren weis.

Das Perlhuhn ist eines von den staubmachenden Thieren, die in dem Kothe, in dem sie sich wälzen, ein Mittel wider die Beschwerlichkeiten suchen, die sie von dem Ungeziefer empfinden. Es kratzet die Erde, eben wie unsere gemeinen Hühner, und gehet in sehr zahlreichen Heerden. Man jagt sie mit Windhunden, und bedient sich keiner andern Waffen dabey, als der Stöcke. Weil sie sehr kurze Flügel haben, so haben sie einen schweren Flug; aber so wie Belon sagt, so laufen sie sehr geschwind, haben sie den Kopf in die Höhe gerichtet, wie ein Kameel-Pardel. Sie setzen sich des Nachts um zu schlafen, auf die Hofmauren, Hecken, auch wohl gar auf die Hausdächer und Bäume. Sie sind sehr fleißig, sagt Belon

auch,

auch, um ihre Lebensmittel begierig aufzusuchen, und in der That müssen sie derselben auch viel verzehren, und haben in Ansehung der geringen Länge ihrer Eingeweide, mehr davon nöthig, als die gemeinen Haushühner, und das ist durch die Zergliederung dieser Vögel dargethan.

Die Eyer der Perlhühnern, gleichen in Ansehung der Farbe, ihrem Federwerk. Sie sind etwas kleiner, als die von gemeinen Hühnern. Diejenigen, die man zahm gemacht hat, liefern eine Menge Eyer, wogegen die Wilden nur zehn bis zwölfe hervorbringen. Diese suchen in unsern Himmelsgegenden die wässerichten Oerter, eben wie die Fasanen.

Das Perlhuhn gehöret mit zu dem besten Wildbret. Seine Eyer sind gut zu essen; die jungen davon werden eben so aufgezogen, wie die von den gemeinen Hühnern.

Fünftes Hauptstück.

Von Fasanen.

Der Fasan ist ein Vogel, der durch die Schönheit und Mannigfaltigkeit seines Gefieders Jedermann gefällt. Das Männchen ist ungefähr von der Größe eines gemeinen Haushahnes; sein Schnabel hat die Farbe von Horn, ist etwas dick, ungefähr einen Zoll lang, als eine Klinge gemacht, und an der Spitze gekrümmet. Sein Federwerk besteht in einer Vermischung von Feuerrother, weißer und grüner Farbe, und oben auf dem Kopfe hat er bald ein glänzendes Aschgrau, bald ein vergoldetes Dunkelgrün. Die Seiten des Kopfes oder die

Backen, sind ohne Federn, und haben kleine hellröthliche, fleischähnliche Warzen. In der Zeit, da dieser Vogel in der Liebe begriffen ist, trägt jede Seite seines Kopfes einen kleinen Straus von goldgrünen Federn, die unter die Ohren gepflanzt sind, und eine Art von Hörnern vorstellen. Seine Ohren sind breit und tief; aus ihren untersten Winkel gehen einige schwärzliche Federn hervor, die länger sind als die andern. Der Vortheil des Hauptes, die Kehle und der Theil des Halses, der dem Kopfe am nächsten ist, sind goldgrün und schattiren ins Dunkelblaue und ein glänzendes Violet. Das Uebrige des Halses, die Brust, die Höhe des Bauches und die Seiten, sind mit sehr funkelnden, purpurartigen, kastanienbraunen Federn bedecket, die am Ende ein sammetgleiches spielendes Schwarz, und ein sehr lebendiges Violet haben. Die Federn des Halses sind am Ende Herzförmig ausgeschnitten, und an diesem Orte erhebt sich die schwarze Einfassung, so wie der Ausschnitt es mit sich bringt, nach dem Ursprunge des Schwanzes. Der Schwanz ist über zwanzig Zoll lang. Er ist aus achtzehn Federn zusammengesetzt, die aus olivenfarbigen Grau, Schwarz, purpurartigen Kastanienbraun, braun, und braunroth vermischt sind, der Bogen über den Augen ist gelb; die Füße und Klauen sind bräunlicht grau; die Zahl seiner Klauen besteht in vieren, wovon drey vorne sind, und einer hinten. An dem Hintertheile des Fußes befindet sich ein Sporn, der zwar klein, aber sehr spitzig ist. Das Weibchen ist etwas blasser. Das ganze Federwerk desselben besteht in einer Vermischung, von braun, grau, braunroth und schwärzlicht. Es hat um die Augen her einen kleinen Raum, der mit Federn geschmückt, und mit kleinen fleischernen Warzen von einem ziemlich schönen Roth bedeckt ist. Die kleinen Fasanen nennet man im Französischen, Faisandeaux.

Die

Die Fasanen haben ihr ursprüngliches Vaterland in dem alten Königreiche Kolchis, welches man jetzt Mingrelien nennet. In Frankreich haben sie sich seit langer Zeit das Bürgerrecht erworben, jedoch nicht ohne Mühe. Man erzieht sie bey allen Landgütern der Grossen. Diejenigen, die dazu bestimmet werden um ihr Geschlecht fortzupflanzen, dürfen nicht älter seyn als ein Jahr. Die Jüngsten sind diejenigen, die am mehresten und am früheſten legen, und die Ausbrütungen, die am zeitigsten geschehen, haben den mehresten Nutzen.

Man giebt fünf Fasanen einem jedem Hahne; wenn man mehrere Völker davon hat, so muß man sie in der Legezeit von einander absondern. Man legt ihnen zum Sicherheitsorte einen Einschluß in freyer Luft an, groß oder klein, wie man Gelegenheit dazu hat. Diese Einschlüsse müssen gut befestiget seyn, um die Fasanen wider die Hunde, die Katzen, die Ratzen und selbst wider die Menschen in Sicherheit zu setzen, indem die Letztern bisweilen, wenn sie ihre Natur nicht kennen, sie beunruhigen oder erschrecken könnten. Die Fasanen müssen auch Schatten oder sonst einen andern Schutzort haben, um wenn es schlecht Wetter ist, dahin zu fliehen, oder auch wenn sie erschrocken sind, sich verbergen zu können; auch Oerter zum Legen müssen sie haben, die von den Raubvögeln, den Raben und Aelstern nicht gesehen werden können, weil die sonst kommen, und ihnen die Eyer wegnehmen.

Man muß sich hüten, ihnen zu ihrer Nahrung das Korn aus frischen Garben zu geben, und man muß genau darauf achten, daß das Wasser, welches ihnen zum Getränke dienet, niemals schmutzig oder faul, sondern allezeit frisch sey. Zu den eingeschloßenen Wohnungen dieser Thiere, muß man vorzüglich diejenigen Oerter

 wählen,

wählen, an denen sich Pflanzen oder Kräuter finden, wovon sie sich ernähren, und in welche sie sich verstecken können, um sich Schatten und einen Schutzort zu verschaffen. Man giebt sogar den Rath, in diesen eingeschloßenen Oertern allerley Gartenfrüchte zu bauen, als Bohnen, Karotten, Erdäpfel, Zwiebeln, Lactuck und Pastinaken, besonders aber über diese beyden Letztern, weil die Fasanen sehr erpicht darauf sind. Man sagt auch, daß sie viel Werk von der Eichel, von den Weißdornbeeren und von Wermuthsaamen machen. Dennoch aber ist Weizen das beste Futter, was man ihnen geben kann, wenn man solchen mit Ameiseneyern vermischet. In dem verschloßenen Platze kann nichts besser für sie seyn, als wenn die Erde recht frisch ist. Sie finden alsdenn Kröten, Schnecken und Würmer darin, worauf sie sehr begierig sind. Sie haben sogar in kurzer Zeit das ganze Erdreich davon rein gemacht. Unter andern muß man dafür sorgen, daß ihnen kein Mist zwischen das Futter komme. Einige Schriftsteller empfehlen es, genau darauf zu achten, daß sich zwischen den Ameiseneyern, die man ihnen giebt, keine wirkliche Ameisen befinden mögen, weil sie sonst einen Widerwillen gegen die erstern kriegen möchten; **Edmond King** aber will, daß man ihnen sogar die Ameisen selbst geben müsse, und behauptet, daß solches für sie die gesundeste Nahrung, und allein im Stande sey, sie wiederherzustellen, wenn sie schwach und kraftlos geworden sind. Hat man daran Mangel, so kann man auch mit eben den Vortheilen Heuschrecken, Ohrwürmer, Tausendfüßer an ihre Stelle nehmen. Was man aber diesen Thierchen auch zu fressen giebt, so muß man es ihnen doch allezeit mit Klugheit zumessen, aus Furcht, daß sie sonst zu fett werden, und ihnen solches an der Gesundheit schaden möchte.

Sobald die Fasanen ihre Eyer gelegt haben, so muß man sie lieber entweder gemeinen oder welschen Hühnern zum Brüten unterlegen; und in der Zeit daß man auf die Gelegenheit wartet, um sie zum Brüten zu bringen, muß man sie in Kleyen, an einem trockenen Orte aufbewahren, der nicht zu kalt und nicht zu warm ist. Die Fasaneneyer sind kleiner als die von gemeinen Hühnern, und folglich noch viel kleiner, als die von den Schruten; man kann deshalb den Letztern eine größere Anzahl unterlegen, um sie auszubrüten. Die erste Fasanenbrut kann im Monath May auskommen.

Zur Vorsicht kann man einen Kasten von Holz machen, der sechs und funfzig Zoll in der Länge, zwölf bis dreyzehn Fuß in der Breite und eben so viel in der Höhe hat, jedoch ohne Deckel. Zwanzig Zoll von einem der beyden Enden dieses Kastens macht man eine Absonderung mit Stöcken, die drey Zoll von einander gesetzt sind. Man setzet diesen Kasten auf einen trockenen Boden, an eine Mauer, die gegen die Abendsonne steht; die Gegenden von Mitternacht und Morgen würden zu kalt, und die Lage gegen Mittag der Sonne zu sehr ausgesetzt seyn. Und man sehe jetzt, auf was Art man von diesem Kasten Gebrauch machen könne.

Sobald die jungen Fasanen ausgekommen sind, so setzet man sie mit der Henne in den kleinsten Theil dieses Kastens, der andere Theil ist dazu bestimmt, um ihnen zu fressen zu geben. Man bedecket ihn oben mit einem Netze um die Sperlinge abzuhalten, daß sie ihnen das nicht nehmen, was ihnen gegeben wird. Die Trennung durch das durchsichtige Gegitter, lässet ihnen die Freyheit, hinzugehen und ihr Fressen zu suchen, und wieder zur Henne zu kommen, wenn sie gefressen haben. Die Hütte, in welcher die Henne bleibt, muß alsdenn allezeit

mit

mit demjenigen Futter versehen werden, welches ihr zuträglich ist, und man muß ihr auch klares Wasser zu trinken geben In diesem Kasten muß man die jungen Fasanen zehn Tage halten. Die Nahrung, die man ihnen in der Zeit geben muß, muß in Eyern von schwarzen Ameisen bestehen, die man in den Gehölzen suchen kann. Außer diesen Eyern, muß man ein ganzes Hühnerey mit seiner Schaale zu Pulver brennen, solches mit Gerstenmehl vermischen, und ihnen einen Teig davon machen. Man muß diesen Teig zu derjenigen Festigkeit bringen, daß man kleine Kügelchen davon machen kann, die eben die Gestalt und eben die Größe haben, wie die schwarzen Ameiseneyer. Ihr Trank in den ersten sechs Tagen bestehet in etwas Milch, die man ihnen in einer flachen irdenen Schüssel vorsetzt. Den siebenten Tag muß man die Milch mit einer gleichen Menge Wasser absetzen. Alsdenn verändert man ihnen den Teig, und thut das Inwendige vom Eye nicht mehr dazwischen, und nimmt blos die Schale gut klein gerieben und mit Gerstenmehl und Milch durchgeknetet.

Wenn der zehnte Tag verlaufen ist, so nimmt man die jungen Fasanen aus dem Kasten weg, und setzet sie mit der Henne auf einen kleinen mit Stöcken oder Messingdrath abgezäunten und zwey Fuß erhöheten Rasen, damit sie sich nicht zu weit von der Henne entfernen. Alsdenn kann man ihnen bloßes Wasser zu trinken, und einen Teig, der von nichts anders als Gerstenmehl und Wasser gemacht ist zu fressen geben, doch muß man noch beständig darauf bedacht seyn, ihnen nach der Mahlzeit einige Ameiseneyer vorzusetzen. Auf diese Art behandelt man die jungen Fasanen eine ganze Woche lang. Sie werden alsdenn siebenzehn Tage alt seyn. Das ist die rechte Zeit, sie von dem Rasen wegzunehmen, auf dem sie bisher eingeschlossen waren, und ihnen dagegen einen

andern Rasen zu geben, auf dem man sie in ihrer völligen Freyheit lassen muß. Bis Michaelis laufen und fliegen sie denn wohin sie wollen, und entfernen sich dennoch von der Mutter nicht, es wäre denn, daß sie durch die Hunde verscheucht würden.

Mit dieser obbeschriebenen Nahrung muß man so lange bey ihnen fortfahren, bis die Zeit der Aernte heran kömmt. Darauf muß man ihnen einige Kornähren geben, und nachher Erbsen. Es ist eine wunderbare Sache bey den Fasanen, daß diese Vögel, die doch die kleinen Kröten mit so vieler Begierde fressen, dennoch die Eidechsen und Frösche gar nicht anrühren. Ob man gleich Sorgfalt für dies Geflügel anwenden muß, so kann man dasselbe doch mit geringer Mühe aufziehen; allein es kann nur in kleiner Anzahl geschehen, weil die Ameiseneyer eine unentbehrliche Nahrung für dasselbe sind, und man deren selten genug findet.

Wenn man die Gehölze mit Fasanen bevölkern will, so muß man ihnen die Flügel nicht abschneiden, will man sie aber in seinen geschlossenen Plätzen, oder in seinen Lustgebüschen halten, so wird diese Beschneidung durchaus nothwendig. Denn obgleich diese Thiere sehr an denselben Ort gebunden sind, so würden sie es doch bisweilen nicht vermeiden können sich zu verirren, und denn würde man sie verlieren. In diesem Falle schneidet man ihnen die Flügel ab. Man rupfet sie zu dem Ende rund um das erste Gelenk des einen Flügels her. Den Obertheil über diesem Gelenke bindet man mit einem Faden stark zusammen, um dadurch den Auslauf des Geblüts zu verhindern, wenn der Flügel abgeschnitten wird. Diese Operation geschiehet auf die Art, daß man den Flügel in dem Gelenke mit einem so scharfen Messer abschneidet, daß man mit dem ersten Schnitte sicher durchfahren kann;

man muß aber eine ganze Stunde lang auf sie achten, ob sie auch etwa zu stark bluten möchten; und wenn das seyn sollte, so nimmt man sie wieder auf, und fähret mit einer im Feuer glühend gemachten Tabackspfeife über den Schnitt her. Denen, die von der zweyten Brut sind, darf man die Flügel nicht eher als im Monath September abschneiden.

Wenn der Monat Julius feucht ist, so muß man sie des Abends, eine Stunde vor Untergang der Sonne eintreiben, und sie des folgenden Tages ganz früh wieder herauslassen. Das dornichte Genister oder Pfriemenkraut ist dasjenige, was diese Vögel am liebsten zu dem Orte ihrer Sicherheit wählen, und man wird deshalb wohl thun, wenn man dergleichen in verschlossenen Oertern oder Lustgebüschen pflanzet, in denen man sie hält.

Wenn die Fasanen noch ganz klein sind, so werden sie so wie alles übrige Federvieh von einer Art von Läusen angesteckt. Sie werden dadurch sehr mager, und sterben sogar bisweilen davon. Das beste Mittel, um diesem Uebel zuvor zu kommen, besteht darinn, daß man sie so reinlich hält als möglich.

Wenn diese Vögel das Alter von zwey Monathen überschritten haben, so pflegen ihnen die Schwanzfedern auszufallen, und wieder andere hervorzutreiben. Dies ist eine sehr zweifelhafte und gefährliche Zeit für sie. Nichts als die Ameiseneyer sind im Stande dieselbe weniger gefährlich zu machen. Eine Krankheit, die sie mit den jungen Hühnern gemein haben, ist der Pips. Diese Krankheit ist ihnen fast beständig tödtlich, und sie offenbaret sich durch ein weißes Häutgen, welches ihre Zunge überzieht; um sie davor zu bewahren, muß man ihnen oft frisches Wasser geben.

Diese Vögel sind, wenn man sie zu sehr eingeschlossen hält, besonders wenn sie noch jung sind, einer gewissen ansteckenden Krankheit unterworfen, der man nicht anders zuvorkommen kann, als wenn man ihnen ihre Freyheit wiedergiebt. Diese Krankheit äußert sich durch eine ansehnliche Geschwulst am Kopfe und an den Füßen, und durch einen unauslöschlichen Durst, der ihren Tod noch beschleuniget, wenn man denselben stillen will.

Die Fasanen setzen sich des Nachts in die hohen Wälder, und am Tage bewohnen sie die Haufen von gehacktem Holze, die Gesträuche und die Oerter, an denen sich viel Reiserwerk befindet.

Das Weibchen macht sein Nest an der Erde und legt dieselbe Anzahl von Eyern wie das Feldhuhn.

Man sagt, daß ein ordentliches Haushuhn, wenn es mit einem Fasanenhahne gepaaret würde, Eyer mit schwarzen Flecken legte, und daß diese Eyer größer wären, als die von einer gemeinen Henne. Und die Kleinen, die aus diesen Eyern kommen, sollen, wie man sagt, den jungen Fasanen so ähnlich seyn, daß man sich leicht darüber irren könnte.

Die Fasanenjagd geschiehet entweder mit dem Zugnetze (Hallier) oder mit dem Bügelnetze (poche à Lapin) oder mit Fuß- oder Halsschlingen (colliers & Lacets) oder endlich mit dem Hühnerhunde.

Erstlich: um sich des Zugnetzes zu bedienen, so muß man die Oerter wissen, an denen sich diese Vögel gemeiniglich aufhalten, und das erkennet man theils an ihrem Gesange, den sie des Morgens hören lassen, und theils durch die Lockspeisen, die man ihnen vorwirft; dies

letztere

letztere Mittel ist das sicherste. Man wirft Haber oder Korn in die Wege, von denen man weis, daß die Fasanen gemeiniglich daher kommen. Wenn die Menge des hingeworfenen Korns sich vermindert, so kann man überzeugt seyn, daß Fasanen hinkommen; man kömmt dem zu Folge des folgenden Morgens mit Anbruch des Tages wieder, und breitet das Zugnetz über die Fußsteige aus, wo die Wege des Wildes hingehen; man verbirgt sich nachher unter einen Baum, und hat das Auge beständig auf die Netze geheftet. Wenn man merket, daß ein Fasan sich darin gefangen hat, so sucht man ihn ganz leise loszumachen, um diejenigen nicht zu verscheuchen, die ihm nachahmen möchten. Das Werkzeug, welches man auf dieser Jagd brauchen will, besteht in einem Netze von viereckigten Maschen, fünf oder sechs Zoll breit, und drey große Maschen hoch; die Länge desselben muß sich nach dem Wege richten, über welchen man es ausbreiten will; die Stangen, die zu diesem Netze gehören, um es zu halten, müssen dritthalb Fuß von einander entfernt seyn, und der Faden, aus dem das Gewebe zusammengesetzt ist, gut gezwirnet und stark, damit der Fasan es nicht zerreißen könne.

Wenn man zweytens die Fasanen mit dem Bügelnetzen fangen will, so nimmt man eine kleine Ruthe, die fünf bis sechs Zoll lang, und etwas dicker ist als ein kleiner Finger. Man macht beyde Seiten spitz, und steckt sie an beyden Seiten des Weges in die Erde, indem man die Ruthe in der Gestalt eines halben Zirkels umbieget; nachher nimmt man den Bindfaden, der durch die Endlöcher eines Netzes geht, und bindet denselben an der Erde an beyden Füßen der Ruthe fest; man erhebt alsdenn das Netz und befestiget es oben an dem halben Cirkel, doch so, daß es nur lose daran hange. Diese Art ist sehr einfach, doch aber muß man dabey beobachten, daß

die Fasanen durch das Mittel einer Lockspeise in den halben Cirkel hingezogen werden müssen.

Will man sie drittens durch Hals- und Fußschlingen fangen, so macht man sich einen Vorrath von Baumästen, und von Pfälen, die einen Fuß hoch sind; man macht eine Hecke davon, der man nicht mehr als neun Zoll in die Höhe zulegt; an diese Hecken wirft man Korn, um das Wild anzuziehen, und man macht Hals- oder Fußschlingen an die Pfäle, die von Pferdehaar gemacht sind; man hat weiter nichts dabey zu beobachten, als daß man in der Mitte von jeder Hecke eine Oefnung lässet, wo der Fasan durchkommen kann, und da ist es eben, wo das Netz gestellet werden muß. Die Fußschlingen werden an die Erde gelegt, und die Fasanen verwickeln sich alsdenn mit den Füßen darinn; die Halsschlingen müssen aber höher angebracht werden, und zwar gerade so, daß der Fasan mit dem Kopfe daran reichet, weil er sich mit dem Halse darinn fangen muß. Man legt die Fußschlingen auch wohl an Oerter wie bey dem Wasser sind, damit die Fasanen sich in das Netz ziehen, wenn sie hinwollen, um zu trinken.

Die letzte Art um die Fasanen zu erwischen, bestehet viertens in dem Hühnerhunde. Man nimmt ein großes Netz mit sich, welches man Tiras nennet, und es thun sich drey zusammen; der eine führet den Hund, und die beyden andern das Netz. Auf dieser Jagd muß man nicht zu voreilig seyn. Man muß den Hund lange zurückhalten, um seinen beyden Begleitern Zeit zu lassen, daß sie sich mit dem Netz nähern, und sowohl das Wild als den Hühnerhund damit umziehen können.

Die natürliche Art der Fasanen ist so wild, daß sie nicht allein den Menschen vermeiden, sondern auch selbst

einer vor dem andern fliehen, außer im März oder April, indem das Männchen das Weibchen um diese Zeit aufzusuchen pflegt; und es ist alsdenn nicht schwer, sie in den Gehölzen zu finden, weil sie sich zu der Zeit durch ein Schlagen mit den Flügeln, welches weit gehöret werden kann, selbst verrathen; kurz, die Fasanen gehören zu den wildesten Vögeln. Es ist außerordentlich schwer sie zahm zu machen, selbst diejenigen, die an die menschliche Gesellschaft gewöhnet sind, selbst diejenigen, die mit seinen Wohlthaten überhäuft sind, entfernen sich nichts destoweniger von allen menschlichen Wohnungen; man will zwar, daß man sie dennoch angewöhnen könne auf das Pfeifen eines Menschen zurück zu kommen; das heißet aber nur so viel, daß sie auf dieses Pfeifen nur kommen, um ihr Futter einzunehmen, weil ihnen solches dadurch beständig angekündiget wird, daß sie aber, sobald sie ihr Bedürfniß erlangt haben, gleich wieder zu ihrer Natur zurückkehren, und die Hand desjenigen nicht mehr kennen, der sie ernähret hat: es sind unbändige Sklaven, die es nicht lernen können, sich unter das Joch der Dienstbarkeit zu biegen; die kein einziges Gut kennen, welches mit der Freyheit in Vergleichung kommen könnte; die beständig suchen sie wieder zu erlangen, und die nicht die geringste Gelegenheit aus den Händen lassen, um solches zu bewerkstelligen; die Wilden, die diese Freyheit erst kürzlich verloren haben, sind wütend; sie fallen mit heftigen Schnabelhieben über die Gesellschafter in ihrer Gefangenschaft her, und verschonen selbst den Pfauen nicht.

Es giebt gar keine Art von Federvieh, dessen Fleisch einen so ausgesuchten feinen Geschmack hätte, als das Fleisch des Fasanes. Soll solches in seiner völligen Güte seyn, so muß das Thier jung, zart, fett, und wohl genähret seyn. Ueberhaupt giebt das Fasanenfleisch viel Nahrung, bringt gute Säfte, und liefert einen festen und

dauer-

dauerhaften Milchsaft im Magen (chyle); die Eyer dieses Vogels sind ebenfalls vortrefflich. Von allen Gerüchten, die man von dem Fasane zubereitet, kommt doch nichts dem Braten gleich, den man davon macht.

In der Arzney wird der Fasan vorzüglich empfohlen; sein Gebrauch ist denen nützlich, die mit der fallenden Sucht behaftet sind, und auch denen, die von heftigen Zuckungen und Krämpfen angegriffen werden; die Galle desselben wird gebraucht, um die Augen klar zu machen, und um die Flecken von der Hornhaut derselben zu vertreiben. Das Fett, wenn es von Außen gebraucht wird, stärket die Nerven, zertheilet die Schmerzen der Flüße am Körper, und löset die Geschwülste auf.

Sechstes Hauptstück.

Von der Trappe.

Die Trappe oder Trapgans ist ein Vogel, der nach seiner Leibesgestalt den welschen Hahn übertrifft, und sie hat fast alle Eigenschaften der Ente an sich; ihr Federwerk ist von weiß, schwarz, braun, grau und Rosenfarbe vermischt; ihr Schnabel ist drey Zoll lang, und als ein gekrümmter Kegel gestaltet, der bräunlichtgrau ist; ihre Beine, und ein Theil ihrer Keulen, sind mit grauen sechseckigten Schuppen bedeckt, die mit einer zarten Haut überzogen sind. Man findet Trappen, die vom Schnabel bis zu den Klauen gerechnet, drey Fuß hoch sind, so daß dieser Vogel als einer der Größesten von denen betrachtet werden kann, die uns bekannt sind.

Die Trappen erscheinen des Winters in großen Haufen in den Ebenen; eine unter ihnen hält Schildwacht, und giebt seinen Mitgesellschaftern von der geringsten Gefahr Nachricht. Im Sommer trennen sich diese Vögel, um sich zu paaren, und wenn mehrere Männchen zugleich ein Weibchen antreffen, so schlagen sie sich erst, um den Genuß derselben frey zu haben; bisweilen findet man die Schlachtopfer der Liebe an dem Orte, wo das Treffen gewesen ist. Die Trappen setzen sich niemals auf die Bäume, und man findet sie auch nicht im Wasser, es wäre denn, daß die Felder, auf denen sie leben, überschwemmet seyn möchten; sie sind von Natur so furchtsam, daß, so wenig sie sich auch verwundet finden, sie sich doch gleich aus trauriger Trägheit freywillig tödten lassen; sie wollen folglich lieber gar kein Daseyn genießen, als mit Widerwärtigkeiten da seyn.

Diese Vögel nähren sich von Fröschen, Mäusen, Hamstern und Ungeziefer; im Winter aber sind sie frostig. In ihrem Magen findet man kleine Kieselsteine, die sie so, wie der Vogel Straus, verschlucken, um sich die Verdauung zu erleichtern. Ihr Nest ist dem Rabennestern gleich. Die wahre Trappe hat ihren Ursprung nicht in unsern Himmelsgegenden; diejenigen, die man in Champagne und Poitou hat, sind nichts anders als ausgeartete Vögel.

Der Verfasser des Guide de Fermier, behauptet, daß man die Trappen auch in den Häusern und Thiergärten erziehen könne, und nach seiner Versicherung ist solches auch noch nicht einmal schwer. Folgendes ist die Art, nach welcher er damit umgegangen ist. Er hat die Eyer davon gegen den Monat April sammlen lassen, und das hat ihm die mehreste Mühe gemacht. Diese Eyer hat er den welschen Hühnern unterlegen lassen, so

bald

bald sie ausgekommen waren, da er ihnen indeß faule, harte und klein gehackte Eyer geben ließ; sobald sie etwas stark seyn werden, muß man ihnen gleich die Flügel abschneiden weil man sonst zu besorgen hat, daß sie wegfliegen. Die Männchen werden bisweilen kapaunet, weil sie alsdenn eben sowohl größer werden, wie die welschen Hähne. Diese Operation nimmt man mit ihnen nach der Erndte vor. Die Trappe ist in aller Absicht ungleich leichter zu erziehen wie ein Schrute.

Der Flug der Trappe ist von kurzer Dauer, weil ihre Flügel das Gewicht ihres Körpers nicht erhalten können: deshalb geschiehet es bisweilen, daß man sie mit der Hand greifen kann, besonders wenn man sehr eilfertig hinter ihnen her ist, ehe sie ihre ganze Kraft anwenden können.

Wenn man den Fuchs auf der Vögeljagd so zurichten könnte wie den Falken, so würde man große Dienste von ihm haben können; denn es ist leichter, das Wild durch List als durch Gewalt zu erlegen. Wenn dieses Thier auf die Trappenjagd gehen will, so legt es sich an die Erde, und stellet mit seinem Schwanze einen Vogel mit einem langen Halse vor; die hintergangene Trappe nähert sich dem vermeintlichen Raube, und wird dadurch selbst der Raub des Geschicktesten unter allen vierfüßigen Thieren.

Man jagt auf die Trappen mit Windspielen, die sie durch ihre Geschwindigkeit greifen, ehe sie noch im Stande sind, sich von der Erde zu erheben; man fängt sie auch noch mit Angeln, an welche man Aepfel oder Fleisch befestiget; am allermeisten aber gehet man zu Pferde auf diese Jagd. Denn dieser Vogel lässet sich sehr nahe beykommen, und man tödtet ihn alsdenn mit Flintenschüssen.

Hier wollen wir noch die sicherste und einträglichste Art vortragen, um auf die Trappen zu jagen. Man suchet die Seite einer See oder eines Flusses aus, die mit Bäumen besetzt ist, und wenn sie es nicht ist, so pflanzet man Stangen an die Ufer, die acht Fuß lang und eines Armes dick sind. Man stellet sie in gerade Linie, gleich weit von einander entfernt, und etwas abhängig gegen das Wasser. Diese Bäume oder diese Stangen sind nothwendig, um zwey Netze daran zu binden, die lose hängen müssen, und die bis ans Wasser herunter gehen. Diese Netze werden so gehängt, daß sie sich mit ihren Enden erreichen, und in der Mitte sparet man einen engen Gang, durch welchen ein Mensch zu Pferde kommen kann. Nach diesen Vorbereitungen steiget man zu Pferde; man leget sich mit dem ganzen Leibe auf den Hals des Pferdes, und so gehet man in gerader Linie den Trappen entgegen. Sobald diese Thiere das Pferd ins Gesicht kriegen, so laufen sie ihm mit ausgebreiteten Flügeln entgegen. Alsdenn reitet man gerades Weges auf das Netz zu; von da drehet man sich wieder funfzehn Schritt zurück, und man wird es dadurch gewinnen, daß man hinter das Wildpret kömmt. Alle Jäger vereinigen sich sodann, um die Trappen ins Netz zu treiben. Man schlägt alsdenn diejenigen, die sich ins Netz fest gearbeitet haben, mit Stöcken todt. So leicht diese Jagd auch ist, so wird ihr doch dadurch nichts von ihrer Annehmlichkeit genommen.

Wenn die Trappe jung ist, so ist ihr Fleisch ziemlich zart, und von gutem Geschmack. Die Zeiten, wenn sie am besten sind, sind der Herbst und der Winter. Man muß das Fleisch einige Tage hängen lassen, um mürbe zu werden, weil es sonst schwer zu verdauen ist. Doch ist es überhaupt nur für diejenigen Personen gut, die einen guten Magen haben, und die einige Leibesübungen machen, durch welche sie der Verdauung zu Hülfe kommen können.

Sie-

Siebentes Hauptstück.

Von der Gans.

Dies ist ein Thier von einer doppelten Natur, welches auf der Erde und im Wasser lebt. Man theilet die Gänse überhaupt in zweyerley Arten, in die wilden und zahmen, obgleich die letztern eigentlich von den erstern herkommen. Die zahme ist viel kleiner als der Schwan, aber auch viel größer als die Ente. Wenn sie fett ist, so wiegt sie bis auf zehn Pfund. Sie ist drey Fuß lang, von der Spitze des Schnabels bis unten zu den Füßen gerechnet, und die Weite ihrer Flügel enthält vier und einen halben Fuß; ihr Schnabel ist zwey und einen halben Zoll lang; ihr Schwanz hat sechs und einen halben Zoll in der Länge, und ist aus achtzehen großen Federn zusammengesetzt. Dieser Vogel hat einen viel kürzern Hals als der Schwan, aber doch auch einen viel längern als die Ente. Er ist, so wie alles zahme Federvieh, in seinen Farben verschieden. Bald ist er braun und buntfarbig oder gestreift; bald ist er aschfarbig oder weiß mit braun vermischt. Die jungen Gänse haben gelbe Füße, und die alten rothe. Die wilde Gans ist viel kleiner als die zahme. Es hält sehr schwer sie zahm zu machen. Die wilde Gans ist ein Zugvogel, der nur zu uns kommt, um den Winter bey uns zuzubringen. Diese wilden Vögel fliegen in versammleten Haufen, Tag und Nacht durch, mit vieler Ordnung in der Gestalt eines Dreyecks ohne Grundlinie. Sie lassen sich durch ihr durchdringendes Geschrey in einer weiten Entfernung hören. Die Weite ihrer Flügel ist sehr ausgebreitet; auch ihr Hals ist sehr lang. Ihr Schnabel, die Beine und die Plattfüße sind saffrangelb. Der obere Theil des Schnabels ist mit verschiedenen Reihen von kleinen Zähnen besetzt, der Unter-

schnabel aber nur mit einer Reihe von jeder Seite. Auch ihre Zunge hat dergleichen an jeder Seite der äußern Haut; und bisweilen hat sogar ihr Gaum kleine Zähne.

Die Gänse haben das Besondere an sich, daß sie wie eine Schlange zischen, wenn sie in Zorn gerathen.

Vielleicht ist dieses von allem Federvieh dasjenige, was am längsten lebt. Willugby erzählet, daß er eine Gans von achtzig Jahren gesehen habe, die vielleicht noch einige Zeit gelebt haben würde, wenn man nicht gezwungen gewesen wäre, sie wegen ihrer Bösartigkeit, und wegen ihres grausamen Betragens gegen die jungen Gänschen zu tödten.

Nichts ist so gemein, als daß man die Gänse sich zu gewissen Zeiten des Jahrs versammlen sieht, um in andere Länder überzuziehen, aus denen sie nachher wiederkommen, und jede ihre Wohnung wieder zu finden weis. Sie sind indeß sehr schwerfällig von Natur, und haben einen langsamen Gang, welches destomehr zu bewundern ist. Bisweilen führet man sie in Heerden mehr als funfzehn Stunden weit, eben als wenn man einen Haufen welscher Hühner führet.

Man unterscheidet zwo Arten von zahmen Gänsen. Die eine ist groß, schön von Farbe und fruchtbar; die andere, die der wilden Gans sehr nahe kommt, ist kleiner, und hat weniger Uebereinstimmung. Bey Pachthöfen und Landhäusern, haben die Gänse, die weiß und von großer Art sind, vor denen den Vorzug, deren Farbe veränderlich ist. Indeß sind doch das nicht die einzigen Merkzeichen, um die guten Eigenschaften einer Gans zu erkennen. Sie müssen überdas heiter von Augen seyn. Das Männchen nennet sich Gänserich. (Jars.) Viele

be-

behaupten, daß man von den Weibchen, wenn es auf den Ankauf derselben ankömmt, nur diejenigen wählen müsse, die zwischen den Beinen und an den Füßen sehr breit sind.

Das Weibchen der Gänse, fängt dreymal im Jahre an zu legen, wenn man dasselbe vom Brüten abhält; und dadurch zieht man von diesem Geflügel mehr Nutzen. In diesem Falle lässet man die Eyer durch welsche Hühner, oder auch durch die Hühner des Landes ausbrüten. Gemeiniglich ist die Zeit vom Anfange des Mayes bis zu Ende des Junius diejenige, wo die Gänseweibchen ihre Eyer zu legen pflegen. Sie vergessen niemals den Ort, wo sie zum erstenmal gelegt haben, und wo man sie zu dem Ende hingeführet hat; eine Sache, die bey diesem Geflügel sehr besonders ist. Dies geht so weit, daß sie an dem Orte, an dem sie ihr erstes Ey gelegt haben, nach und nach auch alle ihre übrigen Eyer niederlegen. Und an demselben Orte brüten sie dieselben auch aus, wenn man es haben will. Man wird wohl thun, wenn man sie an dem gewöhnlichen Orte ihres Aufenthalts brüten lässet, sondern sie allenfalls eingeschlossen hält, wenn man merket, daß sie es thun wollen. Wenn man ihnen die Eyer, so wie sie gelegt werden, wegnimmt, so legen sie bisweilen wohl hundert, und wohl gar bis zweyhundert; wenn man sie ihnen aber lässet, so fangen sie an zu brüten, sobald sie merken, daß ihr Nest vollständig ist. In der Grafschaft **Hennegau**, in der Provinz **Artois** und in vielen andern französischen Provinzen, macht man einen ansehnlichen Vortheil aus einer so großen Anzahl Eyer; und deshalb siehet man auch, daß dieselben nach der Erndte in großen Haufen mit den welschen Hühnern zugleich in den Feldern weiden.

Wenn man eine Gans brüten lässet, so nähret man sie mit Gerste. Man weichet diese Gerste in Wasser, und man setzet sie der brütenden Gans dergestalt vor, daß sie daran kommen kann, damit sie ihr Nest so wenig als möglich verlässet; oder wenn man auch das Futter nicht neben sie setzen will, so muß man es ihnen doch allezeit zu derselben Stunde und an einerley Orte geben. Sollte man es auch nur ein einzigmal daran mangeln lassen, so würde das schon hinreichen, um die Eyer kalt werden zu lassen, oder der Muttergans das Brüten zuwider zu machen; dergestalt daß alles Gelegte dadurch verlohren gehen würde. Wenn man die Gänseeyer durch gemeine Hühner ausbrüten lässet, so muß man die stärksten, und die man als die besten Bruthennen kennet, dazu wählen. Man kann einer Jeden von solchen Hühnern nicht dergleichen Gänseeyer unterlegen, man wird aber doch besser thun, wenn man ihnen nur fünf oder sechse unterlegt. Die welschen Hühner können allenfalls wohl eilfe ausbrüten. Die Eyer müssen einen ganzen Monath durch ausgebrütet werden, ehe sie auskommen können.

Sobald die kleinen Gänse aus der Schale gekommen sind, so muß man sie mit der Mutter, acht Tage lang an einem engen Orte einsperren; zu ihrer Nahrung muß man ihnen eingeweichte Kleyen und gekochte Gerste geben. Wenn diese Zeit vorbey ist, so lässet man sie bey dem ersten guten Wetter los. Wollte man ganz strenge verfahren, so würde man sie gleich los lassen können, so bald sie geboren wären, und denn würde ihnen das Graß, auf welchem sie weideten, zur Nahrung dienen können.

Wenn man die jungen Gänse aufziehen will, so muß man dem Mädchen, welches den Hühnerhof zu besorgen hat, einbinden, daß sie dieselben nicht ausgehen lässet, wenn es regnet. Denn in den ersten Tagen, in welchen

sie die freye Luft genießen, ist ihnen der Regen sehr schädlich, ob sie gleich alsdenn gern auf dem Wasser schwimmen. Man muß es diesem Mädchen auch sagen, daß sie die jungen Gänse nicht eher bey die alten kommen lässet, bis sie stark genug werden, um sich gegen die Schnabelstreiche vertheidigen zu können, denen sie als neue Ankömmlinge ausgesetzt sind. Wenn diese Thiere ihre völlige Stärke haben, so nehmen sie ihre Nahrung nicht anders, als auf den Feldern. Verschiedene haben jedoch die wirkliche Gewohnheit, daß sie diesen Thieren zweymal des Tages, des Morgens und des Abends, etwas dicke Kleyen, Laktuk-Salat, Zichorien, Gartenkresse geben, um ihnen Trieb zum Essen beyzubringen, und denn schicken sie dieselben alle Tage in die Nachbarschaft und an etwas Wasser, unter der Anführung eines Hirten, der oft nur ein Kind ist, und dessen Amt darinn bestehet, darauf zu achten, daß sie nicht an verbotene Oerter fliegen, und daß sie keine Nesseln, keine Himbeeren, und besonders kein Bilsenkraut fressen, weil sie davon sterben, und man solches deshalb auch den Tod der Vögel (mort aux oiseaux) nennet, so wie auch der Schierling für sie ein tödtendes Schlafmittel ist.

Einige Schriftsteller legen den Gänsen die Eigenschaft der Dummheit bey, aber sie irren, denn sie sind so wachsam, wie irgend ein Thier seyn kann. Ihr Schlaf ist nicht feste, und bey dem geringsten Geräusche werden sie wach. Sie verrichten sogar oft das Amt des Hundes, denn sobald sie nur das geringste hören, so können sie es nicht lassen, ein starkes Geschrey zu machen. Es wird in der römischen Geschichte erzählet, daß die Gänse auf dem Kapitol zu Rom die Soldaten aufweckten, die in der Wachtstube waren, und daß das die Ursach geworden sey, daß der Feind in demselben Augenblicke zurückgetrieben worden, wie er im Begriff gewesen;

sich

sich der Festung zu bemeistern; und deshalb haben denn auch die Römer die Gänse unter die heiligen Vögel gezählet. Emery versichert, daß diese Thiere sehr gelehrig wären. Auf dem Lande gebraucht man sie oft, um ein Rad umzudrehen, welches zum Bratenwender dienet.

Wenn man sowohl die alten als jungen Gänse mästen will, so rupfet man ihnen unter dem Bauche die Federn weg, und sperret sie in einen warmen, engen und dunkeln Ort ein. Einige, anstatt sie einzusperren, blenden ihnen die Augen, und das verhindert sie weder am Fressen noch am Saufen. Man begnügt sich damit, ihnen nur einmal zu fressen zu geben, und denn wissen sie ihre Nahrung selbst zu suchen. Allein man muß es ihnen niemals daran fehlen lassen. Man giebt ihnen türkischen Waizen, Feldbohnen, Erbsen oder Buchwaizen, und setzet ihnen zwischen durchgeriebene Holzkohlen vor. Wenn diese Vögel alt geworden sind, so hat man wenigstens vier Wochen nöthig um sie fett zu machen, wenn sie aber jünger sind, so haben sie in vierzehn Tagen, oder höchstens drey Wochen ihre ganze Fettigkeit erlangt. Niemand versteht die Kunst sie fett zu machen so gut, als die Juden. Zu Paris wird ein ansehnlicher Handel mit fetten Gänsen getrieben, und zwar um die Zeit von Martini. Vor der Zeit verkaufte man sie in dieser Stadt nirgend anders als in der Gänsestraße, die jetzt die Bärengasse genannt wird. Die Kaufleute, welche damit handelten, hiessen vorzüglich Gänsekrämer (Oyers).

Unsere Vorfahren gaben nur drey Gänse bey einem Ganser. Es thut indeß nichts, wenn man auch sechse dabey setzet, weil er im Stande ist, denselben genug zu thun.

Man muß nicht mehr als dreyßig junge Gänse unter ein Dach setzen; in vorigen Zeiten setzte man sogar nur zwanzig darunter. Die Großen pflegen gemeiniglich die Kleinen zu schlagen, und man muß sie deshalb in geflochtene Hürden oder auf eine sonstige Art von einander absondern. Man muß ihnen ihr Lager oft erneuren, damit solches allezeit trocken, frisch, reinlich und fein sey. Auf diese Art wird man sie wider alles Gewürme in Sicherheit setzen.

Sobald die jungen Gänse zwey Monathe alt sind, so rupfet man sie zum erstenmale, und wiederholet solches im Anfange des Novembers zum zweytenmale, jedoch das zweytemal mit Mäßigkeit, weil alsdenn der Winter schon näher kommt, und ihnen solches also leicht eine Erkältung verursachen könnte. Wenn man die jungen Gänse rupfet, so kann man solches zu gleicher Zeit auch mit ihren Alten vornehmen. Die Theile des Körpers, an denen man sie von den Federn entblößet, sind gemeiniglich der Bauch, der Hals und der Obertheil des Flügels. Diese Theile haben niemals andere Federn, als solche, aus denen die Betten verfertiget werden. Man will versichern, daß die Federn von todten Gänsen nicht so gut seyn sollen, als die von lebendigen. Fast eben das sagt man von den Federn von magern Gänsen, die einen großen Vorzug vor denen von fetten Gänsen haben sollen. Will man gute Federn zum Schreiben haben, so muß man sie den Gänsen in den Monathen März und September ausziehen. Man suchet sie in den Flügeln, und wenn man diese Federn gebrauchen will, so ziehet man sie durch heiße Asche, und nimmt ihnen dadurch ihre Fettigkeit.

Ueberhaupt kann man von den Gänsen so viel rühmen, daß sie von der Art Vögeln sind, die den größten Vor=

Vortheil bringen, und wenig zu unterhalten kosten. Sie legen gemeiniglich zwölf Eyer, und eine Muttergans kann achtzehn ausbrüten. Ihre ganze Nahrung, so lange als sie brüten, bestehet höchstens in einem Himten Gerste. Rechnet man diesen Himten auf zehn Groschen, so kosten doch achtzehn junge Gänse, die von dieser Brut kommen, nicht mehr als zehn und einen halben Mariengroschen, und nachher kosten diese Thiere nicht ehe das geringste wieder, bis man anfängt sie fett zu machen. Ein Himten Gerste ist auch hinreichend um sie fett zu machen, und das für jedes Stück, und folglich kann eine fette Gans nicht höher als auf ein und zwanzig Sols oder zehn und einen halben Mariengroschen kommen.*)

Ehe man aber anfängt sie fett zu machen, kann man ihnen dagegen auch dreymal die Federn ausrupfen, und die müßten sehr geringe bezahlt werden, wenn sie nicht wenigstens zwölf Sols oder sechs Mariengroschen gelten sollten. Wenn man zwölfe von ein und zwanzig abzieht, so können nur neun Sols als die ganze Kosten um eine Gans fett zu machen, übrig bleiben. Wenn eine Gans so weit gekommen ist, daß sie ihren gehörigen Grad von Fettigkeit erlangt hat, so kann man sie ungefähr viermal so theuer verkaufen, als sie zu mästen gekostet hat.

Hier-

*) Der Uebersetzer hatte sich zwar vorgenommen nicht die geringste Anmerkung zu machen; aber bey dem Hauptstücke von der Gans kann er doch den Einfall nicht verbergen, daß es in der Provinz, wo die Urschrift gemacht ist, entweder magere oder kleinere Gänse geben müsse als in Deutschland, oder daß der Verfasser die Natur derselben nicht gekannt habe, weil besonders eine pommerische und westphälische Gans ihr Gewicht bisweilen auf achtzehn Pfund bringt, dagegen aber auch zu ihrer Mastung mehr als einen Himten nöthig hat.

Hieraus kann man urtheilen, von welchem Nutzen es für einen Wirthschafter seyn müsse, diese Art von Federvieh bey seinem Vorwerke aufzuziehen, weil sie so viel einbringen, und doch so wenig Mühe und Kosten erfordern um aufgezogen zu werden. Als ein guter Hausvater kann man gar nicht umhin dergleichen zu haben. Indeß ist es zwar wahr, daß man diesen Thieren gewisse kleine Fehler vorgeworfen hat, die aber doch bey weitem nicht so stark sind, als man sich solches noch heut zu Tage einbildet. Die Gans hat einen sehr starken Schnabel, der inwendig mit zwo Reihen scharfschneidender Zähne besetzt ist, so, daß sie im Stande ist, das Gras, wenn es nicht ganz tiefe Wurzeln gefasset hat, bis auf einige Fuß aus der Erde loszuarbeiten. Dieser leichte Schaden aber, wird theils durch die Fruchtbarkeit der nahe dabey befindlichen Kräuter, und theils durch die Wohlthat eines warmen Regens, geschwind wieder ersetzet. Und sogar, wenn man von ungefähr einige Grasbüsche findet, die von den Gänsen ausgezogen sind, so ist solches doch gemeiniglich nur in den schlechten Wiesen, die durch darin stehendes Wasser abgerissen sind, und in denen nichts anders wächset, als schmales dem Frauenhaare gleichendes Kraut, welches gemeiniglich mit Schaum umgeben ist. In Ansehung des Korns ist es kein Zweifel, daß die Gänse demselben, besonders wenn es noch schwach ist, vielen Schaden thun können, und deshalb muß man sie so viel möglich davon abzuhalten suchen, weil sie von Natur sehr gefräßig sind. Es giebt sogar einige Baurendörfer, in denen man stark dafür sorget, ihnen die vornehmsten Federn zu nehmen, um sie dadurch desto leichter abzuhalten, in der Saat-Zeit nicht ins Korn kommen zu können. Wenn aber die Gänse diesen Früchten auch schädlich sind, so darf man doch deshalb nicht daraus folgern, daß sie solches auch in den Brachfeldern, und den undankbaren Weiden seyn sollten,

in denen das Vieh oft Mühe hat, seine gewöhnliche Nahrung zu finden. Diese weitläuftigen Weiden, sind fast beständig an Hügeln gelegen, an denen das Gras sich so fest an die Erde gesetzt hat, und oft so kurz ist, daß es den Gänsen sauer wird, es los zu machen. Ueberdies gehören die Weiden gemeiniglich den Gemeinden, und dergestalt, daß alle Einwohner das Recht haben, ihre Gänse darinn weiden zu lassen. Es wird deshalb durch alles das, was wir hier gesagt haben, deutlich, daß die Gänse den guten Wiesen niemals Schaden thun, daß man sie aber mit aller Sicherheit in den Heiden, Brachfeldern und auf sonstigen wüsten Gründen weiden lassen könne, und sich blos nur in Acht nehmen müsse, sie von dem Korne abzuhalten. Vielleicht wird man aber sagen, daß ihr Mist eine fressende Eigenschaft an sich habe, und dadurch dem Grase schädlich werden könne; allein das ist ein Irrthum, der sich durch alte Vorurtheile eingewurzelt hat, und dem durch die tägliche Erfahrung widersprochen wird. Denn wenn man zu verschiedenen malen die Oerter untersucht hat, wo dieser Mist eine Zeitlang verweilet hatte, so hat man allezeit gefunden, daß das Gras nicht allein welk, sondern vielmehr noch grüner und stärker geworden war.

Die bequemsten Oerter um die Gänse aufzuziehen, sind diejenigen, die sich in der Nachbarschaft von Flüssen und Sümpfen befinden. Diese Vögel lieben das Wasser, und überdies finden sie in diesen morastigen Oertern verschiedene zuträgliche Nahrungsmittel, als Meerlinsen (lentilles d'eau) Fontainenkraut (pota, mogerons) und andere von eben der Art.

Die Gans ist ein gutes Essen. Der wilden Gans giebt man mit Recht den Vorzug, weil ihr Geschmack saftiger ist. Indeß liefert doch die eine sowohl wie die

an-

andere kein ganz gesundes Gerücht. Man muß deshalb auch mäßig davon gebrauchen, und ihr Fleisch ist nur für Personen von starker Leibesbeschaffenheit gut, die an schwere körperliche Arbeiten gewöhnt sind. Diejenigen aber, die einen schwachen Magen haben, und ein Leben führen, bey dem sie viel sitzen müssen, müssen sich gänzlich davon enthalten. Wenn eine Gans gut zu essen seyn soll, so muß man sie zart, nicht zu alt und nicht zu jung, wohl gefüttert, und von denen aussuchen, die in reiner und heiterer Luft aufgezogen sind.

Die Gans wird auf verschiedene Art zubereitet, um bey unsern Mahlzeiten gebraucht zu werden. Die Keulen sind dasjenige, was am mehresten davon geschätzt wird. Die Einwohner von Gaskonien wissen sie so zuzurichten, daß sie sich ein ganzes Jahr halten können.

In dem ökonomischen Wörterbuch findet man auch eine vortreffliche Art, um ihr Fleisch zu erhalten. Wenn man die Gänse gerupfet und auf dem Feuer abgesenget hat, so hebt man ihnen die Keulen in die Höhe und nimmt den großen Knochen heraus; darauf nimmt man den Magen dergestalt heraus, daß das Fleisch von der Flügeln daran bleibe; nachher schneidet man den Magen in die Länge in zwey Stücke, und nimmt die Knochen heraus. Man zerschneidet unter andern auch den Bürzel, um das Blut herauszubringen, was in den Hintertheilen verborgen seyn könnte; zu gleicher Zeit nimmt man alles Fett heraus um es zu schmelzen; denn überstreuet man das Fleisch mit feinem Salze und lässet es fünf oder sechs Stunden liegen, damit es Zeit habe das Salz anzunehmen; in dem Fette lässet man es darauf bis zum Sieden kochen; nachher ziehet man es heraus, um es abtröpfeln und kalt werden zu lassen. Wenn es kalt ist, so legt man es eins über das andere, und zwischen durch etliche Pfef-

ferkörner, Muskaten, Nelken oder Lorbeerblätter. Dies geschiehet in einem Fäßgen, und wenn das voll ist, so füllet man die Lücken entweder mit Gänsefett oder mit geschmolzenem Schweineschmalz, und macht es nicht ehe zu, bis alles ganz kalt ist, worauf man es denn an einem ganz lüftigen Orte aufbewahret.

Die gebratene Gans ist fast das einzige, was gut von ihren Gerüchten ist, und doch muß man sich noch hüten, daß man sie nicht zu alt und nicht zu jung nehme. Ist sie zu jung, so ist ihr Fleisch zu schleimicht, und ist sie zu alt, so ist dies Fleisch zu hart, zu trocken und von zu wenig Safte.

Auch in der Arzney kann von der Gans Gebrauch gemacht werden. Aus ihrem Blut, ihrem Fett, ihrem Unflath und der untersten Haut ihrer Plattfüße wird Vortheil gezogen. Man behauptet, daß ihr Blut dem Gifte widerstehen könne. Man schreibt es in der Schwermuth in der Menge von einem Drachma bis zu zweyen vor, und auch in andern Krankheiten von dieser Art. Man lässet es trocken werden, machet es zu Pulver, und vermischet es mit etwas Syrup. Von Außen gebrauchet, kann das übermäßige Jucken dadurch geheilet werden. Das Gänsefett ist erweichend, allmählig einschneidend und auflösend. Von Innen gebraucht, macht es offenen Leib. Es ist auch eine gute Salbe bey gichtischen Zufällen, Zuckungen der Glieder und Lähmungen. Wenn Jemand mit der güldenen Ader beschweret ist, so ist es eine vortreffliche Linderung. Die erste Haut von den Gänsefüßen ist mit einer anziehenden Kraft begabt, und ist deshalb sehr gut, um die Blutstürze aufzuhalten, oder um die zu stark werdende monathliche Reinigung zu mäßigen. Auch wider den Frost, Geschwulst in Händen und Füßen kann man es gebrauchen und zwar mit großem

Vor-

Vortheil. Es giebt Schriftsteller, die es behaupten wollen, daß eine zu Pulver gebrannte Gänsezunge wider die Zurückhaltung des Urins gut wäre. Es ist unnütz von ihrem Unflath zu reden, wenn man ihn als Arzney betrachten will. Was hat man nöthig, seine Zuflucht dazu zu nehmen, wenn man andere Mittel hat, die nicht weniger kräftig, und doch nicht so widerstehend sind.

Es ist keinem Menschen unbekannt, wie viel Einfluß dieser Vogel in unsere häuslichen Bedürfnisse habe. Seine kleine Federn dienen uns dazu, um uns unsere Betten zu machen, und uns einen angenehmen Schlaf zu verursachen; und die großen Federn seiner Flügel liefern uns die Werkzeuge zum Schreiben, deren Gebrauch in der ganzen Welt unendliche Vortheile hat.

Achtes Hauptstück.

Von der Ente.

Das Geschlecht der Enten ist vielleicht das ausgebreiteste von allen Geflügelgeschlechtern, die wir kennen. Es begreift verschiedene, sowohl zahme als wilde unter sich. Einige von den Arten der wilden Enten, suchen ihren Aufenthalt auf ruhigen stillstehenden Wassern, auf Seen, auf Flüßen, und dahin gehöret die gemeine wilde Ente; die Ente mit breitem Schnabel und bunten Flügeln, die gefleckte Ente, die Ente mit gespitzten Flügeln, wie Eisenspitzen, die Krickente u. d. gl. andere sind lieber im morastigen Wasser und an den Seeufern. Von den letztern wollen wir hier nicht reden, sondern blos von der gemeinen wilden und von der zahmen Ente.

Die gemeine oder gewöhnliche wilde Ente wieget sechs und dreyßig bis vierzig Unzen: sie ist von der Spitze des

Schnabels bis an das Ende des Schwanzes gerechnet, ungefähr drey und zwanzig Zoll lang; wenn ihre Flügel ausgebreitet sind, so enthalten sie von der Spitze des einen bis zu der Spitze des andern den Raum von fünf und dreyßig Zoll; der Schnabel ist gelblich grün, drittehalb Zoll lang, und fast einen Zoll breit, etwas eingebogen an der Spitze der Oberseite des Kopfes, mit einer Art von Anhange oder runden Nagel, wie der mehreste Theil des Geflügels von dieser Art hat; die untersten Augenlieder sind weißlich, die Plattfüße saffrangelb, die Nägel braun, der Hinternagel fast weiß, der Mittelnagel des Vorderfußes der kleinste, die Häute, die die Zähen an einander heften, aschgrau von Farbe; an der Spaltung der Luftröhre haben sie ein Gefäß, welches man das Labyrinth nennet, und ihre Keulen bis an die Knie sind mit Federn bekleidet. Bey den Männchen hat der Kopf und der Obertheil des Halses ein schönes Grün, worauf von Vorne eine Art vom weißen Halsbande folget; das sich aber hinten zu in keinen völligen Zirkel schließet. Von diesem Halsbande bis an die Brust, ist die Kehle kastanienbraun; die Brust und der Bauch sind von einem Weiß, welches ins Aschgraue fällt, und mit einer Menge von dunkeln Flecken bedeckt, die mit den Hermelinflecken etwas Aehnliches haben; der Obertheil des Halses ist aschfärbig, braunroth, gefleckt; der Mitteltheil zwischen den Flügeln ist röthlich, schwärzlich von unten, und gegen den Würzel noch dunkeler, und mit glänzendem Purpur vermischet; die Seiten unter den Flügeln, und die großen Federn an den Keulen, sind mit durchgehenden sehr schönen braunen Queerstrichen gezieret, die mit weiß und blau vermischt sind; die kleinen sind in Reihen von rothbraunen Federn geordnet, die längern, die aus den Schultern wachsen, sind versilbert und artig bunt, von kleinen braunen Queerstrichen. Ueberhaupt haben sie vier und zwanzig Federn in jedem Flügel; die ersten zehne davon

sind

sind braun; die zehn folgenden am Ende weiß, und haben am äußern Theile der Röhre ein glänzendes Purpurblau mit einem kleinen schwarzen Fleck, der zwischen dem Weißen und Blauen ist; das Ende der ein und zwanzigsten ist von dunkler Purpurfarbe; die Mitte der zwey und zwanzigsten ist etwas, und die drey und zwanzigste ganz versilbert, außer an den Rändern, die von beyden Seiten schwärzlicht sind; die Federn, welche die vorgedachten von außen bedecken, haben mit ihnen einerley Farbe; diejenigen aber, die auf den Purpurfarbenen liegen, sind an den Enden weiß, und darauf folget ein weißer Fleck; so daß die blaue Stelle sich an der einen Seite mit einem weißen, und an der andern mit einem schwarzen Fleck beschließet; sie haben zwanzig Federn im Schwanze, die sich spitzig endigen, und von denen sich viere in der Mitte zirkelförmig umbeugen, schwärzlicht aussehen, und mit einem glänzenden Purpur vermischt sind; die acht folgenden aber sind weißlicht von beyden Seiten, vorzüglich die Aeußersten an ihren äußern Ecken, und jemehr sie sich den umgebogenen Mittelfedern nähern, desto mehr Braunes mischet sich darein. Die Federn, die unter und zwischen den Flügeln zur Decke dienen, sind weiß.

Das Weibchen hat keinen grünen Kopf, und auch kein Band um den Hals, beyde Theile sind aber von weißer, brauner und schwärzlichtrother Farbe vermischet; die Mitte der Federn auf dem Rücken ist schwarzbraun, und die Ecken davon sind röthlichtweiß.

Die wilde Ente behält ihre natürliche Farbe beständig; bey zahmen Enten aber verändert die Farbe oft, von denen einige oft halb, andere aber ganz weiß sind, doch giebt es aber auch genug unter ihnen, die mit den wilden Enten einerley Farbe haben; die Männchen unter den Enten sind allezeit größer als die Weibchen. Die wah-

re Unterscheidung, die man zwischen den Enten machen sollte, müßte eigentlich darinn bestehen, daß man sie in große und kleine theilte, und solches sowohl bey zahmen als wilden beobachtete, weil doch die Zahmen ihr ursprüngliches Daseyn den Eyern von wilden Enten zu danken haben.

Die Enten haben kurze, starke und hintenausgebogene Beine, und das macht es, daß sie Leichtigkeit im Schwimmen und Schwierigkeit im Gehen haben; sie gehen deshalb auch langsam und mit Mühe; sie sind sehr schwerfällig, und es wird ihnen sauer, sich zu bewegen.

Nach den Beobachtungen von Gesner, ist ihre Zunge von beyden Seiten mit kleinen Zähnen besetzt, und ihre innern Muskeln sind viel weißer als die äußern. Man bemerket in dem Schnabel und dem Kopfe der Ente, drey Paar Nerven, so wie man sie bey allem Federvieh findet, welches platte Schnäbel hat, und mit dem Schnabel in der Erde suchet oder wühlet, wenn es seine Nahrung suchet.

Der Entrich hat eine schwächere und rauhere Stimme; die Ente hat sie stärker und durchdringender. Aldrorand, der sich darüber wunderte, daß der Entrich ein so starkes und scharfes Geschrey machen, und den Kopf so lange unter dem Wasser halten könnte, hat einen zergliedert, um die Ursach davon zu erfahren; er hat gefunden, daß solches nirgend anders, als von der Gestalt der Haupt-Luftröhre herkommen könne, die bey der Ente ganz anders beschaffen ist, als bey allem übrigen Federvieh. Denn der Ort, wo sich diese Röhre in zween Gänge theilet, um den Weg nach der Lunge zu nehmen, hat sie eine Art von einer harten, knorpelichten, ausgehöhleten Blase, die nach der rechten Seite hingerichtet ist, wo sie viel größer zu seyn scheinet.

Die

Die wilden Enten fliegen im Winter Haufenweise; im Frühjahr aber, ziehen das Männchen und Weibchen Paarweise; von allem Federvieh sind sie aber die gefräßigsten und unersättlichsten; es giebt fast nichts, welches ihnen nicht zur Nahrung dienen könnte.

Man findet ihre Nester nirgend anders, als in den Gesträuchen und hohlen Baumwurzeln; die Zahl ihrer Eyer, die sie gemeiniglich legen, bestehen in zwölf bis achtzehn; unter diesen Eyern findet man so wie unter den Gänseeyern, verschiedene ungestalte.

Wenn man sich die wilden Enten zuziehen will, so lässet man die Eyer von diesen wilden Enten, durch eine zahme Ente oder eine gemeine Haushenne ausbrüten; nichts ist leichter, als die jungen Entgen, die man auf solche Art ausbrüten lässet, zahm zu machen, es ist aber nicht so leicht, die schon von andern wilden Enten ausgebrütete Jungen (Hallebrans) zur Zahmheit zu bringen, wenn man ihnen nicht gleich, sobald sie gefangen sind, die Spitzen von den Flügeln verbrennet, die erst nach langer Zeit kommen sollen; und wenn man ihnen nicht zugleich viel zahme Hausenten zur Gesellschaft giebt, und sie mit reichlicher Nahrung versorget.

Die Entriche werfen ihre Federn ab, wenn die Enten anfangen zu brüten; diese aber federn nicht eher, als bis ihre Kleinen so groß geworden sind, daß sie selbst fliegen können. Wenn die Enten anfangen ihre Federn fallen zu lassen, so sind sie fett und fleischigt, sie werden aber mager, ehe sie ihre Federn gänzlich wieder erhalten.

Varro und **Kolumella** enthalten die Art, die man anwenden kann, um die Wohnungen zu bauen, in denen man die Enten aufziehen kann. Den Erzählungen der

Reisenden zu Folge, sind die Chineser in diesem Punkte sehr fleißig und erfinderisch; man findet unzählige Mengen an den Ufern der Flüsse, in besonders dazu gebaueten Hütten; man lässet sie in den Reispflanzungen herumlaufen; es ist wunderbar anzusehen, auf welche Art sie die bösen Kräuter und das schädliche Ungezieffer vertilgen.

Es wird hier nicht übel angebracht seyn, die Art zu erzählen, die bey diesen Völkern gebräuchlich ist, um die jungen Enten zu erziehen, weil sich solches zu einer physikalisch-ökonomischen Abhandlung gut schicket. Verschiedene Einwohner vom Canton leben blos von Entenhandel. Einige kaufen die Eyer davon, und verkaufen sie wieder; andere lassen sie in den Oefen ausbrüten; und noch andere legen sich blos darauf, die Jungen aufzuziehen. Die Oefen, die zum Brüten bestimmt sind, werden außerordentlich einfach angelegt; man leget eine eiserne Platte auf einen gemauerten Feuerherd; man setzet auf die Platte einen Kasten, der einen halben Fuß groß, und mit Sande angefüllet ist, in welchem die Eyer in Ordnung zurecht gelegt sind; man bedecket sie mit einem Siebe, unter welches man eine Strohmatte legt, um die Eyer zu wärmen.

Sie bedienen sich dabey der Kohlen von einem Holze, welches langsam brennet, und eine allezeit gleiche Wärme unterhält. Anfänglich giebt man ihnen nur etwas Wärme, und nach und nach vermehret man sie zu dem Grade, die im Stande ist die Eyer zum Ausbrüten zu bringen. Wenn man die Hitze bisweilen zu stark vermehret, so kommen die jungen Enten zu frühzeitig aus, und sterben gemeiniglich nach Ablauf von drey oder vier Tagen. Man verkauft die jungen Enten, die auf die Art ausgebrütet sind, alsdenn an diejenigen, die sich besonders mit dem Aufziehen derselben abgeben, und diese wissen es auf die

folgende

folgende Art zu untersuchen, ob sie auch wohl zu früh ausgekommen seyn möchten. Sie nehmen die jungen Enten bey dem Schnabel und lassen ihre Körper herunter hängen; wenn sie sich denn mit Flügeln und Füßen gegen diese Stellung vertheidigen, so ist es ein Zeichen, daß sie gehörig und gut ans Licht gekommen sind; haben sie aber zu viel Wärme empfangen, so bleiben sie ruhig, so lange man sie auch am Schnabel fest hält. Diese letztern bleiben bisweilen so lange lebendig, bis man die jungen Enten aufs Wasser kommen lässet, und das geschiehet gemeiniglich acht Tage nachher, wenn sie ausgebrütet sind; sie fangen alsdenn an zu wanken, werfen sich auf den Rücken, und sterben bald, nachdem sie einige heftige Zuckungen der Glieder ausgestanden haben. Doch aber pflegt man sie noch wohl aus dem Wasser zu ziehen, und sie trocken werden zu lassen, weil sie bisweilen wieder zu sich selbst kommen. Werden sie aber von neuem naß, so sterben sie bisweilen an demselben Taumel. Wenn das Wasser von den Reisfeldern abgelaufen ist, so sammlet man die kleinen Krebse und Krabben, man lässet sie aufkochen und hacken, und im Anfange nähret man die jungen Enten blos mit dieser Vermischung; einige Tage nachher mischet man gekochten Reis und gehacktes Kraut darunter. Wenn sie älter werden, so trägt man sie in ein grosses Behältniß, Sampane genannt, dessen Bretter von Bambusrohr oder indianischem Schilf gemacht sind, welches sich über die Fläche des Wassers erhebt; dies Behältniß ist mit einem Gegitter umgeben, und hat eine Brücke, die gegen das Wasser herabgeht. Man giebt den jungen Enten eine alte Stiefmutter zur Führerinn, die sie leitet, wenn man sie über die Brücke herabgehen lässet, um zu weiden. Die alte Ente ist an das Geschrey, welches des Abends aus der Sampane kommt, wenn man sie wieder zurückrufen, und bey einander haben will, dergestalt gewohnt, daß sie halb schwimmend und halb

fliegend wieder zurückkommt. Diejenigen, die die Aufsicht darüber haben, daß die jungen Enten erzogen werden, verändern alsdenn die Stelle, wo sie mit ihrer Sampane gelegen haben, und lagern sich an einen Ort, an dem dies zahme Federvieh mehr Nahrung hat, sie bleiben damit aber doch beständig an den Ufern, die die Gränze von den Reisfeldern machen. Es ist seltsam anzusehen, wie diese Sampanen beständig von Tausenden großer und kleiner Enten umgeben werden, und das Sonderbarste dabey ist noch das, daß wenn die jungen Enten, aus verschiedenen Sampanen, an demselben Orte geweidet werden, jede doch des Abends die ihrige wieder zu finden weis, sobald sie gerufen werden. Die Chineser beschäftigen sich beständig mit der Fortpflanzung der Enten, außer in den drey Wintermonaten; und obgleich dieselbe mit vieler Mühe verknüpft ist, so siehet man doch nicht, daß sie durch diese Mühe bey allen ihren Sorgfältigkeiten ermüdet werden. Denn sobald die jungen Enten vierzehn Tage alt sind, so finden sie auch ihre Nahrung durch sich selbst. In China liefern die Enten gemeiniglich eine Zubereitung von sich, die denen Leuten anständig und angemessen ist, die ein freyes, gemächliches Leben haben, und daher entsteht die grosse Verzehrung derselben, bey den Vornehmern, die solches ohne Mühe thun können, und daß man sich in diesen Gegenden so stark bemühet, um ihr Geschlecht fortzupflanzen.

Man fängt die jungen Enten mit Vogelleim. Man nimmt drey oder vier Pfund von dem ältesten und besten dazu, auf jedes Pfund schüttet man zwey Hände voll Kohlen von ausgebranntem Stroh, und eine Nußschaale voll Nußöhl; man rühret alles eine Viertelstunde unter einander, und man beschmieret verschiedene Stricke damit, die ungefähr zehn bis eilf Klafter lang sind; man bringt sie an die Oerter, wo sich die wilden Enten gemeiniglich

aufhalten, und man strecket sie auf folgende Art aus: wenn man nicht ins Wasser gehen will, so nimmt man einen kleinen Achen, und man legt die Stricke in die Binsen, oder in andere Kräuter, in welchen sich die jungen Enten zu verbergen pflegen, man setzt alsdenn zwo Stangen, auf die Art, daß die zwo Spitzen davon mit dem Wasser gleich sind; man befestiget eine starke steife Linie daran, die auf den Wasser von Bündeln von trockenen Binsen gehalten wird. Die jungen Enten, wenn sie in diesen Gewächsen sind, gehen beständig darauf herum, und werden unfehlbar so lange gehen, bis sie in die Stricke kommen, durch die sie aufgehalten werden; und wenn sie sich denn erheben wollen, so müssen sie sich die Flügel zerbrechen, und durch die Gewalt, die sie anwenden, um sich zu helfen, müssen sie im Wasser umkommen.

Man bedient sich auch der Hals- oder Fußschlingen, die vom Pferdehaar gemacht sind, um die jungen Enten zu erhaschen, besonders wenn sie sich an Oerter begeben, wo nur anderthalb Fuß Wasser sind, als an den sumpfigten Oertern, oder in überschwemmten Wiesen. Man bemerket diese Oerter genau, und wirft des Tages drey oder viermal Korn dahin, und das ist das sichere Mittel, um sie beständig dahin zu ziehen. Man stellet an diesen Oertern sieben oder acht Dutzend von dergleichen Schlingen aus, und heftet allezeit zwey oder drey an einander. Man bindet sie, um dies zu thun, an die Spitzen von verschiedenen Pfählen, man lässet sie alsdenn so tief an die Erde senken, daß die Enten mit den Schlingen sich etwas in dem Wasser verbergen. Man wirft alsdenn Korn auf diese Schlingen, und so kann es nicht fehlen, daß nicht etwas darinn gefangen werden sollte.

Mit der Angel lassen sich die jungen Enten ebenfalls fangen; so viel als man Angeln hat, so viel starke Bind-

faden

faden muß man auch haben, die jeder vier bis fünf Fuß lang seyn müssen. Diese Angeln müssen an einem Ende des Bindfadens und an dem andern Ende an eine Stange befestigt werden, die man am Ufer des Wassers vorher ziemlich tief in die Erde eingräbt. Zur Witterung heftet man an diese Angeln Frösche, kleine Fische und Stückgen Fleisch.

Die ordentlichen wilden Enten, die Krickenten, die wilden Gänse und andere Arten von dergleichen Federvieh halten sich des Tages auf dem sumpfigten Gegenden, oder auf dem Wasser auf, und nehmen ihren gewöhnlichen Aufenthalt in den Wiesen, an welche die Flüsse anströhmen. Sie entfernen sich, so viel sie können, von allen Hecken und Bäumen, jedoch blos auf zwey oder dreyhundert Schritte. Sie verlassen die Mitte des Flusses, gehen an dem Ufer herum, um in dem Moraste zu wühlen, wo gar kein Wasser ist, und sobald sie die Annäherung von Jemand merken, so gehen sie in das volle Wasser zurück. Sie verlassen solches deshalb des Abends, und gehen hin, um die Nacht in den Feldern zuzubringen, und denn kommen sie des Morgens wieder, um sich wieder ins Wasser zu werfen. Mit einer Maschine, die ein Mensch vor sich her trägt, und hinter der er sich verbergen kann, kann er sie mit einem Gewehr oder Jagdflinte leicht in der Nähe haben, und sie schießen, sobald er ihnen nahe genug ist.

Um diese Maschine fertig zu machen, nimmt man drey Tonnenbänder, die man mit Stricken auf die folgende Art zubereitet und zusammengefüget. Man nimmt einen Strick, der zwey Fuß lang ist, man knüpft die beyden Enden zusammen, und macht noch zween Knoten darein, so daß die vier Knoten den Strick genau in vier gleiche Theile theilen. An jeden Knoten heftet man wieder einen Strick, der fünf oder sechs Fuß lang ist, und steckt sei-

nen Kopf in der Mitte durch: oder man nimmt auch ein Stück Holz, welches mit der Spitze in die Erde gesteckt ist, und welches eben mit dem Menschen, der die Maschine tragen soll, von angemeßener Höhe ist; man legt diesen Strick darüber, und nimmt ein Tonnenband, das man an vier Theilen an die vier Stricke dergestalt anheftet, daß man dem Menschen gerade damit an den Gürtel reichet; man nimmt nachher das zweyte Tonnenband, um dasselbe ebenfalls an vier Stricke anzubinden, und zwar bis an die Mitte der Lenden. Das dritte Tonnenband wird gleichfalls an dieselben Stricke gebunden, und gehet dem Menschen bis auf die Knöchel an den Füßen. Nach diesem versieht man den ganzen Umfang von dieser Maschine mit leichten Baumsträuchen, die an die drey Tonnenbänder angebunden, und so eingerichtet werden, daß die Person, die darinn ist, von diesem Geflügel nicht gesehen werden könne. Diese Person begiebt sich alsdenn mit einer Flinte in die Maschine, und gehet auf den Ort zu, wo das Geflügel sich aufhält; und wenn sie so weit ist, daß sie davon gesehen werden kann, so muß sie ganz langsam gehen, und sich nur nach und nach nähern; und zwar dergestalt, daß die Reiser an der Maschine sich nicht bewegen, es wäre denn, daß solches vom Winde geschähe. Durch dies Mittel kann die Person, die in der Maschine ist, so nahe angehen, als sie Lust hat. Die beste Zeit des Tages, um sich sowohl dieser Maschine, als derjenigen, von der wir vorher die Beschreibung gemacht haben, zu bedienen, ist des Morgens; wenn diese Thiere aus den Feldern zurückkommen; denn es wird alsdenn leichter seyn, sie in der Maaße wie sie ankommen, nach und nach zu schießen, weil sie nicht zugleich, sondern Truppweise kommen; dagegen kann man bey Tage nur ein oder zweymal schießen, weil diese Vögel alsdenn alle zugleich wieder auf dem Wasser zurück sind, und sie alle vor Schrecken auf den ersten Schuß davon fliegen werden, durch den sie die List des Jägers erkannt haben.

Wenn

Wenn man sich desjenigen Mittels nicht bedienen will, welches wir so eben angezeigt haben, so kann man seine Zuflucht zu dem Folgenden nehmen. Man muß sich mit einem Anzuge von Tuch, von dem Kopfe bis zu den Füßen bekleiden, der die Farbe von der Kuh oder vom Pferde hat; und dabey muß man eine Mütze aufhaben, die die Gestalt eines Ochsen- oder Pferdekopfes hat, die mit Hörnern oder Ohren versehen ist, die Augen und ein Loch hat, durch welches man den Kopf stecken kann; und denn muß man auch zwey Stück Tuch von derselben Farbe haben, die man um den Hals nimmt, und die Mütze damit anhält. Weil diese Vögel sich erschrecken könnten, wenn sie blos zwey Beine zu sehen kriegen sollten, so muß man zwey Stück von demselben Stof vom Ende des Ermels und nahe von der Hand an, bis auf die Erde hängen lassen. Wenn man sich diesen Vögeln auf die Art nähern will, so muß man sich als eine Kuh bücken, oder als ein Pferd, welches weidet, indem man die Spitzen der Ermeln nachschleppen lässet, und das Vorderende der Flinte allezeit voraus in Bereitschaft hält, sich denn von einer Seite zur andern schleichet, und sich allmählig so nahe bringt, daß man in dieser gebogenen Gestalt darauf schießen kann; und wenn sie denn in die Höhe fliegen, so kann man sich selbst auch heben, und im Fluge nachschießen. Die beste Tageszeit zu dieser Jagd, ist der Morgen.

Das war dasjenige, was die wilde Ente betrifft, und nun wollen wir auch dasjenige sehen, was man von den zahmen Enten wissen muß.

Die Eyer von der zahmen Ente, sind größer als die von der gemeinen Haushenne. Ihre Farbe ist von der äußern Seite grünlicht. Die größten Enten sind die besten um zu legen. Sie legen gemeiniglich vom Monath

März

März an, bis an den letzten Tag des Monaths May. Sie brüten bisweilen am Ende des Märzes, und denn hören sie auf zu legen. Diese Brut ist deswegen die beste, weil bald darauf die Wärme dazu kommt. Ein Entrich ist hinreichend, um die Eyer von zehn bis zwölf Weibchen fruchtbar zu machen. Man verfähret mit den Enten, wenn sie brüten sollen, auf eben die Art, wie mit den Gänsen. Gemeiniglich giebt man die Eyer von diesen Vögeln, den gemeinen Hühnern zum Brüten unter. Will man diese Eyer durch Hühner ausbringen lassen, so muß man Sorge dafür tragen, ihnen die Eyer dadurch zwey oder dreymal während des Brütens erfrischen zu lassen, daß man sie so oft mit Wasser abwäschet. Es werden neun und zwanzig Tage darzu erfordert, um die Enteneyer zum Auskommen zu bringen. Man erzieht die jungen Enten auf eben die Art, wie die jungen Hühner, nur mit der Ausnahme, daß man den erstern Wasser zum Schwimmen schaffen muß, um sie dadurch munterer und frischer zu machen. Die beste Nahrung für die jungen Enten bestehet in Gerste, gekochter wilder Hirse, (panis), Eicheln und klein gehackten Kräutern, Weinhefen, Brodtkrumen, Krebsen, Gründlingen und andern Arten kleiner Fische.

Man muß hierbey beobachten, daß es, wie wir schon gesagt haben, vortheilhafter sey, die Enteneyer durch Hühner als durch Enten ausbringen zu lassen; und die Ursache davon besteht darinn, weil die Letztern mit ihren Jungen gleich zu Wasser gehen, sobald sie ausgekommen sind, wodurch denn viele umkommen, wenn es kalte Witterung ist, da sie hingegen einer Hühnerhenne zu Lande folgen, und sich also vorher stärker machen, ehe sie dem Wasser ausgesetzt werden.

Man giebt den jungen Enten gemeiniglich einen Ort zur Wohnung ein, der nahe an dem Unkrautshaufen, oder an dem Graben des Hofes ist. In ten Gärten thun sie große Dienste, weil sie die Würmer, die Schnecken, und eine Menge von andern Ungezieser vertilgen, die sonst in den Gärten große Verwüstungen anzurichten pflegen.

Eine Haushälterin kann von den Enten einen ziemlich grossen Vortheil ziehen. Sie erfordern nur wenig Aufwartung. Diese Thiere sind so hart, daß man sie, so zu sagen, sich selbst überlassen kann. Die jungen Enten begeben sich in so frühem Alter aufs Wasser, daß sie den Verfolgungen ihrer Feinde bald entgangen sind. Die einzige Zeit, in welcher die Ente etwas Aufmerksamkeit haben will, ist, wenn sie brüten. Weil sie alsdenn nicht selbst hingehen kann, ihre Nahrung zu suchen, so muß man darauf bedacht seyn, ihr solche vorzusetzen; dagegen ist sie aber auch mit allen Arten davon zufrieden, wie sie auch beschaffen seyn mögen. In den andern Zeiten des Jahrs lebt die Ente gut genug von dem Korn, was im Hofe verstreut liegt, von dem Abfall aus der Küche, und von dem, was das Wasser ihr zuführet. Alles dienet zu ihrer Nahrung; nichts ist für sie verloren. Ihr Fleisch ist indeß wohlschmeckend. Die Ente ist auch eines von den Thieren des Vorwerkshofes, die am wenigsten Schaden darinn thun. Sonsten legt die Ente viele Eyer, die eben so fein und gut sind als die von den gemeinen Hühnern. Sie machten starke Bruten. Die Kleinen, die davon kommen, sind gut zum Verkauf, sie mögen entweder noch kleine Entchen, oder schon ausgewachsene junge Enten seyn. Sowohl in dem einen als andern Falle sind sie leicht fett zu machen. Man setzet sie zu diesem Ende an einen ruhigen und dunkeln Ort, in eine Art von Bauer, und giebt ihnen so viel

Korn und Wasser als sie verzehren können. Man hat auf die Art nur funfzehn, höchstens zwanzig, Tage nöthig, um sie fett zu machen, und alsdenn kann man sie zu einem Preise verkaufen, der die Bemühungen und Kosten reichlich ersetzt, die man damit gehabt hat.

Das Fleisch von der wilden Ente hat den Vorzug vor dem, von der zahmen. Sie ist viel saftiger, und das muß man theils ihren stärkern Leibesbewegungen, und theils der bessern Nahrung zuschreiben, die die wilde Ente einnimmt. Damit die wilde Ente recht vorzüglich und fein von Geschmack sey, so muß sie jung, zart und fett seyn.

Die Personen von zärtlicher Natur, und überhaupt alle diejenigen, denen die Verdauung schwer wird, müssen sich dieser Art von Nahrung gänzlich enthalten.

In der Arzney legt man der Leber von der Ente die Eigenschaft bey, daß sie den Leberfluß (flux hepatique) aufhalten könne. Ihrem Fette legt man es bey, daß solches Schmerzlindernd, erweichend und auflösend sey. Man braucht es zu verschiedenen Salben, die dazu dienen sollen, die Schmerzen zu lindern und aufzulösen, wenn man den angegriffenen Theil damit reibet. Man behauptet auch, daß das Blut der Ente die Eigenschaft habe, den Wirkungen des Otterngiftes und anderer giftigen Thiere zu widerstehen. Die Dosis besteht alsdenn in einem bis zwey Drachmen, die man in einem Glas warmen Wein nimmt.

Die Entenfedern sind viel weicher als die von der Gans. Man stopfet die Oberbetten und Kopfküssen damit.

Neuntes Hauptstück.

Vom Schwane.

Der Schwan ist eines der größten von allem Platfüssigen Federvieh. Wenn er zu seinem gehörigen Alter gekommen ist, so wiegt er zwanzig Pfund. Von dem Anfange des Schnabels bis zu Ende des Schwanzes bestehet seine Länge in sieben und funfzig Zollen, und eben eine solche Länge von sieben und funfzig Zollen, hat er auch bis zum Ende der Füße. Die äussersten Ende seiner Flügel, wenn sie ausgebreitet sind, stehen sieben Fuß und acht Zoll von einander. Sein ganzer Leib ist mit einem überaus weichen und zarten Federwerk bekleidet, weiß wie der Schnee wenn er alt ist, und Aschgrau, wenn er jung ist. Die großen Federposen in den Flügeln des Schwans, sind bey den zahmen viel stärker als bey den wilden. Der Schnabel dieses Vogels, ist in dem ersten Jahre seines Lebens bleyfarbigt, mit einem runden Nagel an der Spitze, und einem schwarzen Strich an jeder Seite, der ihm von den Schnabellöchern bis an den Kopf geht. Von den Augen bis an den Schnabel bemerket man ein dreyeckigtes Feld, von dem der Grundstrich auf dem Schnabel ruhet, und die Spitze gegen die Augen gerichtet ist. Wenn der Schwan ein gewisses Alter erreicht, so fängt sein Schnabel an roth zu werden, der vorderste Winkel am Ende desselben bleibt aber immer schwärzlicht, an dem Grunde aber erhebt sich indeß ein fleischichtes Gewächs, etwas groß, schwarz, merklich, einwärts, oder nach untenhin eingebogen; die Mitte von dem Raum unter den Augen ist beständig schwarz, und bleibt es. Die Grundlage des Schnabels von einem wilden Schwan, ist mit einer gelben Haut,

bedecket. Die Zunge dieses Thiers ist mit kleinen Zähnen besetzt; seine Füsse sind bleyfarbig, und etwas unter den Knien nackend. Der Vorderfinger ist von Außen mit einer Haut befestiget; seine Nägel sind schwärzlicht; sein Magen ist mit dicken und starken Muskeln versehen; seine Gedärme sind groß und acht und mehrmal gebogen. Bey dem zahmen Schwan gehet die Luftröhre nicht bis in das sternum; bey dem wilden Schwan aber, wird sie in der cavitaet aufgenommen, und an diesem Orte findet man sie nach Art einer Trompete eingebogen, und das soll, nach der Versicherung verschiedener Schriftsteller ohne Zweifel viel dazu beytragen, um der Stimme dieser Vögel mehr Kraft zu geben. **Aldrovand** legt die Nützlichkeit von der Beugung der Luftröhre bey dem wilden Schwan auf verschiedene Art aus. Er vermuthet, daß, wenn dieser Vogel sich mit seinem ganzen Kopfe und Halse unter dem Wasser hält, um seine Nahrung darinn zu suchen, und die Beine alsdenn in die Höhe gerichtet hat, daß alsdenn derjenige Theil der Luftröhre, der in der Höhlung des sternums eingeschlossen ist, zu einer Art vom Behälter diene, um so viel Luft daraus zu ziehen, wie er zum Athemholen nöthig hat.

Ehe wir die äußere Beschreibung des Schwans endigen, müssen wir noch bemerken, daß er einen sehr breiten Schnabel habe, damit er im Stande sey, zu gleicher Zeit eine große Anzahl Schlamm einzunehmen, und sich zugleich alles des Gewürms zu bemächtigen, welches sich darinn befindet, indem er den Ueberrest auseinander wirft. Der Obertheil dieses Schnabels ist deshalb durchlöchert. Durch diese Oefnung geschiehet es, daß der Vogel alle das Wasser wieder von sich wirft, welches sich etwa mit den Wasserkräutern oder den Fischeyern vermischt haben kann, die er zu sich genommen hat, und die er nach dieser Säuberung verschluckt. Die Natur

 hat

hat den Schwan mit einem langen Halse versehen, der aus achtzehn Gelenken zusammengesetzt ist, damit er durch dies Mittel in den Stand gesetzt werde, auf den Grund des Wassers zu kommen, um seine Nahrung zu suchen, weil er sich mit seinem Körper nicht ganz untertauchen kann.

Man hält dafür, daß der Schwan zum Muster gedienet habe, um den Schiffbau zur größern Vollkommenheit zu bringen. Die ersten Baumeister der Schiffe haben sich nach dem Halse und der Brust dieses Vogels gerichtet, um den Vordertheil und den Kiel des Schiffes anzulegen; nach dem Bauche und Schwanze, um das Hintertheil und Steuerruder einzurichten; nach seinen Flügeln mit den Seegeln und nach seinen Füßen mit den Rudern. Nichts ist angenehmer anzusehen, als ein Haufen Schwäne auf der Mitte des Wassers, wenn sie zuvor ihre Flügel, nach Art der Seegel mit Anstande erhoben haben, und der Wind sie alsdenn mit Plötzlichkeit wegtreibt. Es ist solches eine Art von einer gefiederten Flotte.

Der Schwan lebt sehr lange. Das Weibchen legt fünf bis sechs Eyer. Sie brütet fast zwey Monate darüber. Wenn die Jungen davon herausgekommen sind, so ist sie ganz verzweifelt dafür eingenommen, und vertheidiget sie mit der größten Herzhaftigkeit. Nach geschehener Verpaarung tauchen sich sowohl das Männchen als das Weibchen zu verschiedenen wiederholten malen, und verfolgen sich eines das andere spielend, so wie der mehreste Theil aller Wasservögel zu thun pflegt.

Albert erzählet, daß der Schwan sich lieber auf Seen als auf Flüssen aufhalte; es sey, weil sich mehr Morast und Kräuterwerk darinn befindet, oder weil die todten Gewässer bequemer zum Schwimmen sind. **Gesner**

ner sagt, daß wenn in der Schweiz im Winter ein Schwan auf den Seen erschiene, welches sehr selten geschähe, alsdenn befürchtet würde, daß eine große Kälte kommen werde. Ihren gewöhnlichen Aufenthalt haben die Schwäne auf der Insel Schonen, und vorzüglich in den Gegenden der Stadt Malmoe oder Malmugen. Im Sommer siehet man sie auch auf allen Flüssen in Lappland. Vordem machte man in Frankreich viel Werk aus diesem Vogel. Man sah auf den Fluße Seine fast allenthalben welche davon; besonders erzog man sie in großer Menge auf der Schwaneninsel, die jetzt die Insel Maquerelle genannt wird. Einige große Herren machen sich noch heutiges Tages ein Vergnügen daraus, sie auf ihren Garten-Teichen zu erziehen. Sie lassen ihnen in der Mitte des Wassers eine Art von Dache machen, damit sie sich darunter verbergen, und ihre Eyer darunter legen können.

Wenn die Schwäne fliegen, so geschiehet es gemeiniglich Hausenweise. Sie haben ein Jeder den Schnabel auf denjenigen gestützt, der vor ihm hergeht, und wenn derjenige, der der Vorderste ist, sich ermüdet findet, so drehet er sich hintenan und wird der Letzte. Ueberhaupt haben wir keinen einzigen Wasservogel wie den Schwan; er schwimmet mit großer Leichtigkeit; er hat so gar eine unendliche Anmuth und einen prächtigen Anstand; er gleichet und übertrifft wohl gar einen Menschen im vollen Rennen. Die wilden Schwäne schwimmen viel geschwinder als die zahmen, weil diese viel stärker und schwerer sind.

Sie nähren sich von Kräutern, Fischeyern und Korn; man behauptet, daß sie Frösche fressen, um sich derselben wider eine gewisse Krankheit als Arzney zu bedienen, durch die sie oft gequälet werden. Der Adler und

und die Schlangen sind ihre größten Feinde, in den Gefechten mit dem Adler aber bleiben sie gemeiniglich Sieger.

Wenn die Schwäne sich bis über die Hälfte des Leibes ins Wasser tauchen, so hält man solches für ein Zeichen vom guten Wetter, und sie verkündigen den Regen, wenn sie das Wasser dergestalt über sich werfen, daß es eine Art von kleinen Tau oder Staubwasser um sie her macht. Alles was die Alten von dem sterbenden Schwan gesagt haben, ist nichts als Fabelwerk, und es ist folglich unnütz, in diesem Hauptstücke etwas davon zu sagen.

Der Herr le Page, wenn er von den Schwänen in Louisiane spricht, sagt, daß diese Vögel dort viel größer wären als die unsrigen, daß sie sich sehr hoch erheben, und dergestalt, daß man sie nicht anders mehr wahrnehmen könnte, als an ihrem durchdringenden Geschrey; man sagt auch noch, daß es in Amerika eine Art von Schwänen gäbe, deren rechter Fuß, wie die Krallen bey den Raubvögeln, und der linke, so wie bey andern Schwänen beschaffen ist. Des erstern bedient er sich, um sich, wenn er niedertauchet, seines Raubes zu bemächtigen, und den andern gebraucht er um zu schwimmen.

Der Schwan hat ein zähes und schwer verdauendes Fleisch, welches im Stande ist, anstatt einen guten Saft hervorzubringen, grobe und unreine Feuchtigkeiten zu verursachen; und deshalb wird das Fleisch auch nicht sehr gesucht. Wenn man sie auf den Tafeln der Großen zurechte macht, so ist es nicht so sehr um des guten Geschmacks willen, daß man sie daselbst findet, als vielmehr aus Pralerey, weil es ein seltener und kostbarer Vogel ist, doch muß man die Wahrheit nichts destoweniger einräumen, daß die jungen Schwäne, die zart und

schwach

schwach sind, ein Essen ausmachen, welches nicht gleichgültig ist. Arnold von Villeneuve versichert, wie er es aus eigener Erfahrung wisse, daß man den Hemorrhoiden unterworfen würde, wenn man oft Schwanenfleisch genöße. Das Fleisch der Schwäne in Louisiane, ist nach der Versicherung des Herrn le Page ein sehr gutes Essen.

Dieser Vogel hat auch einige gute Eigenschaften in der Arzney; ein junger Schwan, der in Baumöl gekocht wird, und so lange bis das Fleisch mürb wird, und nachher mit starker Ausdrückung durch ein Tuch gepresset, liefert ein sehr gepriesenes Mittel wider die Verkältungen, und alle Arten von Anziehungen der Nerven, die von der Kälte verursachet werden. Wenn man dies Mittel noch kräftiger machen will, so thut man in das Gekochte etliche nervenstärkende Pflanzen. Das Fett vom Schwan als eine Salbe gebraucht, erweichet die Haut, vertreibt die Sommerflecken aus dem Gesichte, und beruhiget und löset die goldene Ader. In Louisiane bedienet man sich derselben wider die verkälteten Säfte. Die Haut des Schwans ist sehr gebräuchlich wider die Verkältungen, um die Nerven zu stärken; um die natürliche Wärme des Magens wieder zurück zu bringen und zu erhalten; um die Winde zu verjagen und der Verdauung zu Hülfe zu kommen. Man macht zu dem Ende Stücken davon, die man auf die Gegend des Magens, auf die Brust und auf diejenigen Theile legt, die von den verkältenden Schmerzen angegriffen, um der sanften Ausdünstungen willen, die diese Haut verursacht: sie öfnet die Schweißlöcher dieser Theile; sie zertheilet die Säfte, die daselbst zurückgehalten werden, und macht sie wieder zu ihren ordentlichen Verrichtungen tüchtig.

Man macht von der Schwanenhaut Palatinen fürs Frauenzimmer, und Puderquasten; die Federn aus den Schwanenflügeln sind gut zum schreiben, und halten sich lange; die Pflaumfedern von denselben, werden in die Betten gebraucht; besonders bedient man sich derselben, um die großen und kleinen Kopfküßen damit auszufüllen. Die Einwohner von Louisiane, brauchen die Federn von den Schwänen ihres Landes, zu den Kopfschmuck ihrer Regenten; sie machen auch Hüte davon, und machen die kleinen Federn für ihre Frauenzimmer von Stande zurechte; die jungen Leute von beyderley Geschlechtern, machen sich Halsschmücke von der Haut dieser Schwäne, die noch mit ihren kleinen Federn versehen ist.

Zehentes Hauptstück.

Von den Tauben.

Der Herr von **Büffon**, wenn er von den Tauben redet, macht über ihre vorzügliche Zahmigkeit sehr verständige Anmerkungen; das, sagt er, wär leicht, schweres Geflügel zahm zu machen; diejenigen aber, die leicht sind, und die einen schnellen Flug haben, erforderten mehr Kunst, um unter ein solches Joch gebracht zu werden; ein niedriger Stall, in einem verschlossenen Hofraume ist hinreichend, um ander Federvieh zusammen zu halten, es zu erziehen, und es zur Vermehrung seines Geschlechts zu bringen; will man die Tauben hingegen zur Zahmigkeit bringen, sie an sich halten, und ihnen Wohnung schaffen: so hat man Thürme nöthig, erhabene Gebäude, die besonders dazu gemacht sind, von außen wohl bekleidet, und inwendig weitläuftig mit vielen Cellen versehen; sie sind auch in der That nicht so zahm, wie die Pferde und Hunde, auch nicht so einge-

sperret wie die Hühner; dies sind vielmehr freywillige Gefangene, flüchtige Gäste, die sich in der ihnen angewiesenen Wohnung nicht länger halten, als so lange man ihnen so viel giebt wie ihnen gefällt, so lange sie überflüßige Nahrung darinn finden, angenehmes Nachtlager und alle Gemächlichkeiten, und was sonst dazu nöthig ist, um das Leben vergnügt zu machen. Sobald man ihnen das Geringste mangeln lässet, so mißfällt man ihnen, sie verlassen ihren Herrn, und nehmen sich vor anderswohin zu gehen; es giebt gar einige unter ihnen, die die staubigten Löcher in alten Mauern, den reinlichsten Nestern auf unsern Taubenschlägen vorziehen; andere, die ihr Nachtlager in alten Ritzen und hohlen Bäumen nehmen; andere, die unsere Wohnungen zu fliehen scheinen, und die durch nichts dahin gezogen werden können, dagegen siehet man andere, die es nicht wagen sie zu verlassen, und die man um ihren Taubenschlag her beständig füttern muß, weil sie sich nie davon entfernen. Die entgegen gesetzten Naturelle, die Verschiedenheiten ihres Betragens, solten es anzuzeigen scheinen, daß man unter dem Namen der Taube eine große Anzahl verschiedener Geschlechter verstünde, die jedes seine Natur hätte, und die sämmtlich von einander verschieden wären. Die Naturkundige, in Absicht des Federviehes, geben auch fünf verschiedene Arten der Tauben zu, ohne noch die darunter befindlichen vielen Mannigfaltigkeiten zu rechnen, und unter den Ringeltauben und Turteltauben machen sie noch überdies verschiedene Eintheilungen. Die fünf Arten der Tauben sind nach ihrer Lehre: 1) die zahme Taube, 2) die römische Taube, deren es sechszehn Mannigfaltigkeiten giebt, 3) die wilden Tauben, mit rothen Schnäbeln und Füßen (pigeon biset) 4) die Steintaube, (pigeon de Roche) deren es ebenfalls Mannigfaltigkeiten giebt, 5) die wilde Taube; allein, alle diese fünf Arten, machen nach dem Herrn von Buffon nur eine aus,

 und

und folgendes ist der Beweis, den dieser weise Naturkundige davon giebt.

Die zahme und die römische Taube, mit allen ihren Mannigfaltigkeiten, ob sie gleich an Größe und Farbe verschieden sind, machen deswegen doch ganz gewiß nur eine Gattung aus; denn sie paaren sich zusammen, bringen selbst beständige Jungen hervor, die fruchtbar sind, und die wieder ihres Gleichen zeugen; man muß deshalb die Tauben von den Taubenhäusern und von den Taubenschlägen, das heißt, die großen und kleinen Haustauben, durchaus nicht als zwo verschiedene Gattungen betrachten, sondern sich blos damit begnügen, daß man sie zwo Arten von einerley Gattung nennet, wovon die eine zahmer und vollkommener ist, wie die andere. Eben so sind auch die Tauben mit rothen Schnäbeln und Füssen, die Steintaube, und die wilde Taube, im Grunde nur nach den Namen drey verschiedene Gattungen, die man aber nur in eine, nämlich in die mit rothen Schnäbeln und Füßen zusammen fassen muß, unter denen die Steintaube und die wilde Taube, sich nur durch einige kleine Mannigfaltigkeiten unterscheiden; und die Ursache davon fällt in die Augen; und die besteht darinn, daß diese drey Vögel fast von derselben Größe sind; daß sie alle drey Zugvögel sind, sich in die Höhe setzen, in allen dieselbe natürliche Art zu handeln haben, und nur blos durch einige Farbenstriche unterschieden sind. So siehet man, sagt der Herr von **Büffon**, unsere fünf Gattungen schon auf zwo eingeschränkt, nämlich auf die von der Biset, und der eigentlichen Taube, und die doch im Grunde ebenfalls eine von der andern nur darinn unterschieden sind, daß die eine wild und die andere zahm ist. Die wilde Taube ist gleichsam das Stammgeschlecht und die erste Wurzel, aus dem alle andere Tauben ihren Ursprung ziehen, und von dem sie, indem sie mehr oder weniger

ver=

verschieden sind, nachdem sie von dem Menschen mehr oder weniger gehandhabet worden; und obgleich der Herr von Büffon, so wie er sagt, nicht Gelegenheit gehabt hat, den Versuch darüber zu machen, so ist er dennoch überzeugt, daß die wilden Tauben, mit denen von unsern Taubenschlägen, wenn man sie vereinigte, Junge hervorbringen würden; denn es ist keine so große Entfernung von unsern zahmen Tauben bis zu den wilden, als bis zu den großen römischen Tauben, mit denen sie sich nichts destoweniger vereiniget und brütet; überdas siehet man in dieser Gattung sich alles offenbaren, was eine fortdaurende Vermischung des Wilden und Zahmen verräth, und das gleichsam nach der Ordnung der Geschlechter, oder vielmehr der Zeugungen. Die wilde Taube wird uns dabey in unsern Flüchtlingen von Tauben, die ihre Taubenschläge verlassen, und die Gewohnheit annehmen sich auf die Bäume zu setzen, auf eine so deutliche Art vorgestellet, daß man sie gar nicht verkennen kann. Das ist der erste und stärkste schattengleiche Entwurf von ihrer Rückkehr zu ihrem natürlichen Zustande: diese Tauben, ob sie gleich unter Menschen, und in dem Stande der Zahmigkeit erzogen sind, verlassen ihre Wohnung, brechen alle Gesellschaft ab, und gehen hin, sich in den Gehölzen niederzulassen: sie gehen folglich zu ihrem ersten Stande der Natur wieder zurück, und werden durch ihren einzigen eigenen Trieb dazu gebracht; andere, ob sie gleich wahrscheinlich weniger Muth und weniger Dreistigkeit haben, und dennoch eben so voller Liebe für ihre Freyheit sind, fliehen von unsern Taubenschlägen, um ihre einsame Wohnung in Mauren-Löchern aufzuschlagen; oder sie fliehen auch in geringer Zahl in einen wenig bewohnten Thurm; und ungeachtet der Gefahren, des Hungers und der Einsamkeit dieser Oerter, an denen es ihnen an allem mangelt, an denen sie den Wieseln, Ratzen, Mardern, Nachteulen ausgesetzt sind; und wo sie gezwungen sind, sich ih-

re Bedürfnisse durch ihren eigenen Fleiß zu verschaffen, bleiben sie dennoch beständig in diesen ungemächlichen Wohnungen, und ziehen sie auf immer ihrem ersten Aufenthalte vor, wo sie doch geboren und erzogen sind, und wo alle Beyspiele der Geselligkeit sie hätten zurückhalten sollen: und da sieht man nach dem Herrn von Büffon, die zweyte Vermischung der Naturen. Die Maurentauben gehen zwar zu dem ersten Zustande der Natur nicht ganz wieder zurück, denn sie setzen sich nicht so wie die ersten in der Höhe auf, und dennoch sind sie dem freyen Stande viel näher, als der Verbindung der Zahmigkeit.

Das dritte Vermengungszeichen der beyden Naturen, findet man bey den Tauben auf unsern Taubenschlägen, deren Betragen Jedermann kennet, und die, so lange ihnen ihre Wohnung gefällt, dieselbe nicht anders verlassen, als um sich etwa eine bequemere auszusuchen, und sie gehen nicht anders heraus, als etwa um sich etwas zu ergötzen, oder sich in den benachbarten Feldern umzusehen, und dennoch finden sich unter diesen Tauben auch dergleichen Flüchtlinge und Ueberläufer, als die, von denen wir eben geredet haben, und das ist ein Beweis, daß alle zusammen, ihre ursprüngliche Neigung noch nicht verloren haben, und daß die freye Zahmigkeit, zu der sie sich gewöhnet hatten, dennoch die Züge ihrer ersten Natur nicht gänzlich habe verlöschen können, und sie noch im Stande geblieben seyn, wieder dahin zurück zu kehren. Mit dem vierten und letztern Vermischungszeichen, in der Ordnung der Ausartung, ist es aber so nicht beschaffen; das sind die großen und kleinen Haustauben, deren Arten, Mannigfaltigkeiten und Vermischungen fast unzählig sind, weil die seit undenklicher Zeit gänzlich zahm geworden; und der Mensch, indem er ihre äußern Gestalten vollkommener gemacht, hat zugleich ihre innern Eigenschaften dergestalt verändert, daß auch der geringste

Saa-

Saame der Empfindung von der Freyheit dadurch vertilgt ist; der größte Theil, viel größer, viel schöner als die gemeinen Tauben, haben zu unserm Vortheile auch noch den Vorzug, daß sie fruchbarer, fetter und von besserm Geschmack sind; und das sind auch die Ursachen, warum man sie so nahe als möglich gewartet, und daß man sie zu vermehren getrachtet hat, so viel Mühe es auch kosten mag, um sie zu erziehen, den Fortgang ihrer zahlreichen Früchte zu befördern, und ihnen ihre vollständige Fruchtbarkeit zu verschaffen: von allen diesen, gehet keine einzige wieder zu dem Stande ihrer ersten Natur zurück, und keine erhebt sich wieder zu dem Stande ihrer ersten Freyheit. Sie verlassen die nächsten Gegenden ihres Taubenschlages niemals, und man muß sie beständig daselbst füttern. Der dringendeste Hunger kann sie nicht dazu bringen, anders wohin zu gehen; sie werden lieber aus Mangel der Nahrung sterben, als sich ihren Unterhalt selbst suchen, da sie es einmal gewohnt sind, ihn aus der Hand des Menschen zu empfangen, oder ihn allezeit an demselbigen Orte gänzlich zubereitet zu finden; sie leben blos um zu fressen, und wissen doch nicht die geringste Quelle dazu, und haben nicht eine von den Gaben, die die Natur jedem andern Geschöpfe selbst einflößet. Man kann deshalb diese letzte Klasse in der Ordnung der Tauben, als ganz vollkommen zahm, unwiderruflich gefangen, und gänzlich von den Menschen abhängend betrachten. Vorausgesetzt also, daß unsere Taubenschläge gut angelegt und wohl bevölkert sind, welches der erste und schwerste Punkt zu erfüllen ist, um über ein so flüchtiges und wildes Geschlecht einige Herrschaft zu erlangen, so wird man bald erfahren haben, daß unter der großen Anzahl junger Tauben, die diese Anlagen uns in jeder Jahreszeit hervorbringen, sich allezeit einige finden, die sich durch die Größe, Gestalt und Farbe von den andern unterscheiden; man muß alsdenn die größesten, die be-

sondersten und schönsten aussuchen; man muß sie von dem gemeinen Haufen absondern, um sie an einem besondern Orte mit vorzüglicherer Mühe und in einer engerern Gefangenschaft zu erziehen; die Jungen von diesen ausgesuchten Gefangenen, werden noch mehr Mannigfaltigkeiten zeigen, als diejenigen, die man vorher schon ausgesucht hatte; die muß man wieder unterscheiden, von den andern absondern, und beständig diejenigen vereinigen und zusammensetzen, die die schönsten und nützlichsten zu seyn geschienen haben.

Die wilde Taube oder Biset, ist deßhalb nach dem Herrn von Büffon, der erste Stamm von allen andern Tauben; sie ist gemeiniglich von derselben Größe und derselben Gestalt, aber von einer falbern Farbe wie die zahme Taube, und diese Farbe bise genannt wird, so hat die Taube von der Farbe auch den Namen; indeß ist sie doch auch bisweilen sowohl in Ansehung der Farbe als Größe verschieden.

Dieser Vogel findet sich in den kalten Ländern nicht; und bleibt in unsern gemäßigten Provinzen, bloß des Sommers. In Bourgogne, Champagne und andern mitternächtlichen Gegenden von Frankreich, siehet man sie, gegen Ende des Februars und im Anfange des Märzes, bey ganzen Haufen ankommen. Sie nehmen ihre Wohnungen in den Wäldern, nisten daselbst in die hohlen Bäume, legen im Frühjahre zwey oder drey Eyer, und legen wahrscheinlich im Sommer zum zweytenmal; von einem jedesmaligen Legen, bringen sie nicht mehr als zwey Junge auf, und ziehen im Monathe November wieder fort; sie nehmen ihren Zug gegen Mittag, und gehen wahrscheinlich durch Spanien nach Afrika, um da den Winter zuzubringen. Die Holz- oder wilde Taube, die unter dem Namen Oenos bekannt ist, und die ihren

ren Stand der Wildheit wieder angenommen hat, und deshalb die entflohene Taube genannt wird, setzet sich in die Höhe und unterscheidet sich durch diese Gewohnheit von der Maurentaube, die zwar auch aus unsern Taubenhäusern entflohen ist, die sich aber zu fürchten scheinet, wieder in die Wälder zurückzukehren, und sich niemals auf die Bäume setzet.

Nach diesen dreyen Arten von Tauben, wovon die beyden letztern dem Stande der Natur bald mehr bald weniger nahe kommen, kommt die Taube von unsern Taubenhäusern, die nur halb zahm ist, und den ersten Hang zu der Gewohnheit haufenweise zu fliegen, noch allezeit beybehält; wenn sie den innern Muth aus dem der Trieb zur Unabhängigkeit entspringt, verloren hat, so hat sie dagegen andere Eigenschaften angenommen, die zwar nicht so edel, aber doch durch ihre Wirkungen angenehmer scheinen; sie bringen oft dreymal des Jahrs Junge aus; die Tauben auf den Haus-Taubenschlägen thun solches wohl zehn bis zwölfmal im Jahre, wogegen die Holztaube, nur ein- höchstens zweymal dazu gelangt.

Nach der Taube von unsern Taubenhäusern, die man nur halb zahm nennen kann, kommen die Haustauben von den Schlägen, die ganz zahm sind, die besondern Arten dieser Tauben, oder um besser zu sagen, die Hauptmannigfaltigkeiten derselben, sind folgende. 1stens die Kröppers, (grosses gorges) weil sie die Eigenschaft haben, ihren Kropf bis zur Bewunderung aufzublasen, indem sie nach der Luft schnappen, und dieselbe zurückhalten. 2tens die Mondtauben, die wegen ihrer Fruchtbarkeit am mehresten zu empfehlen sind, so wie die römischen Tauben, die Rauchfüßer und die Zwergtauben. 3tens die Pfautauben, die ihren breiten Schwanz eben wie der welsche Hahn oder der Pfau aufheben und auseinander breiten.

breiten. 4tens die Mevgens (pigeon cravatte ou à gorge brilée). 5tens die Muschaltauben (pigeons coquille Hollandois). 6tens die Schwalbentauben. (pigeon Hirondelle). 7tens die gehörnte Taube (pigeon cornu). 8tens die gestoßne Taube (pigeon heurté). 9tens die Schweizertaube (pigeon suisse). 10tens die Purzeltaube (pigeon culbutant), und 11tens die Wendetaube (pigeon tournant).

Das Geschlecht der Kropftauben oder Kröẞer (grosse-gorge) besteht aus folgenden verschiedentlichen Gattungen; 1stens die weinsuppenfarbige Kropftaube (Pigeon grosse-gorge, soupe en vin), unter denen die Männlein sehr schön sind, weil sie buntfarbig sind, ihre Weiblein aber keine bunte Farben haben; 2tens die isabellfarbige bunte Taube (Pigeon grosse-gorge chamois), das Weiblein ist nicht bunt; 3tens die weiße Kropftaube, die so weiß ist, wie ein Schwan; 4tens, die weiße Kropftaube mit langen Flügeln, welche sich über dem Schwanze zusammenschlagen, worinnen sodann die Rundung des Halses sehr abgeschnitten erscheint; 5tens die graue, bunte Kropftaube von einem sanften Grau, deren Farbe über den ganzen Leib sanft und einförmig ist; 6tens, die eisengraue, schwarz und weiße Bänder-Kropftaube; 7tens die sprenkel, wie silberspiegelnde Kropftaube; 8tens die Hiacynten-Kropftaube, von blauer, ins Weiße spielender Farbe; 9tens die hochrothe Kropftaube; sie hat an allen Federn einen blauen Bart und eine dunkelrothe Linie, und die Feder endigt sich mit einem schwarzen Rande; 10tens die nußbraunfarbige Kropftaube; 11tens die Mohrenkropftaube, von einer schönen Sammetschwärze, deren linker Flügel zehen weiße Federn hat, wie bey der Kastanienkropftaube; Männchen und Weibchen haben beyde einen blauen Streif um den Hals wie ein Halstuch; und bey den letztern Ge-

schlechtern

schlechtern von weißem Flug und mit Kröpfen ist das Weibchen dem Männchen ähnlich; 12tens die ziegelfarbige Kropftaube, mit weißem Flug und weißem Halstuche; das Weibchen sieht aus wie das Männchen. Dieß sind die Verschiedenheiten der Kropftauben. Alle diese Tauben haben das Vermögen, ihren Kropf so ungemein aufzublasen, daß wohl hierbey eine besondere Bildung in diesem Gliede zum Grunde liegen muß. Da dieser Kropf beynah eben so groß ist, wie der ganze übrige Leib, und dieses Geflügel selbigen unaufhörlich aufgeblasen hat, so nöthigt sie dieses, ihren Kopf zurückzuziehen, und hindert sie, vor sich hinzusehen. Daher kömmt es dann auch, daß sie, indem sie sich so aufblähen, von den Raubvögeln erhaschet werden, ohne selbige wahrgenommen zu haben. Man hält und zieht sie daher auch mehr aus Liebhaberey, als um der Nutzung willen.

Ein andres Geschlecht von Tauben sind die Mondtauben; dieß ist die gemeinste und ihrer Fruchtbarkeit wegen beliebteste Taubenart. Die Mondtaube ist beynah um die Hälfte stärker, als die Holztaube; das Weibchen ist dem Männchen ziemlich ähnlich; sie hecken beynah alle Monathe im Jahre, wofern sie nur im Taubenhause zu gleichen Paaren vorhanden sind; und sie brauchen zum wenigsten jedes Paar drey bis vier Körbchen, oder vielmehr etwas vertiefte wie Hütten geformte Löcher mit Brettern, damit sie einander nicht sehen, wann sie brüten. Die Mondtauben sind im Stande, Junge zu geben, wann sie selbst acht bis neun Monath alt sind; aber sie sind doch nicht eher in völliger Brut, als im dritten Jahre. Diese völlige Brut dauert sechs bis sieben Jahr; hernach nimmt die Anzahl der Brutzeiten bey ihnen wieder ab; wiewohl sich auch dann und wann Beyspiele finden, daß sie noch ins zehnte, bis zwölfte Jahr brüten. Die Leg- und Brutzeit der beyden Eyer ge-

 schieht

schieht zuweilen binnen acht und zwanzig Stunden, und im Winter binnen zween Tagen. Solchergestalt findet sich nach verschiedenheit der Jahreszeit ein verschiedner Zwischenraum von Zeit zwischen den Legen und Brüten eines Eyes bis zum andern. Das Weibchen hält ihr erstes Ey warm, ohne es jedoch unabläßig zu bebrüten; und es fängt auch nicht eher an, beständig zu brüten, als bis das zweyte Ey ebenfalls gelegt ist. Die Brütezeit selbst dauert insgemein achtzehn Tage; zuweilen auch nur siebzehn, besonders im Sommer; im Winter hergegen neunzehn bis zwanzig Tage. Die Zuneigung des Weibchens zu seinen Eyern ist so groß, so dauerhaft, daß man sie zuweilen die größten Beschwerlichkeiten, ja wohl die heftigsten Schmerzen hat lieber ausstehen, als selbige verlassen sehen. Währender Zeit, daß das Weibchen brütet, hält sich das Männchen auf den benachbarten Körbchen; und sobald der Hunger und das Bedürfniß, zu fressen, das Weibchen dringt, ihre Eyer zu verlassen, um zu dem Futtergefäße zu fliegen, nimmt das Männchen, welches sie vorher durch ein wenig Girren herbeygerufen hat, ihre Stelle ein, und brütet ihre Eyer; und dieses Bebrüten des Taubers dauert jedesmal zwo bis drey Stunden, und wird binnen vier und zwanzig Stunden insgemein zweymal wiederholet. Die Varietäten des Geschlechtes der Mondtauben lassen sich in Ansehung ihrer Größe auf drey ansetzen, und sie haben alle zu ihrem gemeinschaftlichen Kennzeichen einen rothen Rand um das Auge.

Erstens: die vornehmsten Mondtauben sind plumpe, schwere Vögel, und beynahe so groß, wie kleine Hühner; sie werden blos um ihrer Größe willen gesucht, und taugen zur Vermehrung nicht sonderlich.

Zweytens, die Bagadais; dieß sind große Mondtauben mit einer Art von kleiner Beule über dem Schnabel in Gestalt einer kleinen Spitzmorchel, und einem viel breitern rothen Bande um die Augen. Diese Tauben legen nicht anders als schwer und in geringer Anzahl; sie haben einen krummen gebogenen Schnabel, und es giebt ihrer verschiedene Arten. Man findet sie von unterschiedlichen Farben.

Drittens, die spanische Taube; diese Mondtaube ist so groß, wie eine Henne; sie ist sehr schön, und zeichnet sich von der vorhergehenden blos dadurch aus, daß sie keine Spitzmorchel über dem Schnabel hat, daß das andre Augenlied fleischig und minder hervorragend, und ihr Schnabel, statt krumm zu seyn, gerade ist.

Viertens, die türkische Taube; diese Gattung hat ein großes Gewächs über dem Schnabel, nebst einem rothen Bande, das sich vom Schnabel an bis um die Augen herum erstreckt. Diese türkische Taube ist sehr groß, gehaubt, niedrig in den Keulen, breit im Leibe und im Fluge. Man findet unter ihnen dunkelgraue, oder beynahe schwarzbraune.

Fünftens, die römischen Tauben, die nicht ganz so groß sind, wie die türkischen, die aber einen eben so weitgespannten Flug haben; sie sind ohne Haube, von Farbe aber schwarz, dunkelgrau und gefleckt.

Bisher haben wir von den größten Haus- und Wirthschaftstauben gehandelt; man findet aber dergleichen auch von mittlerer Größe, und andre, die noch kleiner sind. Unter den rauchfüßigen Tauben, dieß heißt, unter denen, deren Füße bis an die Klauen mit Federn bedeckt sind, giebt es rauchfüßige ohne Haube, und rauch-

füßige, die zugleich gehaubt sind. Diese letztern nennen wir Tauben von allen Monathen; in der That legen sie auch alle Monathe; und sie warten nicht etwan so lange, bis ihre Jungen im Stande sind, allein zu fressen, ehe sie von neuem brüten. Unter den Tauben von der Mittel- und kleinen Gattung unterscheidet man die Nonnentauben; ich meyne, die weinsuppenfarbigen, die rothbuntschäckigen, und die isabellfarbenen bunten. Es giebt auch unter der Gattung der Nonnentauben eine Varietät, die man Mondtauben nennt. Diese Tauben sind sehr schwarz, haben weiße Köpfe, und an den Flügeln ebenfalls einen weißen Rand. Zu dieser Varietät müssen wir auch die behangenen Tauben (Pigeons coiffès) rechnen; sie haben gleichsam eine gelbe Kapuze auf dem Kopfe, welches längs des Halses herunter hängt, und sich in Form eines Halstuchs über die Brust herunter ausbreitet, welches aus emporstehenden Federn besteht. Diese Varietät gränzt an das Geschlecht der Kropftaube, und ist nicht sogar fruchtbar.

Die Pfauentaube ist ein klein wenig größer, als die Nonnentaube; sie spannt ihren Schweif auf und breitet ihn aus wie ein Pfau. Die schönsten von diesem Geschlechte haben an die zwey und dreyßig Federn im Schweife, da hingegen die Tauben von andern Geschlechtern deren nur ein Dutzend darinnen haben. Wenn sie ihren Schweif zurückziehen, treiben sie ihn vorwärts; und da sie zu gleicher Zeit den Kopf hinterlegen, fällt selbiger auf den Schweif. Das Weibchen hebt und breitet seinen Schweif eben so gut aus, wie das Männchen, und hat auch einen eben so schönen Schweif; es giebt Pfauentauben, die durchaus weiß, und andre, die am Leibe weiß, am Kopf und Schweif hingegen schwarz sind.

Die

Die pohlnischen Tauben sind größer als die Pfauentauben. Man kennet sie daran, daß sie einen sehr dicken, und eben so sehr kurzen Schnabel, Augen mit einer breiten rothen Zirkeleinfassung, und sehr kurze Füße haben. Es giebt ihrer von unterschiedlichen Farben. Die Halskrausentaube ist eine der kleinsten Taubenarten; sie ist nicht größer als eine Turteltaube; und wenn man Tauben von diesen beyden Arten zusammen paart, so bringen sie Bastarte oder Spielarten zur Welt. Die Halskrausentaube ist von der Nonnentaube darinnen verschieden, daß die Halskrausentaube keine halbe Kapuze auf dem Kopf und über dem Halse, und lediglich einen Straus von Federn hat, die sich über die Brust und unter den Hals herunter zu streifen scheinen. Es sind dieß sehr artige, wohlgebildete Tauben, die ein sehr saubres Ansehen haben; und es giebt unter ihnen weinsuppenfarbige, isabellfarbene, bunte u. s. w.

Die Taubenart, welche man holländische Muscheltauben nennt, weil sie hinter dem Kopf umgedrehte Federn haben, die gleichsam eine Art von Muschelschaale bilden, sind ebenfalls von kleinem Gewächs; sie haben schwarze Köpfe, einen schwarzen Rand am Schweif und an den Flügeln; der ganze übrige Leib ist weiß.

Die Carmelitertaube, welche ein anders Geschlecht ausmacht, ist vielleicht die kleinste und unansehnlichste von unsern Tauben; sie scheint aufrecht zu sitzen; sie ist auch sehr rauchfüßig, indem sie sehr kurze Füße, und dabey an den Beinen sehr lange Federn hat. Man unterscheidet ihrer achterley Varietäten, die eisengrauen, die isabellfarbenen, die weinsuppenfarbigen und die sanftgrauen.

Die lasurblaue Taube, dieß heißt, die wie mit einem Pinselstriche schwarz und blau, gelb und roth, einzig

zig und allein unter dem Schnabel gezeichnet ist, einen Schweif von eben der Farbe hat, und im übrigen am ganzen Leibe weiß ist; sie gehört unter die Tauben, welche von den Liebhabern sehr gesucht werden; sie ist nicht rauchfüßig, und von der Größe der gewöhnlichen Mondtauben.

Die Schweizertauben sind kleiner, als die gewöhnlichen Tauben, ungefähr von der Größe der Holztaube; sie sind auch eben so leicht im Fluge. Man hat sie von verschiedenen Arten, roth, blau, gelbgestreift, auf weißem Attlaßgrunde, nebst einem Halsbande, das auf der Brust gleichsam einen Brustlatz bildet, und ins Dunkelrothe oder Braunrothe fällt; sie haben oftmals zwey Bänder auf den Flügeln von eben der Farbe, wie unten die Füße sind.

Die Purzel-Taube, (Pigeon culbitant) ist ebenfalls eine von den kleinsten Taubenarten; sie ist eigentlich braunroth; aber es giebt unter ihnen auch graue und gestreifte; sie wendet und purzelt sich im Fluge um, wie ein Körper, den man in die Luft würfe, und hiervon hat man ihr den Namen gegeben. Es scheint, als rührten alle ihre Bewegungen aus gewissen Anfällen von Taumel her, welche sich vielleicht aus ihrer Gefangenschaft erklären lassen. Sie fliegt sehr geschwind, schwingt sich unter allen am höchsten, und ihre Bewegungen sind sehr übereilt und unordentlich. Der Gestalt nach hat sie übrigens viel Ähenlichkeit mit der Holztaube. Man bedient sich ihrer gemeiniglich, die Tauben aus andern Taubenschlägen herbey zu locken, weil sie höher, weiter und länger fliegt, als die andern, und weil sie auch dem Raubvogel glücklicher auszuweichen weis.

Die Taube, welche man Wende- oder Schlag-Taube (Pigeon Tournant ou Batteur) nennt, dreht

sich

sich im Fluge ringsum, und schlägt so stark mit den Flügeln, daß sie damit wirklich eben so viel Geräusch verursacht, als eine Kappermühle; wie sie denn durch die Heftigkeit dieser Bewegung, die der Convulsion beyzukommen scheint, oftmals einige Federn zerreißt. Die Wende- oder Schlag-Tauben sind insgemein grau, mit schwarzen Flecken auf den Flügeln. Wir könnten wohl noch einiger andern Taubenarten gedenken; aber da man sie eben nicht alltäglich zu sehen bekömmt, so ist es nicht nöthig, ihrer hier zu erwähnen.

Nachdem ich die verschiednen Taubenarten beschrieben habe, wird es Zeit seyn, daß ich auch die Art und Weise angebe, wie die Taubenhäuser damit zu versehen sind. Man besetzt sie zu zweyerley verschiednen Jahreszeiten; nämlich im Maymonat, weil sich die Tauben, die von dieser Zeit an ausgebrütet werden, vor dem Winter schon ziemlich verstärken, und mithin bald in den Stand kommen, daß sie Nutzen schaffen können; und dann im Augustmonat, weil es zu der Zeit eine Menge gut genährte junge Tauben giebt, wegen der Getraidekörner, welche ihnen die Alten, Tauber und Taube, von den Erndten, die sie gesammelt haben, im Ueberflusse bringen. Man muß besorgt seyn, die Taubenschläge nach Maaßgebung ihrer Größe zu besetzen; wollte man nur wenig Tauben hineinthun, so würde es gar zu lange währen, ehe man junge Tauben essen könnte; denn man muß keine vom Taubenschlage nehmen, bis derselbe durchgehends besetzet ist.

Manche Wirthe besetzen ihre Taubenschläge nicht eher, als wenn die Tauben angefangen haben, Junge auszubrüten; weil sie in den Gedanken stehen, die Alten werden dadurch destomehr an den Taubenschlag gefesselt werden. Andre sagen, man müßte sie aussuchen, wann sie

ein halb Jahr alt wären; und diesen sind diejenigen am liebsten, die in den Monaten März und Julius ausgebrütet worden. Es giebt noch andre, die der Meynung sind, man müsse sie jünger nehmen. Größre Kenner meynen, man müßte sie unter dem Tauber und der Taube wegnehmen, sobald die Pflaumfedern da wären; dieß heißt, noch ein wenig vorher, ehe die großen Federn der Flügel getrieben haben: denn wenn man sie eher in den Taubenschlag steckte, würden sie wenigstens größtentheils in Gefahr seyn, Hungers zu sterben, weil alle andre, außer den beyden Alten, die Kunst, sie zu füttern, nicht so gut verstünden: und wollte man warten, bis die Federn völlig gestärkt wären, so würden sie, statt sich an das neue Taubenhaus zu gewöhnen, ohne Umstände ausfliegen, und zu ihrer vorigen Wohnung zurücke kehren. Wenn man sie nun einmal hineingesteckt hat, so muß man sie zwo bis drey Wochen lang eingesperrt halten, und Sorge tragen, daß das Fenster des Taubenschlages, (welches mittelst eines Schiebers oder Schutzgatters geschlossen und geöffnet wird, wie wir weiter unten sagen werden, wann wir die Beschreibung vom Taubenschlage liefern,) nicht aufgemacht werde.

Da die jungen Tauben, die man unter dem Flügel der Alten wegnimmt, noch nicht alleine fressen können, so muß man sie eine Zeitlang äzen: und weil diese jungen Thiere natürlicher Weise den Schnabel nicht von sich selbst aufsperren, wenn man ihnen zu fressen reicht, so muß man die Geduld brauchen, ihnen den Schnabel aufzumachen, und die Nahrung hineinzustecken, welches entweder mit den Fingern, oder mit einem kleinen Trichter (cornet), oder mit dem Munde geschieht. Damit man sie nun desto eher gewöhne, selber zu fressen, so muß man junge Hühner zu ihnen thun: denn da diese von Natur allein fressen, so werden sie die jungen Tauben dadurch,

durch, indem sie picken, anreizen, ein Gleiches zu thun. Außerdem muß man auch Sorge tragen, sie saufen zu lassen; zu dem Ende muß man ihnen den Schnabel ins Wasser stecken, damit sie nach Belieben saufen.

Die Nahrungsmittel, die sich für junge Tauben, welche man auf solche Weise in die Taubenhäuser sperrt, am besten schicken, sind Hirse, Hanfsaamen, dann und wann auch ein wenig Weizen. Der Kümmel ist ebenfalls sehr dienlich, sie an den Taubenschlag zu fesseln. Sobald die jungen Tauben haben selbst fressen lernen, kann man den Schlag aufmachen, und ihnen die Freyheit lassen, damit sie sich ihr Futter selber weiter herholen; jedoch muß man bedacht seyn, ihnen anfänglich nicht völlige Freyheit zu lassen, damit sie sich in den ersten Tagen nicht zu weit entfernen und vielleicht dabey in Gefahr gerathen, gar nicht wiederzukommen. Daher geben ihnen auch viele Leute nicht eher die Freyheit, zum erstenmal auszufliegen, als wenn ein nebligter Tag ist: da nun die Tauben sich von Natur scheuen, naß zu werden, so entfernen sie sich zu solcher Zeit niemals weit vom Taubenschlage. Manche behaupten sogar, man müsse warten, bis sie Eyer hätten und brüteten. Andre endlich reißen ihnen die langen Federn aus den Flügeln; und da solche Vögel hernach nur schwach fliegen können, so fliegen sie nicht weit vom Taubenschlage weg, und gewöhnen sich dermaaßen an denselben, daß sie ihn nicht wieder verlassen.

Unter einem Taubenhause oder Taubenschlage versteht man gemeiniglich ein kleines rundes oder viereckiges erhabnes Gebäude, worein man Tauben thut. Man hat Ursache, der runden Gestalt den Vorzug zu geben, weil man mittelst einer Leiter, die sich auf einem Zapfen umdreht, alle Nester visitiren kann, ohne sich daran zu leh-

lehnen. Man errichtet das Taubenhaus ordentlicher Weise mitten auf dem Hühnerhofe, wenn derselbe geräumig ist, oder doch außerhalb des Hauses, weil die Tauben, da sie von sehr furchtsamer Art sind, bey dem geringsten Geräusch in Schrecken gerathen. Aus dieser Ursach entfernt man sie von dem Geräusche der Häuser, wie auch von demjenigen Lärmen, welches Bäume, die vom Winde beweget werden, oder Wasserfälle machen könnten.

Die Tiefe, die Dickigkeit und die Höhe des Grundes und der Mauern muß man nach dem Umfange des Taubenhauses abmessen. Diese Proportionen bestehen gemeiniglich darinnen, daß man dem Grunde den sechsten Theil von der Höhe des Taubenhauses, und das Doppelmaaß von der Dicke der Mauer giebt. Jedweder Wand oder Mauer giebt man ein Viertheil mehr Höhe, als der Taubenschlag breit ist, und er hat gemeiniglich drey bis vier Klaftern im Diameter inwendig.

Damit nun die Ratten abgehalten werden, von außen in den Taubenschlag zu klettern, so schlägt man in einer gewissen Höhe, und zwar an den Orten, wo man vorhersehen kann, daß die Ratten daher kommen könnten, (als an den äußerlichen Winkeln der viereckigen Taubenhäuser) weiße Blechplatten an; diese Platten müssen ungefähr eines Fußes hoch seyn, und auf den Seiten ungefähr einen halben Fuß weit herausstehen. Wann nun die Ratten bis zu diesen Platten gelanget sind, an denen sie sich nicht anklammern können, so fallen sie auf eiserne Spitzen, die man unten, und zwar da zu befestigen pflegt, wo man vermuthen kann, daß sie hinfallen müssen.

Die Luft muß durch das Innwendige des Taubenhauses frey umlaufen können. Man macht die Hauptöffnung insgemein gegen Mittag, weil die Tauben gern die Sonne geradezu, besonders im Winter haben mögen. Wenn man sich nun, um der Luft freyen Ausgang zu geben, genöthigt sieht, ein Fenster anzubringen, das dem Nordwinde bloßgestellt ist; so muß man dieses, so lange die größte Kälte währt, immer zuhalten, und nur im Sommer aufmachen, um den Taubenschlag zu kühlen; jedwedes Fenster muß seinen besondern Schieber haben, damit man es von untenher Abends und Morgens mittelst eines Seiles und einer Rolle aufmachen und zumachen könne.

Man muß Sorge tragen, daß keine Löcher, weder außerhalb, noch innerhalb des Taubenschlages seyn; daß der Boden und die Decke gut eingepaßt seyn; damit die Ratten und andere Thiere nicht hinein kommen können; daß der Raum des Taubenhauses gut geschlagen, und recht mit Mörtel verkittet sey: denn nichts verwüstet den Boden ärger, als der Mist der Tauben. Da diese Thiere Liebhaber von der weißen Farbe sind, so kann man den Taubenschlag innwendig und auswendig weiß anstreichen lassen. Außerdem kann man auch darauf bedacht seyn, daß man außen vor dem Schlage von gehauenen Steinen oder von Gyps zween Obersäume (ceintures) oder Gesimse errichten lasse, wovon der eine in der Mitte, und der andre unter dem Fenster herrscht, welches den Tauben zum Aus- und Eingange dient. Diese beyden Obersäume werden ausdrücklich angelegt, damit die Tauben darauf sitzen und ruhen können, wann sie vom Felde zurücke kommen, und vornehmlich auch zu dem Ende, damit die Ratten und Wiesel abgehalten werden, hinein zu klettern.

Die

Die Thüre zum Taubenhause muß man allemal so anbringen, daß sie der Wohnung des Herrn im Gesichte liege, sollte sichs auch sogar treffen, daß das Taubenhaus zu dem Ende außerhalb des Hofes stehen müßte: und wäre man gar genöthigt, selbige an der Mitternachtsseite anzubringen, (wie denn die Nordwinde den Tauben sehr beschwerlich fallen;) so kann man doch durch dieses Mittel sehen, wer in den Taubenschlag hinein, oder aus demselben herausgeht; dadurch werden die Diebe, die so gern junge Tauben stehlen, in der Furcht erhalten. Um aber den unangenehmen Folgen vorzubeugen, die aus den Nordwinden entstehen könnten, darf man nur eine Gegenthüre machen lassen; diese wird den Taubenschlag wider die größte Kälte schützen.

Das Innwendige des Taubenhauses versieht man mit Nestern oder Nestlöchern; und dieses zu bewirken, bringt man sie manchmal sogar, indem man den Taubenschlag bauet, mit platten Ziegeln in der Mauer an, so daß dieselben lang, viereckig und in der Vertiefung finster sind, welches die Tauben sehr gern haben. Nichts destoweniger haben die Nester zuweilen einige Ritzen, durch welche sich die Ratten einschleichen, welches kein geringer Fehler ist. Es giebt Leute, welche irdene Töpfe zu den Nestern ihrer Tauben gebrauchen. Diese sind aus einem Stücke; folglich können die Ratten anders nicht hereinkommen, als durch die Mündung: allein, wenn die Mauern auch noch so wenig arbeiten, so zerbrechen die Töpfe doch; überdieß zerbricht man ihrer auch viel, wenn man den Taubenschlag rein kehrt.

Andre bedienen sich der hohlen Ziegel oder Dachpfannen, (von denen einer über den andern in Gestalt einer Röhre gelegt wird, die das Wasser abführen soll,) und stellen selbige um einen halben Fuß auf Mauerziegeln, die

sowohl von oben, als von unten her nach der Rundung der Hohlziegel eingerichtet sind; welches ebenfalls zur Scheidung für die Nester dient; jedoch ist dieß nicht so gut, wie die zwo vorhergehenden Arten. In einigen Landschaften, wo die Bruchsteine gut sind, macht man die Nestlöcher davon. Man findet auch Nestlöcher, die ganz von Gyps gegossen sind, deren längliche runde Gestalt einen ziemlich langen Umkreis macht, und deren Eingang eng ist. Es giebt auch Körbchen von einer besondern Bauart; in diesen ist den Tauben überaus wohl, und sie legen und brüten darinnen sogar noch besser, als in stärkern und schwerern Nestern. Jedoch haben diese Körbchen die Unbequemlichkeit, daß sie leicht voller Ungeziefer werden, wofern man nicht Sorge trägt, sie fleissig zu reinigen.

Uebrigens lege man die Nester an, wie man wolle, so muß man Sorge tragen, daß sie lieber zu groß, als zu klein seyn; dergestalt, daß der Tauber und die Taube darinnen aufrecht stehen können: indem sie außerdem ihres Nestes überdrüßig werden, und wenn sie irgendwo ein geräumigers finden, vielleicht nimmermehr wiederkommen könnten. Man muß auch darauf sehen, daß die erste Reihe von Nestern oder Nestlöchern zum wenigsten vier Fuß über der Erde sey, und darf keine Reihe höher anlegen, als drey Fuß weit von der Spitze des Taubenhauses. Die letzte Reihe muß man mit einem Brete bedecken, welches einen Fuß breit ist, und abhängig aufliegt, damit nicht die Ratten von der Decke hinein klettern können. Die Nester müssen schachbretförmig vertheilet seyn. Aufmerksame Leute legen vor ein jedes derselben einen kleinen platten Stein, welcher drey bis vier Querfinger über die Mauer hervorragt, damit sich die Tauben, wenn sie in ihre Nester kommen oder aus denselben herausgehen, oder wenn das schlechte Wetter sie nöthigt, den Taubenschlag zu hüten, darauf setzen können.

Die

Die meisten Schriftsteller, die von den Tauben geschrieben haben, versichern, nach Verlaufe von vier Jahren schafften die Tauben keinen Nutzen mehr, und gereichten noch obendrein den jüngern im Schlage zum Schaden und Nachtheile; wenn daher eine Taube vier Jahr alt worden wäre, so taugte sie weiter zu nichts mehr, als zum Todtmachen; allein die Schwierigkeit ist, wie man sie von den andern unterscheiden soll. Hierzu giebt es jedoch ein sehr sicheres Mittel, welches in folgenden besteht:

Wenn man anfängt, ein Taubenhaus zum erstenmale zu bevölkern, so schneidet man jede Taube, die man hinein thut, mit einer Scheere bloß in das Ende einer Klaue, und merkt sich die Zeit an, zu welcher dieses geschehen ist. Im folgenden Jahre müssen zween Männer um eben die Zeit, wenn die Tauben allesammt wieder in den Schlag gekommen sind, nachdem alles verschlossen worden, und man darinnen nicht mehr setzen kann, ohne Geräusch mit einer Blend-Laterne hinzu gehen, die nicht mehr Licht gewährt, als man braucht, um ein Nest zu visitiren. Der eine von diesen Männern hält die Laterne zum Leuchten, und der andre ergreift durchgehends alle Tauben in ihren Nestern, ohne eine einzige zu vergessen, und schneidet eine jede zum andernmal in das Ende einer Klaue an dem andern Fuß, und so nach und nach alle Jahre, bis man sie auf solche Weise viermal gezeichnet hat. Man darf auf keine Weise befürchten, daß ein solcher Besuch die Tauben erschrecken werde. Wann das vierte Jahr verlaufen ist, so kömmt man auf eben die schon beschriebene Art in das Taubenhaus, ausgenommen, daß man ein Paar Kefige mitbringt, welche groß genug sind, daß alle Tauben, die sich im Schlage befinden, hinein gehen können. In den einen thut man alle diejenigen, welche viermal gezeichnet sind, und schickt

sie

sie entweder zum Verkauf auf den Markt, oder gerades Weges zum Hausgebrauch in die Küche; und in den andern diejenigen, denen man an den Zeichen ansieht, daß sie noch nicht vier Jahr alt sind. Diese letztern läßt man sodann wieder in das Taubenhaus fliegen, weil sie noch zur Zucht taugen. Auf den ersten Anblick scheint diese Verrichtung etwas mühsam zu seyn: aber wenn man sie im ersten Jahre nun einmal prakticiret haben wird, so thut man es mit Vergnügen; und dieß immer mehr und mehr, zumal wenn man mit der Zeit inne wird, was für großen Nutzen hiervon der ganze Taubenschlag habe.

Es ist nicht nöthig hier im voraus zu erinnern, daß man die Tauben füttern müsse, sobald sie auf dem Felde kein Futter mehr finden; dieß heißt, von der Mitte des Novembers an, da alle Körner schon eingesäet und untergeackert sind; aus eben dem Grund muß man auch im Monat April wieder anfangen, wann der Ackersmann mit der Märzsaat zu Stande gekommen ist.

Man muß den Tauben zu ihrer gewöhnlichen Nahrung das Ausgesiebte von Roggen, Gerste und Haser geben; sie sind auch Liebhaber von Unkraute, von türkischem Weizen und besonders von Wicken. Dieses leztre Futter ist das wohlfeilste; deswegen werden sie auch damit am liebsten gefüttert. Man muß sich aber sorgfältig hüten, ihnen keinen Hirse zu geben; dieß würde eine schlechte Wirthschaft seyn. Die Tauben fallen auch mit vielem Heißhunger über den Hanfsaamen; und es giebt kein Futter, welches besser diente, sie an den Taubenschlag zu gewöhnen, als wenn man ihnen diesen dahin schüttet. So lange der stärkste Frost währt, wirft man den Tauben gern Weintraubenkerne hin, die man vorher durchgesiebt hat. Wie man sagen will, hält sie dieses ab, währender Zeit zu legen; und dieß ist gerade die

Zeit,

Zeit, da ohnehin alle Eyer verlohren seyn würden; denn die Jungen, die zu solcher Zeit etwan ausgebrütet werden könnten, wären doch in Gefahr, umzukommen. Gleichwohl sind diese Weinbeerkörne hinreichend, sie zu erhalten; folglich werden sie desto später Eyer legen, je später man ihnen dergleichen fortgiebt. Wer die Aufsicht über die Taubenschläge hat, muß darinnen sowohl, wie in allen übrigen Stücken, mit Klugheit zu Werke gehen. Man muß den Tauben ihr Futter an einen ebnen und reinlichen Ort hinwerfen, und ihnen pfeifen, sobald man es hinwirft, um sie damit zu rufen. Zweymal des Tages, früh und Abends, giebt man ihnen zu fressen. Wenn sich Taubeneyer im Schlage befinden, muß man sich zu der Zeit, da man die Tauben füttert, wohl hüten, daß man nicht das ganze Futter gleich früh hinstreue; der Grund hiervon ist, weil die Weibchen bis um eilf Uhr auf ihren Eyern sitzen bleiben, und solche auch nicht eher wieder besuchen, als gegen zwey Uhr. Also muß man ihnen auf diesen Zwischenraum von Zeit ihr Futter aufheben. Uebrigens muß man darinnen sehr pünktlich seyn, daß es den Tauben nicht an Futter fehle; indem sie außerdem den Schlag verlassen würden. Es ist auch wohlgethan, wenn man seinen Tauben ihr Futter nicht immer zu einerley Stunde giebt; denn die Tauben aus der Nachbarschaft werden in solchem Falle nicht ermangeln, es ihnen vor dem Schnabel wegzufressen; also muß man es ihnen bald früher, bald später hinwerfen.

Die Bücher, die von der Landwirthschaft handeln, sind mit unterschiedlichen Recepten angefüllt, die Tauben abzuhalten, daß sie nicht von ihren Schlägen desertiren sollen. Wir wollen doch einige derselben beybringen. 1) Man nimmt von einem Schöpse den Kopf und die Füße und läßt sie zusammen so lange kochen, bis sich das Fleisch von den Knochen ablöst; alsdann läßt man sie

ferner

ferner in der nämlichen Brühe fortkochen, bis sich das Fleisch gänzlich verzehret hat. In dieses überaus dick gewordene Decoct bröckelt man Thonerde, von welcher jedoch sorgfältig alle Steinchen geschieden seyn müssen, und thut reichliches Salz, Urin, Firniß, Mist, Hanfsaamen und Korn dazu. Das alles knetet man zusammen, und arbeitet es zu einem Teige, aus welchem man hernach kleine Brodchen von der Größe von ein Paar Fäusten macht, und solche an der Sonne oder am Ofen trocknen läßt; nur muß man darauf Achtung geben, daß sie nicht anbrennen. Wann nun diese Brodchen gebacken sind, legt man sie an verschiedene Stellen im Taubenhause; und sie werden kaum darinnen liegen, so machen sich die Tauben einen Zeitvertreib, daran zu picken, und finden daran einen Geschmack, der ihnen angenehm ist. Es gefällt ihnen auch dieser Zeitvertreib so gut, daß sie deßhalb nie ohne Widerwillen den Taubenschlag verlassen.

2) Andre Leute bedienen sich eines Ziegenkopfes, den sie mit Salz, Kümmel, Hanfsaamen und Urin, im Wasser kochen lassen; dieses setzen sie hernach in den Taubenschlag, damit es den Tauben zum Zeitvertreibe diene.

3) Manche lassen Hirse in Honig kochen, und thun, damit solches nicht anbrenne ein wenig Wasser dazu; dieß, sagen sie, ist eine Lockspeise, welche macht, daß die Tauben eine Liebe zu ihrer gewöhnlichen Wohnung fassen, und selbige hernach so wenig verlassen, daß sie vielmehr eher noch fremde Tauben an sich ziehen.

4) Man meynt auch, wenn man die Thüren und Fenster eines Taubenhauses mit einem balsamischen Oele riebe, wäre dieses ein Mittel, sie darinnen zu erhalten.

5) Viele Leute lassen Kümmel und Linsen in Honigwasser weichen, und geben den Tauben in ihren Schlägen davon zu fressen; dieß ist, nach der Meynung dieser Leute, das sicherste Mittel, den Tauben ihre Wohnung angenehm zu machen.

6) Andre Leute nehmen schlechtweg Gerstenmehl und Honig zu gleichen Theilen, und machen daraus ein Gemengsel, das sie den Tauben zu fressen geben.

7) Wenn man vom Taubenschlage weggeht, muß man ihnen anfänglich Kümmel hinwerfen. Man will für gewiß behaupten, daß dieses Futter sie nicht allein abhalten soll, davon zu fliegen; sondern wenn man sie selbst mit etwas Wohlriechendem reibt, so mache dieses, daß sie wohl noch andre Tauben mit nach Hause bringen.

8) Es finden sich auch Leute, welche Ziegelstein bröckeln, ihn durch ein weites Sieb sieben, und sogenanntes Bertramswurzel-Oel dazu mischen; das Ganze zusammen rühren sie in alten Wein, den sie durch einige geruchreiche Specereyen annehmlich machen; und von diesem Fraße geben sie den Tauben gerade zu der Zeit, wann sie solche aufs Feld ausfliegen lassen.

9) Man würzt auch wohl Thon mit Salz, oder nimmt vielmehr die Feuchtigkeit, die von gesalzenen Käsen abtröpfelt, und die man säubern läßt, und setzt beydes in den Taubenschlag; daß die Tauben das Salz lieben, ist jedermann bekannt: daher thut man auch gemeiniglich einen Salzstein hinein.

10) Man nehme ein halbes Maaß (demi-boisseau) Auskehricht vom Salzboden, sechs Pfund Honig,

nig, vierzehn Unzen klar gestoßnen Kümmel, ein Stallmaaß Hafer, ein Pfund Käse, und ein halb Viertel Senf; mische das alles in einem großen Gefäß untereinander, und knette es; alsdenn lasse man es in einem Backofen zween Tage lang backen, und hernach wieder abkühlen, so wird es in der ganzen Masse steinhart werden, worauf man es in den Taubenschlag legen kann.

11) In den Ländern, worinnen der indianische Hirse gemein ist, läßt man eine Portion davon in Wasser kochen; sodann setzt man es zum Trocknen an die Luft, und kocht es nochmals mit Milch. Wann dieses geschehen ist, bereibt man die Nestlöcher der Tauben damit besonders an denen Stellen, wo sich die Tauben die Füße oder Flügel damit beschmieren können. Man will versichern, dieses Kunststück wäre vorzüglich gut, nicht allein die Tauben an ihren Schlag zu fesseln, sondern auch andre in denselben zu locken.

12) Man thue Waizen in Wasser, worinnen man Anis gekocht hat, lasse ihn darinnen drey Tage nach einander weichen, und gebe sodann den Tauben im Schlage davon zu fressen.

13) Bohnen in Wasser gekocht, hernach in Honig eingeweicht und mit Kümmel überstreut, sollen gleiche Eigenschaft haben.

14) Man nehme eine Unze alten Thon, der in einem Ofen so lange geröstet, bis er ganz roth geworden ist, vier Quentchen weiblichen Eisenkrauts (verveine femelle), eben so viel in Wein geweichten und gut gestoßenen Weizen, ein halb Quentchen Campher, drey Quentchen Kümmel, und eine halbe Unze Brandtwein; dieß alles mische man mit Honig, weiche es recht durch,

und mache daraus eine Art von Teige, welchen man hernach in Stückchen, wie große Erbsen schneiden, und den Tauben davon geben kann.

15) Die Alten rühmten immer für die Tauben eine Pflanze, die sie **Peristeron** nannten; aber es läßt sich bis diese Stunde nicht recht bestimmen, was für eine Pflanze das sey.

Von dieser Art sind die mehresten geheimen Kunstgriffe, die man in den Schriftstellern findet, um die Tauben in die Schläge zu locken. Ein Beutel voll rothe Ameisen, wenn man ihn in das Taubenhaus wirft, thut, wie man sagen will, die gegentheilige Wirkung; er verjagt die Tauben aus dem Schlage. Es giebt Bauern, die diesen Vögeln, damit sie sterben sollen, Weizen in Ochsenmist geweicht zuwerfen. Wider diese Art von Gifte weis man noch kein Mittel; und es wäre zu wünschen, daß man eins hätte.

Nichts ist nöthiger für die Tauben, als Reinlichkeit, indem sie sonst krätzig und voller Läuse werden. Al o muß man den Taubenschlag alle Monathe fein rein aussäubern. Den Mist, den man daraus wegnimmt, muß man so sanft, als immer möglich seyn will, bewegen, damit der Staub davon nicht in gar zu großer Quantität auf die Eyer fliege, die sich in den Nestern befinden. Ueberhaupt muß man dieses Geschäffte so geschwind verrichten, als man nur kann, damit auch die Eyer nicht erkalten, indem die Tauben aus dem Schlage weichen müssen, wenn man ihn soll rein machen können. Zugleich muß man allen Unrath und Schmutz wegschaffen, der sich etwan in den Nestern findet, wenn man die jungen Tauben ausnimmt. Auch muß man alle todte oder kranke Tauben herauswerfen, damit sich

nicht

nicht im Schlag ein Gestank erzeuge, welcher vermögend ist, alle übrigen anzustecken. Findet man junge Tauben, die aus ihren Nestern gefallen sind, so muß man solche aufheben, und wieder ins Nest legen, wiewohl man sich von solchen Tauben eben nicht viel Glück versprechen darf, indem die Tauben fast allemal ihre Jungen verlassen, sobald Menschen dieselben in den Händen gehabt haben. Folglich hat man sich in Acht zu nehmen, daß man die Jungen, wenn sie in ihren Nestern sind, nicht anrühre.

Man muß das Taubenhaus fleißig ausreichern, weil für die Tauben nichts besser ist, als dieses. Das Räucherwerk, welches man darinnen anzünden kann, muß aus Weihrauch, Benzoe, oder Storax bestehen; oder man kann auch wohlriechende Kräuter darinnen anzünden, als da sind Thymian, Lavendel, Rosmarin, und zuweilen auch wohl Wacholderholz.

Alles, was wir bisher gesagt haben, betrifft die gemeinen Feld- oder Schlagtauben. Nunmehro wollen wir von Rauchfüßigen oder solchen Tauben reden, die man in den Vogelhäusern zu erziehen pflegt. Wenn sich in den Vogelhäusern von unten bis oben hinaus Nestlöcher befinden, so nennt man sie **Taubenhäuser auf einem Pfosten** (Volieres à pied), und in solchem Fall ist zwischen denselben und den gemeinen Taubenschlägen kein Unterschied. Die Federn, womit die Beine der rauchfüßigen Tauben bedecket sind, und die ihnen bis auf die Füße herunter gehen, sind ihnen schädlich. Kommen sie nun ins Taubenhaus zurück mit Federn, die mit Kothe beladen, und allenthalben voll Wasser sind, so setzen sie sich auf ihre Eyer, erkälten solche, oder werfen sie aus den Nestern, wodurch dann das Eyerlegen vergeblich wird. Um nun solchen unangenehmen Folgen vorzubeugen, schneidet man ihnen mit der Scheere die Federn von den Füßen hinweg.

Man muß die rauchfüßigen Tauben eigentlich in ein Vogelhaus einquartiren, worinnen weder Frost noch Hitze zu sehr zu empfinden sind, daß jedoch hell ist, und sein Licht von der Morgen- oder Mittags-Seite her bekommt. Da sich die rauchfüssigen Tauben nur sehr selten weit verirren, so werden sie noch viel weniger davon fliegen, wenn man sie gut füttert, und werden dafür auch desto mehr eintragen. Wenn sie im Brüten begriffen sind, darf man sie in ihrem Vogelhause nicht ohne Wasser lassen; dabey muß man auch Sorge tragen, ihnen oft frisches zu geben, sowohl wegen der Kälte, in der es bald gefrieren könnte, als wegen des Unrathes, der es stinkend und schädlich machen möchte, oder es auch sonst verderben und den Tauben zur Beschwerde gereichen würde. Das Vogelhaus selbst muß man ausfegen, die Nester desselben rein machen, und es von Zeit zu Zeit ausräuchern.

Will man im Winter junge Tauben haben, so hält man sie an einem warmen Ort und bey temperirter Luft; man läßt es ihnen nicht an Futter fehlen, als Hafer, Wicken, und fleißig Hanfsaamen, um sie zu erwärmen. Zugleich trägt man Sorge, klares Wasser bey ihnen zu erhalten, welches man Tag vor Tag nachsehen muß, damit es nicht einfriere. Und will man früh im Jahre junge Tauben haben, so ist hierzu kein beßrer Rath, als daß man ihnen Linsen in gemeinem Weine gebraten vorwerfe, und von Zeit zu Zeit ein wenig Hanfsaamen gebe.

Will man rauchfüßige Tauben von ungemeiner Fettigkeit haben, die sich darzu schicken, daß sie auf den delicatesten Tafeln als ein auserlesenes Gericht aufgetragen werden können, so darf man nicht warten, bis sie ausfliegen können, sondern blos so lange, bis sie ein

wenig stark sind. Zu dem Ende reißt man ihnen die dicksten Federn aus den Flügeln, wodurch sie genöthigt werden, im Neste sitzen zu bleiben; oder man bindet sie auch mit den Füßen an. Manche Leute zerbrechen ihnen gar die Knochen an den Beinen. Dies ist ein Mittel, sie sichtbarlich und binnen weniger Zeit fett werden zu sehen: denn da das Futter, welches diese kleinen Thiere alsdann zu sich nehmen, nicht zerstreuet wird, so verwandelt es sich in Fett.

Will man Tauben haben, die vortreflich zur Zucht taugen, so muß man sich solche aussuchen, die lebhaft aussehen und voller Feuer sind, die einen hohen Kopf und stolzen Gang haben. Die Männchen müssen groß und stark seyn, und einen steifen Flug haben, welches leicht zu erkennen ist, wenn sie die Flügel aufschlagen oder solche sonst bewegen. Denn ziehen sie selbige steif wieder ein, so ist dieses ein Zeichen, daß sie stark und munter sind, bringen sie hingegen lange zu, dieselben einzuziehen, so ist dieß ein Merkmaal, daß sie schwächlich und von gar zu zartem Temperamente sind. Man muß auch Sorge tragen, daß die Tauben, die man auslieſt, gut bey Leibe seyn; denn wären sie mager, so würden sie keinen Nutzen schaffen.

Hat man nun seine Tauben ausgesucht, so muß man sie zusammen paaren, ehe man sie noch ins Vogelhaus steckt. Zu dem Ende muß man sie paarweise von einander sondern, und auf solche Art jedwedes Paar an besondern Orten einsperren. Da läßt man sie beysammen zwölf bis vierzehn Tage, und ist übrigens besorgt, sie gut zu füttern, und ein wenig Hanfsaamen unter ihren Fraß zu thun, damit sie erwärmet werden. Dabey muß man auch große Sorge tragen, daß sie zum öftern frisches Wasser, welches schön und

hell seyn muß, bekommen und fein reinlich gehalten werden. Hat man sie hernach in das Vogelhaus gesteckt, so muß man sie gut abwarten; und um zu verhindern, daß ihr Fraß nicht unterm Schmuz und Dreck verlohren gehe, kann man selbigen in ein langes und pyramidenförmiges Futtergefäß thun, damit er nicht anders in ihren Trog falle, als nach Maaßgabe, daß ihn die Tauben verzehren. Man muß auch bedacht seyn, Stroh in einen Winkel des Vogelhauses zu legen, damit die Tauben sich davon Nester machen können, zumal wenn sich kein Stroh sonst in einem Hühnerhofe oder anderm Orte befindet, wo sie sichs selbst herholen könnten.

Das Brüten der Tauben währt volle vierzehn Tage. Wann sie einmal ausgebrütet sind, fressen sie vor drey bis vier Tagen nichts; dann ist blos hinlänglich, daß sie warm gehalten werden. Das Weibchen nimmt allein die Mühe über sich, sie während dieser Zeit warm zu halten, ohne aus dem Neste zu weichen, es müßte denn auf einige Augenblicke geschehen, die es anwendet, ein wenig Futter zu sich zu nehmen. Alsdenn ernähren sie die Jungen ganzer acht Tage lang von halb verdauten Nahrungsmitteln, als mit Brey, den sie ihnen ein, zwey, oder dreymal des Tages, je nachdem es ihre Nothdurft erfordert, einblasen oder eintrichtern; und zwar dergestalt, daß der alte Tauber insgemein die kleine Taube, die alte Taube hingegen den kleinen Tauber füttert. Nach und nach geben sie ihnen, nach Maaßgabe ihrer zunehmenden Kräfte, eine stärkere Nahrung. Der Schlund ist bey der Taube so gebildet, daß sie damit ihren Jungen die Nahrung eintrichtern kann; und in Wahrheit bemerkt man auch bey der Zergliederung, daß derselbe einer größern Ausdehnung fähig sey, als bey anderm Geflügel; und wenn man bey jenem in die Luftröhre bläst, so blähet man damit

ihren Kropf auf, ohne daß man doch sähe, durch was für einen Gang die Luft dahinein kommen könne. Indeß ist dergleichen Ausdehnung des Schlundes durchaus unentbehrlich: denn wenn das Futter darinnen verschlossen und zusammen gepreßt wäre, so würde es sich darinnen digeriren und wenigstens beträchtlich verändern, ehe der alte Vogel noch zu seinem Neste gelangen könnte, indem die Zusammenpressungsbewegung eine der hauptsächlichsten Ursachen der Dauung ist; so setzen aber die Ausdehnung des Schlundes, und die Luft, von welcher der Kropf aufgebläht wird, alles in Sicherheit, was die Taube darinnen für ihre Jungen aufsparet.

Dürfen wir dem Aldrovandi Glauben beymessen, so begatten sich die jungen Tauber niemals mit ihren Tauben, ohne sie vorher zu schnäbeln; die alten hingegen schnäbeln ihre Tauben nur das erstemal. Hat sich die Taube von einem fremden Tauber treten lassen, so wird ihr Tauber unwillig, macht sich nichts mehr aus ihr, und mag sie nicht mehr sehen; oder wenn er ja zu ihr kömmt, so geschieht es doch blos, um sie zu züchtigen. Man hat sogar gesehen, daß zween Tauber, welche beyderseits mit ihren Tauben unzufrieden gewesen sind, mit einander getauscht, und hernach in ihrer neuen Wirthschaft in gutem Vernehmen gelebt haben.

Jedwede Brut besteht aus zwey ganz weißen Eyern, wovon das Eine einen jungen Tauber, und das andere eine junge Taube giebt. Dann und wann kommen auch wohl zween junge Tauber, oder zwo junge Tauben zur Welt. Zu jedwedes Eyes Legung wird eine neue Begattung erfordert; die meistenmale legt die Taube des Nachmittags. Die guten Tauben in den Taubenhäusern haben jährlich zwölf auch wohl dreyzehnmal Brut. Und weil sie keine Zeit müßig zubringen wol-

len, so haben sie allemal Eyer und Junge zugleich; so bald daher die Jungen im Stande sind, auszufliegen, jagt sie der Vater aus dem Nest, und zwingt sie, ihren Unterhalt und Aufenthalt für sich selbst zu suchen.

Das Geschlecht einer Taube ist sehr leicht an der Stimme zu erkennen, insonderheit bey den Haustauben; denn die Weibchen haben eine sehr klare, und die Männchen eine viel tiefere Stimme.

Aristoteles, **Plinius** und **Athenäus** sagen, es wäre den Tauben eigen, daß sie, wenn sie söffen, den Hals nicht umdrehten, sondern reichliche Züge thäten, gerade wie die Lastthiere.

Ob wir nun oben gleich gesagt haben, man dürfe, wenn man recht gute Nutzung von den Tauben haben wolle, dieselben nicht länger halten, als vier Jahr, so wollen wir darum doch nicht gesagt haben, daß sie nicht viel länger sollten leben können. **Albertus Magnus** setzt ihr Lebens-Ziel auf zwanzig Jahr; und was die Haustauben anlangt, sagt **Aldrovandi**, so hat mir ein glaubwürdiger Mann gesagt, er hätte einen Vater, der ein großer Liebhaber von Tauben und anderm Geflügel gewesen wäre, erzählen hören, er habe einmal einen Tauber zwey und zwanzig Jahr lang gehabt, und doch hätte dieser Tauber immer noch nicht aufgehört, sich fortzupflanzen, ausgenommen im letzten halben Jahr, in welchem er von der Taube weggezogen wäre, um ein lediges Leben zu führen. **Aristoteles** legt den Tauben gar ein Leben von vierzig Jahren bey.

Die Tauben baden gern und wälzen sich gern im Staub herum, damit sie die Flöhe und Läuse, welche

ihnen

ihnen beschwerlich sind, los werden. Sie fliegen sehr geschwind, zumal wenn sie merken, daß ihnen der Sperber, der Geyer, oder sonst ein Raubvogel nachsetzen. Außer ihrem treflichen Fluge haben sie auch ein eben so scharfes Gesicht als Gehör. Dieß sind die einzigen Waffen, welche ihnen die Natur zu ihrer Vertheidigung gegeben hat. Sie sympathisiren mit dem Menschen und mit dem Geflügel, aber nicht mit dem Wannenweher (Cresserelle); sie zittern bey dem Anblicke dieses Raubvogels, weil sie wissen, daß er ihrer, wenn er sie erwischen kann, nicht schonen werde.

Es heißt zwar im Sprüchwort, eine Taube hat keine Galle; aber dieses Sprüchwort ist so wohl moralisch, als physisch unwahr: vielmehr sind sie zornig, und schlagen sich oftmals mit einander bis auf den Tod. Daher lacht auch **Galenus** mit Recht über diejenigen, welche vorgeben, diese Vögel hätten keine Gallenblase.

Ehe wir das Kapitel von den Tauben beschließen wird es, damit wir in dieser Materie nichts zu erinnern übrig lassen, nicht undienlich seyn, wenn wir noch die Art und Weise beyfügen, wie die Wilden = oder Holztauben zu jagen sind. Man begiebt sich zu dem Ende währender Nacht in einen Eichen = oder Eschenwald mit angezündeten Strohfackeln und ehernen Instrumenten, von deren Klange die Holztauben erschrecken: da sie sich nun in dieser Verfassung nicht zu regen das Herz haben, so kann man ihrer eine Menge fangen. Eine andere, noch zuverläßigere und einträglichere Methode, sie zu erwischen, ist, daß man ein grosses Netz ausspannet, und selbiges an Stangen dergestalt befestiget, daß der obere Theil davon, indem er fällt, weiter hervor springt als der untre, und so nach

alles

alles bedeckt, was sich unter dem Netze befindet. Man richtet in einigen Entfernungen drey sehr lange, und im Triangel gestellte Stangen auf, an deren Spitze ein kleiner Sitz ist, worinnen ein Mensch sitzen kann. Zwo Personen müssen zu dieser Jagd seyn, die eine hält es hinter dem Netz, um es zu rechter Zeit niederfallen zu lassen; die andre steigt mittelst einer Strickleiter in die Maschine, versieht sich mit einem Bogen und etlichen Pfeilen, welche mit Federn aus dem Schwanz eines Raubvogels besetzt sind; und so bald sie wilde Tauben gewahr wird, schießt sie ihre Pfeile in die Luft, darüber meynen die armen Tauben, Raubvögel zu sehen, und stürzen herunter an den Fuß des Netzes, welches sodenn über sie zufällt und sie gefangen nimmt.

Die Taube ist unter den menschlichen Nahrungsmitteln von sehr großer Nutzung, zumal so lange sie jung ist. Zu solcher Zeit ist ihr Fleisch zart, schmackhaft, leicht zu verdauen, und überaus nahrhaft. Je mehr aber das Thierchen an Alter zunimmt, desto trockner, derber und unverdaulicher wird sein Fleisch, ja es dient um so viel mehr, grobe und melancholische Säfte zu erzeugen. Allem Ansehen nach mag es auch wohl aus eben diesem Grunde geschehen seyn, daß verschiedne Schriftsteller das Taubenessen für ungesund gehalten, und es daher verworfen haben. Dessen ungeachtet kann man den jungen Tauben, zumal wenn sie im Vogelhause gezogen worden, das Lob nicht absprechen, daß sie ein sehr gutes, und leicht zu verdauendes Essen abgeben. Junge Tauben schicken sich daher zur Speise für jedes Alter, für jedes Temperament und für jedes Geschlecht. Weil indessen ihr Fleisch etwas hartleibig macht, so müssen melancholische Personen solches mäßiger genießen, als andre.

Die Taube hat ihren Nutzen auch in der Arzney. Man braucht sie da nicht nur im Ganzen, sondern auch zum Theil; ich meyne, ihr Blut und ihren Mist. Man schneidet zum Exempel eine lebendige Taube der Länge lang am Rücken auf, und legt sie ganz warm auf den Kopf im Schlagfluß, in der Schlafsucht, im Seitenstechen und in bösartigen Fiebern. Man legt sie auch auf die Fußsohle, wenn das Fieber mit Seitenstechen verbunden ist, um eine Revulsion derjenigen Feuchtigkeit, welche das Gehirn angreift, zu bewirken. Die Herrn Arnault von Nobleville und Salerno behaupten für gewiß, sie hätten davon überaus gute Wirkungen in diesem Falle, so wie auch dann gesehen, wenn eine Taube beym Seitenstechen auf die schmerzhafte Seite gelegt worden wäre. Diese Aerzte sagen, sie wirkt in allen dergleichen Fällen dadurch, daß sie durch ihre flüchtigen Theilchen die Schweißlöcher der Haut öffnet, als wodurch die Transpiration vermehret, und den Feuchtigkeiten, welche in dem leidenden Theile stocken, ihr Ausgang verschaffet wird; zu dem verdünnt die Taube mit ihrem Blute diese Säfte, zertheilt sie, und jagt sie wiederum in den Strom des Umlaufes. Gleichwohl versäumen die neuern Aerzte dieses Mittel, ob es gleich manchmal besser gelingt, als andre weit höher gepriesene Arzneyen.

Frisch abgenommenes Taubenblut ist auch sehr gebräuchlich, die scharfe und schädliche Säure an den Augen zu versüßen, und frische Wunden zu heilen; wobey man das Blut von einen Tauber, welches unterm Flügel weggenommen wird, als das spirituöseste, am liebsten hat. Manche Schriftsteller preisen das innere Häutgen des getreugten und zu Pulver gestoßenen Taubenmagens wider die Ruhr an.

Der

Der Mist dieses Vogels enthält viel Salpeter und Salmiak; daher ist er auch sehr hitzig, zertheilend und auflösend; er geht durch den Urin, und ist Wassersüchtigen und solchen Patienten dienlich, welche mit dem Lendengries behaftet sind. Die Methode, ihn wider diese Krankheiten zu brauchen, besteht darinnen, daß man ihn calcinirt, und hierauf so denn mit gemeinen Wasser eine Lauge macht, die zum gewöhnlichen Getränke dienen muß; manche thun etwas Weinreben- und Grießasche dazu, um ihn noch kräftiger zu machen. In andern Krankheiten giebt man ihn auch, wie er ist, ein. Die Gabe davon beträgt zween Scrupel, woraus man mit ein wenig Syrop einen Bissen macht; oder man läßt auch dieses Pulver währender Nacht in einem Gläschen guten Weines schmelzen. Den andern Morgen seigt man es, ohne es auszudrücken, durch ein leinen Tuch, und giebt dem Patienten das Durchgeseigte.

Der Taubenmist wird auch äußerlich gebrauchet. Da er wegen des Salmiaks- und Salpetersalzes, womit er sich geschwängert befindet, sehr hitzig ist, so verbrennt er die Haut und frißt sie an, wenn man ihn eine gewisse Zeitlang darauf liegen läßt; deswegen braucht man ihn auch zu caustischen und erhitzenden Pflastern und Umschlägen. Man stößt ihn, siebt ihn durch, vermischt ihn alsdann mit Kressensaamen oder Senf, und legt ihn in chronischen Krankheiten auf, als in der kalten Gicht, im heftigen Kopfweh, im Schwindel, und in Seitenschmerzen, am Hals, an den Lenden kurz, in allen den Fällen, zu denen sich die Vesicatorien schicken, und bey denen man die Vesicatorien lindern will, um der Empfindlichkeit des Patienten zu schonen. Ettmüller merkt an, eben dieser Mist heile die Kröpfe, wenn man ihn mit einem Gemische von Gerstenmehl und Eßig auflegt. Mit Oel und Eßig

gemischt

gemischt, zerstreut er binnen kurzer Zeit die knotigen und schleimigen Wassergeschwülsten, welche zuweilen in den Gelenken entstehen. Wir wollen doch einige Formeln beybringen, zu welchen Taubenmist kömmt.

1.

Man nehme ein Quentchen calcinirten Taubenmist, und funfzehn Gran gestoßnen Safran, mische alles zusammen mit ein wenig Syrop von den fünf eröffnenden Wurzeln, und mach daraus einen Harntreibenden Bissen, den man in einer Oblate einnehmen kann.

2.

Man nehme Taubenmist und Anissaamen, von jedwedem vier Unzen; frische Pomeranzenrinde, zwo Unzen, gieße auf dieß alles vier Pfund guten Burgunderwein, und lasse es darinnen vier und zwanzig Stunden weichen. Alsdann ziehe man die zwey Dritthel von dem Safte, den man hernach zum Gebrauch aufheben muß, im Marienbad ab, dieser Liqueur wird ungemein gepriesen zu Abführung des Urins, zu Reinigung der Nieren vom Gries und vom Kiessande, wie auch wider die Kolik.

3.

Man nehme vier Unzen zu Pulver gestoßenen Taubenmist, eine halbe Unze Safran, Mithridat, Theriak und Senfsaamen, von jedem eine Unze; mische alles unter einander, gieße eine hinlängliche Qantität Terpentin zu, und mache daraus ein Pflaster wider die Pest, welches man auf die Beule legen, und sie damit zur Reifung bringen kann.

Man

Man nehme Wurzel von wildem Meerrettig, Knoblauch, Sumachspitzen (des sommités rhue), und Taubenmist, von jedem eine Unze; stoße alles zusammen im Mörsel, und netze es währender Zeit mit Eßig; gegen das Ende thue man drey Unzen guten Speisesenf dazu, und mache aus alledem einen Umschlag wider das zurücke getretene Padagra. Dieses lege man auf die Fußsohlen; und wann es trocken worden ist, lege man wieder ein frisches auf.

Nach dem Zeugnisse des **Crescentiensis** ist Taubenmist sehr gut für Pflanzen und Sämereyen: man kann ihn auf den Boden streuen, so oft man Saamen aussäet, und zwar so wohl mit dem Saamen zugleich, als auch sogar nachher in jeder Jahreszeit. Jedweder Korb davon ist so viel werth, als eine Fuhre Schaafmist; daher düngen auch unsre Ackersleute die Felder mit Taubenmist, bald mit dem Saamen zugleich, bald auch besonders.

Wir selbst haben uns vielmals mit gutem Nutzen zu Besprengung der Pomeranzenbäume des Wassers bedienet, worinnen wir Hefen, Schaaf- und Taubenmist, Menschenkoth und die Ueberbleibsel aus den Baumöltonnen untereinander gemengt hatten; es ist unglaublich, was für bewundernswürdigen Wuchs diesen Bäumen das mit den Säften von allen diesen Dingen geschwängerte Wasser ertheilte.

E N D E.